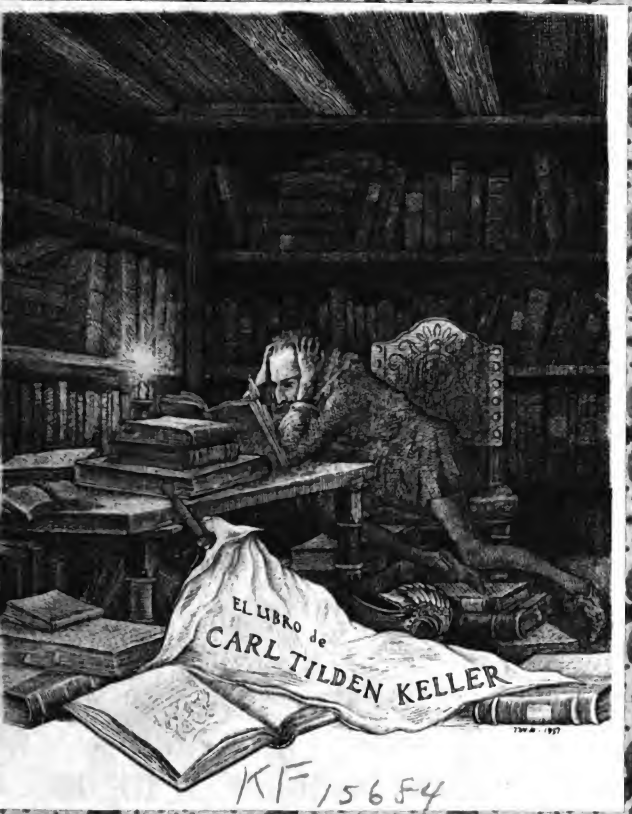
HN 4564 6



KF 1565 F4

Cervantes

sämmtliche Werke.

Aus

der Ursprache neu übersetzt.

Siebentes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig,

bei Gottfried Basse.

1825.

KF15684

Moraliſche Erzählungen.

Erſtes Bändchen.

An Don Pedro Fernandez de Castro, Grafen von Lemos, Andrade und Villalba, u. s. w.

Diejenigen, welche ihre Werke irgend einem Großen zueignen, verfallen gewöhnlich in zwei Irrthümer. Der erste derselben ist, daß sie in dem Schreiben, welches sie die Zueignung nennen, und welches kurz und gedrängt seyn soll, entweder von der Wahrheit oder von der Schmeichelei dazu bewogen, recht vorsätzlich und weitläuftig sich dabei aufhalten, ihnen nicht allein die Thaten ihrer Väter und Großväter, sondern auch die aller ihrer Verwandten, Freunde und Wohlthäter in's Gedächtniß zu rufen. Der zweite Fehler ist, daß sie vorgeben, sie stellten ihre Schriften unter ihren Schutz und Beistand, damit boshafte Zungen und Verläumder sich nicht erkühnen möchten, denselben zu schaden und sie zu lästern. Ich aber fliehe diese beiden Unschicklichkeiten und übergehe hier mit Stillschweigen die Größe und die Würden des alten, königlichen Hauses Eurer Excellenz, nebst

Derſelben unzähligen, ſowohl natürlichen, als erworbenen Tugenden. Ich überlaſſe es den neuen Phidias und Lyſippus, Marmor und Erz zu ſuchen, worein ſie dieſelben hauen und graben können, damit ſie in entfernten Zeiten Wetteifer erregen. Eben ſo wenig erſuche ich Eure Excellenz, dies Buch in Ihren Schutz zu nehmen, denn wenn es an ſich ſelbſt nicht gut iſt, ſo kann ich es unter die Flügel von Aſtolphs Hippogryphen, oder in den Schatten von Herkules Keule ſtellen. und dennoch werden die Zoylus, die Cyniker, die Arretin und die Bernias nicht unterlaſſen, gemeinſchaftlich in ſeinen Tadel einzuſtimmen, ohne vor irgend Jemanden Ehrerbietung zu haben. Ich flehe Eure Excellenz nur an, zu bedenken, daß ich Derſelben ganz anſpruchslos zwölf Erzählungen überſende, die, wenn ſie nicht gerade in der Offizin meines Verſtandes wären zubereitet worden, es wohl wagen könnten, ſich den zierlichſten an die Seite zu ſtellen. Wie ſie nun eben ſind, gehen ſie dahin; ich aber bleibe ſehr vergnügt hier zurück, denn ich glaube, daß ich einigermaßen den Wunſch an den Tag lege, Eurer Excellenz als meinem wahren Gebieter und Wohlthäter zu dienen. Gott erhalte ꝛc. Madrid, am 13. Julius 1613.

Eurer Excellenz Diener

Miguel de Cervantes Saavedra.

Vorrede an den Leser.

Ich wünschte, wenn es möglich wäre, geliebtester Leser, daß ich mir die Mühe ersparen könnte, diese Vorrede zu schreiben; denn mit derjenigen, welche ich meinem Don Quixote vorausschickte, ist es mir nicht so gut gegangen, daß mir die Lust geblieben wäre, es noch einmal zu wiederholen. An dieser hier ist einer von den vielen Freunden Schuld, deren ich in meinem Leben mehr durch meine Denkungsart als durch meinen Geist gewonnen habe. Dieser Freund hätte mich nun wohl wie es Gebrauch und Gewohnheit ist, auf dem ersten Blatte dieses Buches können in Kupfer stechen und abbilden lassen, denn der berühmte Don Juan de Jauriqui würde ihm mein Bildniß gegeben haben. Dadurch hätte man meinen Hochmuth und zugleich die Wünsche mehrerer befriedigt, die zu wissen verlangen, was für ein Gesicht, was für eine Gestalt derjenige hat, der sich erkühnt, mit so vielen Erfindungen auf den Schauplatz der Welt

und unter die Augen der Leute zu treten. Man könnte alsdann unter das Bild schreiben: Das Bild, welches ihr hier seht mit dem Adlergesichte, braunem Haar, glatter, offener Stirn, heitern Augen, gebogener, aber gut geformter Nase, einem silbernen Barte, der vor zwanzig Jahren noch golden war, starkem Knebelbart, kleinem Munde, nicht ansehnlichen Zähnen, weil er deren nur sechs hat, die nicht in den besten Umständen, und eben deshalb nicht gut gewachsen sind, weil sie nicht mit einander zusammenhängen, mit einem mittelmäßigen, nicht großen und nicht kleinen Körper, lebhafter, mehr weißer, als brauner Farbe, ein wenig in die Schultern gewachsen, und eben nicht leicht auf den Füßen; dieses ist das Bild des Verfassers der Galatea und des Don Quixote von la Mancha; es ist das Bild dessen, der nach dem Beispiele des Cäsar Caporali von Perugia, die Reise auf den Parnaß schrieb, so wie auch noch andere Werke, die hier und da, und zwar vielleicht ohne den Namen ihres Herrn in der Irre herumlaufen. Er nennt sich gewöhnlich Miguel de Cervantes Saavedra. Er war viele Jahre Soldat und fünf und ein halbes Jahr Gefangener, und als solcher lernte er in Widerwärtigkeiten Geduld haben. Er verlor in der Seeschlacht bei Lepanto die linke Hand durch einen Büchsenschuß; eine Verwundung, die zwar häßlich zu seyn scheint, die ihm aber schön vorkommt, weil er sie bei der merkwürdigsten und erhabensten Gelegenheit erhalten hat, welche vergangene Jahrhunderte gesehen haben, und künftige noch

erwarten können, indem er unter den siegreichen Fahnen des Sohnes jenes hohen Kriegers, Karls V. glücklichen Andenkens, focht. Und wenn dem Freunde, über den ich mich beschwere, nichts weiter einfiel, als das Erwähnte von mir zu sagen, so würde ich mir selbst noch ein paar Dutzend Zeugen aufstellen, ihm dieselben heimlich nennen, dadurch meinen Namen ausbreiten und meinem Geiste einen guten Ruf verschaffen; denn wenn man glauben wollte, daß solche Lobeserhebungen die reine Wahrheit sagen, so wäre das thöricht, da Lob und Tadel keinen festen und bestimmten Endpunkt haben. Kurz, da nun diese Gelegenheit einmal vorbeigegangen ist und ich ohne Aufschrift und ohne Bildniß geblieben bin, so werde ich wohl gezwungen seyn, meinen eigenen Schnabel zu benutzen, denn wenn dieser auch ein wenig stottert, so geschieht es doch nicht, wenn er in den Fall kommt, Wahrheiten zu sagen, welche man übrigens auch wohl durch bloße Zeichen verständlich machen kann. Daher sage ich Dir noch einmal, geliebter Leser, daß Du von den Erzählungen, die ich Dir hier anbiete, keinesweges ein Ragout wirst machen können, denn sie haben weder Fuß, noch Kopf, noch Eingeweide, noch sonst etwas, dem Aehnliches; ich meine, daß die verliebten Reden, welche Du in einigen derselben finden wirst, so ehrbar und der Vernunft und Religion so angemessen sind, daß sie weder den unbefangenen, noch den befangenen Leser auf böse Gedanken bringen können. Ich habe ihnen den Namen Moralische Erzählungen gegeben, und wenn Du sie

recht betrachteſt, ſo wirſt Du keine darunter finden, aus welcher man nicht irgend ein der Moralität zuträgliches Beiſpiel ziehen könnte, und wenn ich es nicht vermeiden wollte, dieſen Gegenſtand ſo weitläuftig zu behandeln, ſo würde ich Dir vielleicht die ſaftige, edle Frucht zeigen, die man aus allen zuſammen, ſo wie aus jeder einzelnen für ſich, ziehen kann. Mein Endzweck war, mitten in unſerm Lande eine Billardtafel aufzuſtellen, an welche ein Jeder hinzutreten und ſich unterhalten könnte, ohne Schaden zu nehmen, nämlich weder am Leibe, noch an der Seele; denn ſittſame und angenehme Unterhaltungen bringen eher Nutzen, als Schaden. Ja, man iſt nicht immer in der Kirche, die Capellen ſind nicht immer gefüllt, und nicht immer betreibt man die Geſchäfte, ſie mögen nun ſo wichtig ſeyn, als ſie wollen, ſondern es giebt Stunden der Erholung, wo der ermüdete Geiſt ruht, und zu dieſem Behufe pflanzt man Luſthaine, ſucht Quellen, ebnet Hügel und baut mit Sorgfalt ſchöne Gärten. Und noch etwas will ich mich erkühnen, Dir zu ſagen. Wenn ich nämlich auf irgend eine Art erführe, daß das Leſen dieſer Erzählungen bei irgend Jemanden einen böſen Wunſch oder Gedanken veranlaſſen könnte, ſo würde ich mir lieber die Hand ablöſen, mit welcher ich ſie geſchrieben habe, als ſie der Welt übergeben. Mein Alter iſt nicht von der Art, daß ich das künftige Leben beſpötteln könnte, denn ich habe das fünfundſechzigſte Jahr überſchritten, und muß von meiner Hand leben. Daraufhin führte mich mein Geiſt, hierhin

leitet mich meine Neigung, und zwar um so mehr, da ich mir einbilde (und es ist auch so), daß ich der Erste bin, der in castilianischer Sprache erzählt hat, denn alle Erzählungen, die wir gedruckt in derselben haben, sind aus fremden Sprachen übersetzt, diese aber sind mein Eigenthum, und weder nachgeahmt, noch gestohlen. Mein Geist erzeugte, meine Feder gebar sie, und in den Armen der Presse mögen sie empor wachsen. Nach ihnen, wenn ich das Leben behalte, werde ich Dir die Leiden des Persiles darbieten, ein Buch, welches mit dem Heliodor um den Preis zu ringen wagt, wenn es bei dieser Kühnheit sich nicht etwa den Kopf einstößt; vorher aber, und zwar bald, sollst Du eine Fortsetzung der Thaten Don Quixote's und der witzigen Späße Sancho Panzo's sehen, und gleich darauf die Wochen im Garten. Ich verspreche viel für so geringe Kräfte, als die meinigen sind; wer kann aber seine Wünsche zügeln? Nur dies magst Du noch bedenken, daß diese Erzählungen, weil ich es gewagt habe, sie dem großen Grafen von Lemos zuzueignen, irgend ein Geheimniß verbergen, welches sie wichtig macht. Und hiermit genug! Gott behüte Dich und gebe mir Geduld, um kaltblütig das zu ertragen, was mehrere Kleinigkeitskrämer und Putzaffen von mir sagen werden. **Vale!**

I.

Das Zigeunermädchen.

Es scheint, als wenn die Zigeuner und Zigeunerinnen in der Welt nur geboren würden, um Spitzbuben zu seyn. Sie stammen von diebischen Eltern ab, werden unter Dieben erzogen, studiren das Diebeshandwerk, und kurz, sie werden endlich ohne Schwierigkeit die vollkommensten Diebe. Die Lust zum Stehlen und das Stehlen selbst sind Eigenschaften, die so unzertrennlich von ihnen sind, daß sie sie nur im Tode ablegen.

Eine alte Zigeunerin, welche in der Wissenschaft des Cacus die Jubeljahre erreicht haben konnte, erzog, als ihre Enkelin, ein junges Mädchen, die sie Preciosa hieß, und alle ihre Zigeunerkniffe, Betrügereien und Diebesanschläge lehrte. Diese Preciosa wurde die vollkommenste Tänzerin unter dem ganzen

Zigeunervolke, und das schönste und klügste Mädchen, welches nur zu finden war, und zwar nicht bloß unter den Zigeunern, sondern unter allen, die der Ruf nur als schön und witzig bezeichnen konnte. Weder die Sonne, noch die Luft, noch die Unfreundlichkeiten der Witterung, denen die Zigeuner mehr, als alle andere Leute ausgesetzt sind, konnten den Glanz ihres Antlitzes trüben, oder die Haut ihrer schönen Hände bräunen; ja noch mehr! die rohe Erziehung, deren sie genoß, verbarg es an ihr nicht, daß sie unter bessern Umgebungen, als Zigeunern, geboren sey, denn sie war außerordentlich artig und sehr verständig. Bei dem allen war sie ein wenig frei, aber doch nie so, daß sie irgend eine Unsittlichkeit hätte blicken lassen, sondern sie war, ungeachtet ihres Witzes, so sittsam, daß in ihrer Gegenwart weder eine alte, noch eine junge Zigeunerin es wagte, schlüpfrige Lieder zu singen, oder unartige Reden zu führen. Kurz, die Großmutter erkannte den Schatz, den sie in ihrer Nichte besaß, daher beschloß der alte Adler, sein Junges mit ausfliegen zu lassen, und es zu lehren, daß es mit eigenen Klauen seinen Unterhalt suchen könnte. Preciosa zog aus, wohl versehen mit Festgesängen, Stanzen, Seguidillas, Sarabanden und andern Versen, vorzüglich aber mit Romanzen, die sie besonders zierlich sang; denn ihre listige Großmutter sah vollkommen ein, daß dergleichen Spielereien und Vollkommenheiten bei der Jugend und großen Schönheit ihrer Nichte, gar gewaltige Lockungen

und Reizmittel seyn müßten, um ihren Beutel zu füllen. Daher verschaffte sie sich solche Dinge und suchte dieselben auf allen Wegen, wo sie nur konnte, und es fehlte auch nicht an Dichtern, die sie ihr gaben. Es giebt ja wohl eben so gut Dichter, welche mit den Zigeunern übereinkommen und ihnen ihre Arbeiten verkaufen, als es auch welche für die Blinden giebt, die viele Wunder für sie dichten und hernach den Gewinn mit ihnen theilen; denn es geht sonderbar in der Welt zu, und der Hunger treibt manchen klugen Geist zu Dingen, die ihm nicht an der Wiege sind vorgesungen worden.

Preciosa war in verschiedenen Theilen Castiliens erzogen worden; als sie funfzehn Jahre alt war, führte sie ihre vorgebliche Großmutter nach der Hauptstadt, und an ihren alten Aufenthaltsort, nämlich auf die Felder der heiligen Barbara, wo die Zigeuner sich gewöhnlich aufhalten; denn sie dachte in der Hauptstadt, wo Alles verkauft und gekauft wird, auch ihre Waare loszuschlagen. Ihren ersten Einzug in Madrid hielt Preciosa am Tage der heiligen Anna, der Patronin und Schutzheiligen der Stadt. Sie trat in einem Tanze auf, der aus acht Zigeunerinnen (vier alten und vier jungen) bestand und von einem geschickten Tänzer angeführt wurde, und obgleich Alle reinlich und gut gekleidet waren, so war doch Preciosa's Aeußeres von der Art, daß sie nach und nach die Augen aller verblendete, welche sie erblickten. Durch den Klang der Schellentrommel und der Castagnetten, durch das Geräusch des Tanzes

tönte das Lob, welches man der Schönheit und dem Liebreiz der jungen Zigeunerin ertheilte; Jünglinge gingen ihr nach, um sie zu sehen, Männer, um sie zu bewundern; als sie sie aber singen hörten (denn der Tanz war mit Gesang begleitet), da ertönte laut der Ruhm des Zigeunermädchens, und unter allgemeiner Zustimmung des Festes wurde ihr der Preis und die Belohnung des besten Tanzes zuerkannt. Als sie nun auch in der Kirche der heiligen Maria diesen Tanz vor dem Bildnisse der glorreichen heiligen Anna aufführten, ergriff Preciosa, nachdem sie Alle getanzt hatten, die Schellen, machte bei dem Klange derselben zierliche, leichte Wendungen und sang die folgende Romanze:

Du herrlichster von allen Bäumen,
Der du seit Jahren fruchtlos standest,
Und so das Herz des treuen Gatten
Mit tiefer Trauer fest umwandest,

Und seine reinen, heil'gen Wünsche
So lange zu verzögern strebtest,
Und auch nicht mit dem kleinsten Schimmer
Der Hoffnung seinen Geist belebtest;

Dein Zögern weckte seinen Kummer,
Der aus des Tempels heil'gen Hallen
Den hochgerechten Mann verbannte,
Der in so finstern Gram verfallen.

Du heilige, du dürre Erde,
Die doch am Ende noch erzeugte
Des Ueberfluſſes hohe Gnade,
Daß ſie der Welt voran einſt leuchte;

Du Münzhaus, wo geſchmiedet wurde
Der heil'ge Stempel, der dem hehren,
Erhab'nen Gott gab Menſchenglieder,
Den wir im tiefen Staub verehren;

Du heil'ge Mutter einer Tochter,
In welcher Gott uns zeigen wollte
Den hohen Glanz der ew'gen Größe,
In dem der Menſch ſich ſpiegeln ſollte;

Ach, durch Dich ſelbſt und dieſe Tochter
Biſt Du die Zuflucht ſtets geweſen,
Der heil'ge Ort, den ſich der arme,
Bedrängte Menſch hat auserleſen.

Auch magſt Du über Deinen Enkel,
(Ich zweifle nicht!) Gewalt noch haben,
Doch jene ſüße nur und fromme,
An der die Menſchen ſich erlaben.

Dort in der hohen Himmelsveſte
Einſt güt'ge Herrſcherin zu werden,
Dazu wohl fänden tauſend Eltern
Sich gleich geſtimmt mit Dir auf Erden.

O welche Tochter! Welcher Enkel!
Und welch' ein Schwiegersohn! Verdienen
Nicht Alle, daß mit Siegesliedern
Wir hoch sie ehren, ihnen dienen?

Jedoch, der Demuth ganz ergeben
Hast Du gewandelt hier auf Erden,
Der Heiligen, die Dir geglichen,
Ein hohes Musterbild zu werden.

Nun sitzest Du an Gottes Seite,
Wo ew'ge, süße Freuden reifen,
Und freu'st Dich seiner Herrlichkeiten,
Die Menschenwitz nicht kann begreifen.

Preciosa's Gesang setzte alle Zuhörer in Bewunderung. Einige sagten: Gott segne Dich, Mädchen! Andere: Es ist Schade, daß das Geschöpfchen eine Zigeunerin ist, denn wahrlich, wahrlich, sie verdient, die Tochter eines großen Herrn zu seyn. Andere, etwas Rohere, sagten wieder: Laßt nur das Mädchen heranwachsen, die wird schon ihre Streiche machen, denn die strickt sich schon ein artiges Netz, um Herzen zu fischen. Noch ein Anderer, der menschlicher, aber tölpelhafter und dummer war, sprach, als er sie so flüchtig im Tanze dahinschweben sah: Munter, munter, Du liebliches Kind! Tritt den Staub, bis er klar ist! — Und sie antwortete, ohne ihren Tanz zu unterbrechen: Ich will ihn schon klar

machen! — Die Vesper war vorbei, so wie auch das Fest der heiligen Anna; Preciosa war ein wenig ermüdet, wurde aber wegen ihrer Schönheit, ihres Witzes, ihrer Klugheit und ihrer Geschicklichkeit im Tanzen so hoch gefeiert, daß man in allen Gesellschaften der Hauptstadt von ihr sprach. Nach vierzehn Tagen kam sie, wie das gebräuchlich war, wieder nach Madrid, und mit ihr kamen drei Mädchen mit Schellen und mit einem neuen Tanze; sie waren sämmtlich mit Romanzen und lustigen Liedern versehen, die aber alle sittlich waren, denn Preciosa gestattete nicht, daß diejenigen, die in ihrer Gesellschaft waren, unverschämte Lieder sangen, und sie selbst sang sie niemals, und dies bemerkten Viele an ihr und schätzten sie deshalb sehr. Die alte Zigeunerin entfernte sich niemals von ihr und bewachte sie, wie ein Argus, weil sie fürchtete, man möchte sie ihr entwenden und verführen; sie nannte sie Enkelin, und Preciosa hielt sie für ihre Großmutter. Sie fingen an, in der Toledostraße im Schatten zu tanzen, um denen Vergnügen zu machen, welche zusahen; die, welche ihnen nachgefolgt waren, schlossen sogleich einen weiten Kreis um sie her, und während sie tanzten, bat die Alte die Umstehenden um Almosen, wobei Achtel- und Viertelrealen wie Schneeflocken auf sie zufielen, denn Schönheit besitzt die Gewalt, auch die schlafende Wohlthätigkeit zu erwecken. Wie der Tanz beendigt war, sprach Preciosa:

„Wenn Ihr mir vier Quartos gebt, will ich Euch ganz allein eine wunderschöne Romanze singen,

welche davon handelt, wie unsere Königin, Donna Margaretha, die Kirchgangsmesse in der St. Lorenzkirche zu Valladolid besuchte. Ich versichere Euch, daß sie vortrefflich ist und daß sie ein Dichter gemacht hat, der für einen der vorzüglichsten gelten kann."

Kaum hatte sie dies gesagt, als fast alle, die um sie her standen, laut riefen:

„Singe nur, Preciosa, hier sind meine vier Quartos!"

Und dabei hagelte es Quartos auf sie ein, daß die Alte sie kaum sammeln konnte. Als sie ihre Ernte gemacht hatte, rührte sie wieder ihre Schellen und sang in den rauschenden Ton diese Romanze:

Hin, zur heil'gen Kirchgangsmesse
Wandelte der Königinnen
Allergrößte, die Europa
Je in seinem Kreis gesehen.

Ja, sie war ein herrlich Kleinod'
Und sie fesselt' alle Blicke,
So durch ihre stille Demuth,
Als durch Pracht und herrlich Glänzen.

Um zu zeigen, daß auf Erden
Auch des Himmels Gnade waltet,
Gehn zur Seit' ihr Oestreichs Sonne,
Und die holde Morgenröthe.

Und ein Stern folgt ihren Schritten,
Der in ungewohnter Stunde,
In der Nacht des Tags erschienen,
Den beweinen Erd' und Himmel.

Giebt es nun am Himmel Sterne,
Welche Strahlenwagen bilden,
Nun, so schmücken andre Wagen
Ihres Himmels lichte Sterne.

Seht, der Greis Saturn verjüngt sich,
Streicht den Bart mit Wohlbehagen,
Gehet froh und munter fürbaß —
Lust vertreibt des Alters Schwäche.

Holde Schmeichelworte sprechend
Geht der Gott der süßen Rede,
Amor hüllt sich ein in Zeichen,
Die von Gold und Perlen strahlen.

Dort geht Mars, der Feurige,
Mit dem Anstand eines Helden,
Mehr, als eines zarten Jünglings,
Der vor seinem Schatten zittert.

Nahe dem Pallast der Sonne
Ziehet Jupiter, denn niemals
Sieht man hohe Gunst verweigern,
Wo Verdienst die Bahn gebrochen.

Dort glänzt Luna auf den Wangen
Mancher holden Erdengöttin,
Die der Venus gleicht an Schönheit,
Und an Keuschheit wohl Dianen.

Kleine Ganimede schwärmen,
Drängen sich in bunten Gruppen
Um den reich geschmückten Zirkel
Dieser wundervollen Sphäre.

Und damit ein Jeder staune,
Jeder höchlich sich verwund're,
Steigt bis zur Verschwendung Gipfel,
Was die Pracht nur kann ersinnen.

Mailands feine Kunstgewebe,
Beider Indien Edelsteine
Liegen offen vor den Blicken,
Und Arabiens Weihrauch duftet.

Mit den Bösgesinnten wandelt
Neid und nagt an ihren Herzen,
Doch in jedem andern Busen
Lebt die edle, span'sche Treue.

Allgemeine Freude schwinget
Ihr Panier, sie flieht den Kummer,
Und durchstreifet Plätz' und Straßen,
Ausgelassen, fast im Wahnsinn.

Auch zu manchem stillen Segen
Oeffnen betend sich die Lippen,
Und die Kinder wiederholen,
Was die Männer laut gesungen.

Dieser spricht: Fruchtbarer Weinstock,
Wachse hoch empor und schlinge
Dich an deine prächt'ge Ulme,
Die dir lange Schatten gebe,

Dir zu deinem eignen Ruhme,
Spanien zum Glück, zur Ehre,
Wie zur Stütze unsrer Kirche,
Und dem halben Mund zum Schrecken.

Eine andre Stimme rufet:
Lebe lange, weiße Taube,
Die du für uns hast gebrütet
Adler mit der Doppelkrone,

Daß die Lüfte sie durchstreifen,
Reinigen vom Raubgevögel,
Daß sie die verzagte Tugend
Schützend mit den Flügeln decken.

Und ein Andrer, Klüg'rer, rufet,
Witz'ger, zierlicher und ernster,
Während ihm aus Mund und Augen
Flammen reiner Freude lodern:

Diese Perl, die du uns schenktest,
Oestreich, prächt'ge Perlenmutter,
Wird gar manche List vereiteln,
Manchen bösen Anschlag stören!

Wie viel Hoffnungen gewährt sie,
Was für Wünsche werden unnütz!
Ha, wie fürchten schon die Bösen,
Wie muß schon der Heuchler zittern.

Nun gelangt man in den Tempel
Jenes Phönix, der als Heil'ger
Litt zu Rom den Tod der Flammen,
Dessen Ruhm indeß noch lebet.

Vor dem schönen Lebensbilde,
Vor der Herrscherin des Himmels,
Die, weil sie voll Demuth lebte,
Hoch nun über Sternen wandelt,

Vor der heil'gen Mutterjungfrau,
Vor der Tochter und Erwählten
Gottes, kniet hier Margaretha,
Spricht voll Andacht diese Worte:

Das, was du mir hast gegeben,
Geberin, weih' ich dir wieder,
Denn wem deine Gnade mangelt,
Der erliegt des Elends Streichen.

Sieh, den Erstling meiner Früchte
Opfr' ich dir, du reine Jungfrau;
Dies Geschenk magst du empfangen,
Magst es bessern und behüten.

Und den Vater auch empfehl' ich
Dir, der sich wie Atlas beuget
Unterm Druck der vielen Reiche,
Die so weit entfernt ihm liegen.

Ja ich weiß, das Herz des Königs
Liegt in Gottes Hand geborgen,
Doch ich weiß auch, was beim Höchsten
Du vermagst, Gebenedeite.

Wie sie dies Gebet beschlossen,
Tönen noch viel andre, gleiche,
Und die frommen Wünsche zeigen,
Daß der Himmel sey auf Erden.

Als die Messe nun beendet,
Kehrt mit königlichem Prangen
Dieser lautre, reine Himmel
Zu dem Standpunkt seiner Würde.

Kaum endigte Preciosa ihre Romanze, als der vortreffliche Kreis ihrer Zuhörer mit einer Stimme rief:

„Singe noch mehr, Precioſa, Du ſollſt an Viertelrealen keinen Mangel leiden!“

Mehr als zweihundert Menſchen ſahen dem Tanze zu und hörten den Geſang der Zigeunerinnen; gerade während des größten Feuers deſſelben ging zufällig einer von den Stadtlieutenants dort vorbei, und als er ſo viele Leute beiſammen ſah, fragte er, was es gäbe; worauf er zur Antwort erhielt, daß man die ſchöne Zigeunerin ſingen hörte. Der Lieutenant, welcher neugierig ſeyn mochte, näherte ſich, und hörte ein Weilchen zu; um aber nicht gegen ſeine Würde zu verſtoßen, wartete er nicht, bis die Romanze zu Ende war. Da ihm indeß das Zigeunermädchen außerordentlich wohlgefallen hatte, ſchickte er einen ſeiner Diener ab, und ließ der alten Zigeunerin ſagen, ſie ſollte mit den jungen Zigeunerinnen gegen Abend in ſein Haus kommen, weil er wünſchte, daß Donna Clara, ſeine Gemahlin, ſie hören möchte. Der Diener richtete dies aus und die Alte ſagte, daß ſie kommen wollte. Man endete den Tanz und den Geſang und begab ſich an einen andern Ort. Indem näherte ſich Precioſen ein ſehr wohlgekleideter Page, gab ihr ein zuſammengelegtes Papier und ſagte:

„Precioſa, ſinge dieſe Romanze, denn ſie iſt ſehr gut und ich will Dir von Zeit zu Zeit noch mehr geben, durch welche Du den Ruf der beſten Romanzenſängerin von der Welt erlangen wirſt.“

„Das will ich mit vielem Vergnügen thun,“ antwortete Precioſa, „unterlaßt es alſo ja nicht, Herr, mir die erwähnten Romanzen zu geben, unter

der Bedingung, daß sie nichts Unsittliches enthalten. Wollt Ihr sie bezahlt haben, so werden wir nach Dutzenden rechnen, und wenn ich ein Dutzend gesungen habe, bezahle ich es Euch; denn wenn Ihr an Vorausbezahlung denkt, so denkt Ihr etwas Unmögliches."

„Wenn mir Jungfer Preciosa nur eine Verschreibung giebt," entgegnete der Page, „so bin ich schon zufrieden, vorzüglich, da jede Romanze, die nicht gut und sittlich ist, auch nicht in die Rechnung kommen soll."

„Die Wahl muß mir überlassen bleiben."

Darauf gingen sie weiter in der Straße fort und einige Cavaliere riefen die Zigeunerinnen von einem Fenstergitter aus. Preciosa näherte sich dem Gitter, welches niedrig war und erblickte in einem gut eingerichteten und sehr kühlen Saale viele Cavaliere, von denen einige auf und ab gingen, und andere sich mit verschiedenen Spielen unterhielten.

„Wollt Ihr mir Kartengeld geben, gnädige Herren?" fragte Preciosa, welche als Zigeunerin lispelnd sprach, und dies ist bei den Zigeunern Kunst und nicht Natur.

Auf Preciosa's Stimme und beim Anblick ihres Gesichts verließen die Spielenden ihr Spiel, die Herumgehenden standen still, und die einen wie die andern eilten nach dem Gitter, um sie zu sehen (denn sie hatten schon von ihr gehört), und riefen:

„Kommt herein, kommt herein, Ihr kleinen Zigeunerinnen, wir wollen Euch Kartengeld geben!"

„Es wäre aber schön," sprach Preciosa, „wenn Ihr uns nur zum Besten hättet."

„Auf Ritterwort nicht," antwortete Einer, „Du kannst getrost hereinkommen, Mädchen, und versichert seyn, daß Dir Niemand auch nur die Naht an Deinem Schuh berühren wird, bei dem Orden, den ich auf der Brust trage."

Und hierbei legte er die Hand auf sein Calatrava-Kreuz.

„Wenn Du hineingehen willst, Preciosa," sprach eine von den drei Zigeunerinnen, die bei ihr waren, „so thue es in Gottes Namen, denn ich mag nicht hingehen, wo so viele Männer sind."

„Sieh, Christine," antwortete Preciosa, „Du mußt Dich wohl hüten, mit einem Manne allein zu seyn; aber mit so vielen hat es keine Gefahr, denn wenn ihrer so viele sind, dann laß alle Furcht vor Beleidigungen und allen Verdacht fahren. Merke Dir, Christinchen, und sey versichert, daß ein Weib, welches fest entschlossen ist, sittsam zu seyn, es auch unter einem Heere Soldaten bleiben kann. Freilich kann man es nicht bezweifeln, daß es gut sey, die Gelegenheiten zu fliehen, das bezieht sich aber nur auf die geheimen und nicht auf die öffentlichen."

„Nun," sprach Christine, „so wollen wir hineingehen, Preciosa, denn Du weißt mehr, als ein Weiser."

Die alte Zigeunerin munterte sie auf, und sie gingen hinein. Kaum war Preciosa eingetreten, so

bemerkte der Ordensritter das Papier, welches sie in den Busen gesteckt hatte, näherte sich ihr und zog es heraus. Preciosa sprach:

„Nehmt mir das nicht weg, gnädiger Herr; es ist eine Romanze, die man mir so eben erst gegeben hat und die ich noch nicht einmal gelesen habe.“

„Und Du kannst lesen, Kleine?“ fragte einer der Anwesenden.

„Und auch schreiben,“ sprach die Alte; „denn ich habe meine Enkelin erzogen, als wenn sie die Tochter eines Gelehrten wäre.“

Der Cavalier öffnete das Papier, sah, daß ein Goldthaler darin war und sprach:

„Wahrlich, Preciosa, dieser Brief hat das Postgeld gleich bei sich! Hier ist ein Thaler, der in der Romanze lag.“

„Gut,“ sagte Preziosa, „der Dichter hat mich als ein armes Mädchen behandelt, und es ist wahrhaftig ein größeres Wunder, daß mir ein Dichter einen Thaler giebt, als daß ich ihn annehme. Wenn seine Romanzen mit dieser Beilage kommen, so mag er die ganze Romanzersammlung abschreiben und mir eine nach der andern schicken; ich will ihnen gewiß an den Puls fühlen, und wenn sie auch hart sind, so will ich desto weicher seyn, sie in Empfang zu nehmen.“

Alle, welche die kleine Zigeunerin reden hörten, waren verwundert, sowohl über die Klugheit, als auch über die Zierlichkeit, womit sie sich ausdrückte.

„Leset, gnädiger Herr,“ sprach sie, „und leset

laut; wir wollen sehen, ob der Dichter eben so geschickt, als freigebig ist.“

Der Cavalier las Folgendes:

Als die Schönste dich zu preisen,
Klingt mein Lied, du holde Kleine,
Und mit Recht nach jenem Steine
Muß man dich Preciosa heißen.

Und so ist es stets gewesen,
Wie du selbst an dir kannst sehen,
Daß sich immer nahe stehen
Sprödigkeit und reizend Wesen.

Wenn dein Stolz so aufwärts steiget,
Wie dein Werth auch ist gestiegen,
Dann mag wohl in Trauer liegen,
Das Geschlecht, das dich gezeuget.

In dir wächst für uns're Herzen
Nur ein Basilisk, deß Blicke
Uns entfernen von dem Glücke,
Und uns tödten unter Schmerzen.

Wie? nur unter Bettlern war es,
Wo dies Kleinod ward geboren?
Dorthin hätt' es sich verloren,
An den armen Manzanarer?

Dieser wird an Ruhm erreichen
Noch des Tajo gold'ne Gluthen,
Mit den reichen Wasserfluthen
Muß ihm selbst der Ganges weichen.

Gutes Glück sollst du uns schenken,
Aber Unglück bringst du immer —
Eines Weges gehn ja nimmer
Deine Schönheit und dein Denken.

Denn bei allen den Gefahren,
Dich zu sehn und zu betrachten,
Glaubst du, daß ein streng Verachten
Mag entschuld'gen dein Verfahren.

Wie man sagt, sind alle Glieder
Deines Volkes Hexenmeister,
Doch, noch größ're Zaubergeister
Strahlt dein schönes Auge wieder.

Beute nimmst du ja von allen,
Die dich, schönes Mädchen, sehen,
Machst — o Kunstgriff! — daß sie stehen
Wie bezaubert, und nicht lallen.

Denn du tödtest, wenn im Tanze
Schnell du auf und nieder schwebest,
Wenn du singst, die Blicke hebest
Mit dem reinen Himmelsglanze.

Tausend Zauber sind dir eigen,
Amors Gluthen anzufachen,
Du magst kommen, gehen, lachen,
Du magst reden, singen, schweigen.

Selbst die allerfreisten Herzen
Müssen Ehrfurcht dir erweisen,
Und dies kann mein Herz beweisen,
Das dich liebt, trotz seiner Schmerzen.

Köstliches Juwel der Liebe,
Dieses schrieb, der ängstlich bebt,
Für dich stirbt und für dich lebt,
Arm zwar, doch mit reinem Triebe.

„Im letzten Verse," sprach hier Preciosa, „nennt er sich arm, und das ist ein böses Zeichen; die Verliebten müssen niemals sagen, daß sie arm sind, denn im Anfange ist, wie ich glaube, Armuth eine große Feindin der Liebe."

„Wer lehrt Dich das, Mädchen?" fragte einer von den Cavalieren.

„Wer soll es mich lehren? Habe ich nicht eine Seele im Leibe? Bin ich nicht funfzehn Jahre alt? Und ich bin weder mangelhaft, noch lahm, noch verstümmelt an meinem Verstande. Der Geist der Zigeunerinnen folgt einem andern Sterne, als der der übrigen Menschen, denn sie eilen immer ihren Jahren voraus, und es giebt weder einen dummen Zi-

geuner, noch eine Zigeunerin ohne Fassungskraft. Weil sie ihren Lebensunterhalt nicht anders gewinnen können, als wenn sie witzig, listig und betrügerisch sind, so schärfen sie ihren Verstand bei jedem Schritte, und lassen es gar nicht dazu kommen, daß er einroste. Seht Ihr diese Mädchen hier, meine Begleiterinnen, welche schweigend dastehen, als wenn sie blödsinnig wären? Thut ihnen aber nur einen Finger in den Mund und fühlt nach den Weisheitszähnen, und Ihr werdet sehen, was Ihr findet. Es giebt bei uns kein Mädchen von zwölf Jahren, das nicht eben so viel wüßte, als ein anderes von fünfundzwanzig, denn sie haben den Teufel und die Uebung zu Lehrmeistern, die sie in einer Stunde so viel lehren, als sie in einem Jahre lernen könnten."

Die kleine Zigeunerin setzte durch das, was sie sagte, alle ihre Zuhörer in Verwunderung, und die Spielenden, ja auch die, welche nicht spielten, gaben ihr Kartengeld. Die Sparbüchse der Alten wurde mit dreißig Realen beschwert, und reicher und heiterer, als ein Palmsonntag, sammelte sie ihre Lämmchen und begab sich mit ihnen nach dem Hause des Herrn Lieutenants, versprach aber, den andern Tag mit ihrer Heerde wieder zu kommen, und den freigebigen Herren ein Vergnügen zu machen.

Donna Clara, die Gattin des Stadtlieutenants, wußte schon, daß die Zigeunerinnen in ihr Haus kommen würden; sie erwartete sie so ungeduldig, wie das Maiwasser, und eben so auch ihre Mädchen und Duenna's, nebst denen einer Dame aus der

Nachbarschaft, welche alle zusammengekommen waren, um Precioſen zu ſehen. Kaum waren die Zigeunerinnen eingetreten, als auch Precioſa unter den übrigen hervorglänzte, wie das Licht einer Wachsfackel unter andern, kleinern Lichtern, weshalb auch die Damen alle auf ſie zueilten. Einige umarmten, andere betrachteten, dieſe ſegneten, jene lobten ſie. Donna Clara ſagte: „Ja, das kann man goldne Locken, das kann man blaue Augen nennen!“ Die Dame aus der Nachbarſchaft unterſuchte ſie ganz und gar, und machte ſo zu ſagen ein Frikaſſee aus allen ihren Gliedern und Gelenken. Als ſie daran kam, ein kleines Grübchen zu loben, welches Precioſa am Kinn hatte, rief ſie:

„O welch ein Grübchen! In dies Grübchen müſſen alle Augen fallen, die es ſehen.“

Dies hörte ein bejahrter, langbärtiger Kammerdiener der Donna Clara, und ſagte:

„Ihr nennt das ein Grübchen, gnädige Frau? Nun, ich muß entweder wenig davon verſtehen, oder dies iſt kein Grübchen, ſondern ein Grab boshafter Wünſche. Bei Gott, das Zigeunermädchen iſt ſo niedlich, daß ſie nicht beſſer ſeyn könnte, und wenn ſie von Silber oder Zuckerteig gemacht wäre. Kannſt Du auch gut Glück ſagen, Mädchen?“

„Auf drei, oder vier verſchiedene Arten,“ entgegnete Precioſa.

„Auch das noch?“ ſprach Donna Clara; „nun, bei dem Leben des Lieutenants, meines Gemahls, Du ſollſt mir wahrſagen, Goldmädchen, Silbermädchen,

Perlenmädchen, Karfunkelmädchen, Himmelsmädchen — das ist alles, was ich sagen kann.“

„Zeigt ihr nur die flache Hand,“ sprach die Alte, „und gebt ihr etwas, womit sie das Kreuz machen kann, und Ihr werdet aus den Dingen, die sie Euch sagt, wohl sehen, daß sie mehr weiß, als ein Doctor der Medizin.

Die Frau Lieutenantin fuhr mit der Hand in die Tasche, fand aber, daß sie keinen Heller darin hatte; sie verlangte von ihren Mädchen einen Viertelreal, aber keine hatte einen, und eben so wenig die Frau Nachbarin; als dies Preciosa bemerkte, sprach sie:

„Alle Kreuze, in so fern sie Kreuze sind, mögen gut seyn; die aber mit Gold oder Silber gemacht werden, sind besser, und Ihr müßt wissen, daß wenn man das Kreuz in der flachen Hand mit einer Kupfermünze bezeichnet, dies dem Glücke schadet, wenigstens dem meinigen; daher mache ich das erste Kreuz gern mit einem Goldthaler, oder mit einem Zwanzig- oder wenigstens Zehnrealenstück, denn ich bin wie die Küster, die sich freuen, wenn gutes Taufgeld einkommt.“

„Wahrlich, Mädchen,“ sprach die Frau Nachbarin, „Du hast viel Witz.“

Hierauf wandte sie sich an den Stallmeister und sagte:

„Ihr, Herr Contrero, werdet doch ein Zehnrealenstück bei der Hand haben; leiht es mir, und

wenn mein Mann, der Doctor, kommt, will ich es Euch wieder geben.“

„Ich habe wohl eines,“ antwortete Contrero, „es ist aber für zweiundzwanzig Maravedis versetzt, die ich gestern Abend verzehrt habe; gebt mir diese, und ich will es augenblicklich holen.“

„Wir haben alle zusammen nicht einen Viertelreal,“ sagte Donna Clara, „und Ihr verlangt zweiundzwanzig Maravedis? Geht, Contrero, Ihr seyd immer nicht klug gewesen.“

Eines der gegenwärtigen Mädchen bemerkte den Mangel des Geldes und sprach zu Preciosen:

„Schadet's denn etwas, wenn das Kreuz mit einem silbernen Fingerhute gemacht wird?“

„Im Gegentheile,“ antwortete Preciosa; „mit silbernen Fingerhüten, wenn ihrer nur viele sind, macht man die besten Kreuze von der Welt.“

„Nun, ich habe einen,“ sprach das Mädchen, „wenn der hinreichend ist, da hast Du ihn, jedoch mit der Bedingung, daß Du auch mir gutes Glück sagst.“

„Für einen Fingerhut so viel gutes Glück,“ sprach die Alte; „tummle Dich, Nichte, es wird Nacht.“

Preciosa nahm den Fingerhut und die Hand der Frau Lieutenantin und sprach:

Schönes Weibchen, schönes Weibchen,
Mit den Händchen, rein, wie Silber,
Höher achtet Dich Dein Gatte,
Als den Alpujarrenkönig.

Bist ein Täubchen ohne Galle,
Aber auch zuweilen wüthend,
Wie von Oran eine Löwin,
Oder wie Hyrcaniens Tyger.

Doch, in einem Handumwenden
Ist Dein Zorn auch schon vorüber,
Und dann bist Du mild wie Honig,
Und geduldig, wie ein Lämmchen.

Zankst Dich oft und speisest wenig,
Bist auch etwas eifersüchtig,
Denn voll Frohsinn ist Dein Gatte,
Trotz der ernsten Richterwürde.

Noch als Mädchen liebte zärtlich
Dich ein allerliebster Junge,
Doch, zum Henker mit den Kupplern,
Die die wahren Freuden stören.

Wärest Nonne Du geworden,
Könnst ein Kloster wohl regieren,
Denn mehr, als vierhundert Gaben
Zur Aebtissin sind Dir eigen.

Eigentlich wollt' ich's nicht sagen,
Doch, was hilft's? Es muß geschehen!
Zweimal wirst Du Wittwe werden,
Und auch zweimal wieder freien.

O Du Herrin, mußt nicht weinen;
Evangelium ist nicht alles,
Was Zigeunerinnen sagen,
Darum stille Deine Thränen.

Wenn Du eher, als Dein Gatte
Stirbst, so wird es wohl genügen,
Vor dem düstern Wittwenschleier,
Der Dir droht, Dich zu behüten.

Erben wirst Du, und in Kurzem,
Großen Ueberfluß an Gütern,
Und Dein Sohn wird Bischof werden,
Doch ich weiß nicht, welcher Kirche,

Aber nimmer von Toledo.
Du bekommst auch eine Tochter,
Blond und weiß — wird sie einst Nonne,
Mag sie wohl Prälatin werden.

Wenn Dein Gatte nicht verscheidet
Noch im Lauf des ersten Monats,
Wird er noch zu Burgos Amtmann,
Oder auch zu Salamanca.

Hast ein Muttermahl! So niedlich,
Glänzend, wie des Mondes Scheibe,
Wie die Sonne, die in Thälern
Unsrer Gegenfüßler leuchtet.

Es zu sehn, gäb mancher Blinde
Gern wohl seinen letzten Heller!
Und Du lächelst — o wie lieblich
Bist Du nicht durch dieses Lächeln.

Aber hüte Dich, zu fallen,
Und besonders auf den Rücken,
Denn solch Fallen ist gefährlich
Für die Frauen hohen Standes.

Noch gäb's Vieles Dir zu sagen;
Willst Du bis zum Freitag harren,
Sollst Du manches Gute hören,
Aber auch wohl etwas Böses.

Preciosa endigte ihre Wahrsagung, durch welche sie in allen Gegenwärtigen den lebhaften Wunsch erregt hatte, sich auch wahrsagen zu lassen, und sie baten sie auch Alle darum; allein sie verwies sie auf den nächsten Freitag, und sie versprachen ihr, Silberrealen mitzubringen, damit sie die Kreuze machen könnte. Indem kam der Herr Lieutenant, dem sie Wunder von der Zigeunerin erzählten; er ließ sie ein wenig tanzen und bestätigte das, Precioſen ertheilte Lob als wahr und gerecht. Er fuhr, als wenn er ihr etwas geben wollte, mit der Hand in die Tasche, und nachdem er dieſelbe genau durchsucht, geschüttelt und vielmal umgewendet hatte, brachte er endlich die Hand leer wieder heraus und sagte:

„Ich habe wahrlich keinen Heller, Donna Clara; gebt doch Precioschen einen Real; ich will ihn Euch hernach wieder geben.“

„Das ist herrlich!“ antwortete Donna Clara, „wahrlich, bei mir ist eben ein Real zu finden! Wir haben alle zusammen nicht einen Viertelreal gehabt, um das Zeichen des Kreuzes zu machen, und Ihr verlangt, daß wir einen ganzen haben sollen?“

„Nun, so gebt ihr einen von Euern Halskragen, oder irgend eine andere Kleinigkeit; Preciosa wird

uns nächstens wieder besuchen, und dann wollen wir sie besser belohnen.“

Hierauf sagte Donna Clara:

„Damit Precioſa ein andermal wieder komme, will ich ihr jetzt nichts geben.“

„Im Gegentheile,“ sagte Precioſa, „werde ich gar nicht wieder kommen; aber doch, ich komme wieder, um so vornehmer Herrschaft zu dienen, aber ich will darauf rechnen, daß Ihr mir nichts geben werdet, und mir dadurch die Mühe ersparen, darauf zu warten. Bestellt Ihr nur Euer Land, Herr Stadtlieutenant, bestellt Euer Land, so werdet Ihr Geld haben, und führt keine neuen Gebräuche ein, sonst müßt Ihr Hungers sterben. Seht, gnädiger Herr, ich habe gehört (und ob ich gleich jung bin, so sehe ich doch ein, daß es eben nichts Gutes ist), man müsse aus den Aemtern Geld ziehen, um den Behörden die Strafen bezahlen, und andere Stellen fordern zu können.“

„So reden und handeln unvernünftige Menschen,“ entgegnete der Lieutenant, „allein der gewissenhafte Richter wird nicht in den Fall kommen, Strafen bezahlen zu müssen, und durch gute Verwaltung seines Amtes wird er sich den Weg zu einem höhern bahnen.“

„Ihr redet wie ein Heiliger, Herr Stadtlieutenant,“ sprach Precioſa, „fahrt nur so fort, und wir werden Euch die Kleider als Reliquien vom Leibe schneiden.“

„Du weißt viel, Precioſa,“ sagte der Lieute-

nant, „sey nur ruhig, ich werde es zu veranstalten suchen, daß Dich der König und die Königin sehen, denn Du bist für Könige gewachsen.“

„Dort wird man mich nur zum Besten haben wollen; ich würde das nicht leiden und Alles wäre verloren. Wenn man Klugheit von mir verlangte, würde man mich schon rufen; aber in manchen Pallästen machen die Narren mehr Glück, als die klugen Leute. Ich befinde mich wohl als arme Zigeunerin, und das Schicksal mag die Sachen fügen, wie es will.“

„Fort, Nichte,“ sprach die Alte, „plaudre nicht weiter, denn Du hast genug geredet und weißt mehr, als ich Dich gelehrt habe; werde nur nicht zu schneidend, denn zu scharf macht schartig. Rede Du doch von dem, was Deine Jahre erlauben, und laß Dich nicht auf solche Schwindeleien ein, denn dabei läuft man Gefahr, zu fallen.“

„Die Zigeunerinnen haben den Teufel im Leibe,“ sprach hier der Stadtlieutenant.

Die Zigeunerinnen nahmen Abschied, und als sie gehen wollten, sagte das Mädchen, von dem der Fingerhut war:

„Preciosa, sage mir gut Glück, oder gieb mir meinen Fingerhut wieder, denn ich habe weiter keinen, womit ich arbeiten könnte.“

„Bildet Euch nur ein, ich hätte es Euch schon gesagt und versehe Euch mit einem andern Fingerhute, oder laßt Eure Leinwand bis auf den Freitag ungesäumt; da will ich wieder kommen und Euch

mehr Glück und Abentheuer wahrsagen, als Ihr in einem Ritterbuche finden mögt.“

Sie gingen und schlossen sich an mehrere Bäurinnen an, welche gewöhnlich zur Zeit der Ave-Maria Madrid zu verlassen pflegen, um nach ihren Dörfern zurückzukehren. Unter andern waren auch viele dabei, mit denen die Zigeunerinnen immer gingen, um sicher zu seyn, denn die Alte lebte in beständiger Furcht, daß man ihr ihre Preciosa rauben möchte. Nun traf es sich eines Morgens, als sie eben mit den übrigen Zigeunern in die Stadt gingen, um ihr Schäfchen zu scheeren, daß sie in einem kleinen Thale, welches ungefähr fünfhundert Schritte vor der Stadt liegt, einen ansehnlichen jungen Menschen in kostbarer Reisekleidung erblickten. Sein Degen und sein Dolch waren, wie man zu sagen pflegt, von lauter Goldglut, und sein Hut war mit einer reichen Schnur und mit Federn von verschiedenen Farben geschmückt. Die Zigeunerinnen standen still, als sie ihn erblickten und begannen, ihn recht mit Muße zu betrachten, denn sie waren verwundert, zu dieser Zeit und an diesem Orte einen so schönen Jüngling zu Fuß und allein zu sehen. Er näherte sich ihnen und redete die alte Zigeunerin mit diesen Worten an:

„Ich bitte Euch recht sehr, gute Freundin, daß Ihr und Preciosa allein einige Worte von mir anhören mögt, welche zu Eurem Vortheil seyn werden.“

„Wenn wir uns,“ sprach die Alte, „nicht zu weit entfernen und zu lange aufhalten müssen, so mag es in Gottesnamen geschehen!“

Hierauf rief sie Precioſen, sie entfernten sich ungefähr zwanzig Schritte weit von den übrigen, und der junge Mensch sagte, ohne weitern Aufenthalt zu ihnen:

„Precioſens Verstand und Schönheit haben mich so eingenommen, daß ich, ungeachtet meiner großen Anstrengung, nicht so weit zu kommen, endlich noch weit eingenommener geworden bin und die Unmöglichkeit eingesehen habe, diesen Schritt zu vermeiden. Meine Gebieterinnen (denn immer werde ich Euch so nennen, wenn der Himmel meine Wünsche begünstigt), ich bin, wie Ihr an diesem Kreuze sehen könnt (er schlug den Mantel zurück und zeigte einen der vorzüglichsten Orden Spaniens), Cavalier, und der Sohn eines gewissen . . . (aus guten Gründen wird der Name hier nicht angegeben). Ich stehe unter seinem Schutze und seiner Vormundschaft, bin einziger Sohn und habe ansehnliche Güter zu erwarten. Mein Vater hält sich hier am Hofe auf und macht Ansprüche auf ein Amt; die Vorstellung deshalb ist schon gemacht, und er hat fast gewisse Hoffnung, seinen Zweck zu erreichen. Ob ich nun gleich von dem erwähnten Stand und Adel bin (was Euch wohl fast schon von selbst einleuchten wird), so wünschte ich doch, ein noch vornehmerer Mann zu seyn, um Precioſens Niedrigkeit emporheben, sie zu meines Gleichen, zu meiner Gebieterin machen zu können. Es fällt mir nicht ein, sie zu täuschen, noch kann in der Aufrichtigkeit meiner Liebe die geringste Hinterlist enthalten seyn, sondern ich will ihr nur auf diejenige

Art dienen, die ihr am besten gefallen wird, denn ihr Wille ist der meinige. Für sie ist mein Herz weich wie Wachs und wird von ihr jeden beliebigen Eindruck annehmen; wenn es aber darauf ankommt, solchen Eindruck zu bewahren und zu behalten, dann wird es nicht seyn, als wenn er in Wachs geprägt, sondern, als wenn er in Marmor gegraben wäre, dessen Härte der Länge der Zeit widersteht. Haltet Ihr dies nun für Wahrheit, so wird meine Hoffnung nicht muthlos werden; glaubt Ihr mir aber nicht, so werden Eure Zweifel mir beständige Furcht erregen. Mein Name ist — (er nannte ihn hier); den meines Vaters habe ich Euch schon gesagt; sein Haus ist in der Straße und . . . (hier beschrieb er die Kennzeichen desselben). Es sind dort Nachbarn, bei denen Ihr Nachrichten einziehen könnt, und dasselbe mögt Ihr auch bei denen thun, die nicht unsere Nachbaren sind, denn der Stand und Name meines Vaters, so wie der meinige, sind nicht so unbekannt, daß man sie nicht bei Hofe so wohl, als auch in der ganzen Hauptstadt kennen sollte. Ich habe hundert Goldthaler bei mir, die ich Euch als Handgeld geben will und als ein Zeichen dessen, was Ihr noch von mir bekommen sollt, denn wer sein Herz vergeben hat, hält auch nicht mehr auf anderes Eigenthum.“

Während der Cavalier dies sagte, betrachtete ihn Preciosa aufmerksam, und ohne Zweifel mochten ihr seine Reden und seine Gestalt nicht übel gefallen. Sie wendete sich an die Alte und sprach:

„Verzeiht mir, Großmutter, daß ich mir die Freiheit nehme, diesem verliebten Herrn selbst zu antworten“

„Antworte, was Du willst, Nichte,“ sprach die Alte, „denn ich weiß, daß Du zu Allem klug genug bist.“

„Mein Herr Cavalier,“ sprach hierauf Preciosa, „ob ich gleich eine arme Zigeunerin und von niedriger Geburt bin, so wohnt doch in mir ein Geist, der ein wenig phantastisch ist und mich zu großen Dingen antreibt. Mich bewegen keine Versprechungen, mich verführen keine Geschenke; Unterwürfigkeit beugt mich nicht und verliebte Reden machen mich nicht wanken. Ob ich gleich erst funfzehn Jahre alt bin, die ich, nach der Rechnung meiner Großmutter, am nächsten Michaelisfest erreichen werde, so bin ich doch alt an Ueberlegung und verstehe mehr, als mein Alter verspricht, und das mehr durch natürliches Gefühl, als durch Erfahrung. Aber durch das eine sowohl, als durch die andern weiß ich, daß die Leidenschaften eines Neuverliebten nur unüberlegte Aufwallungen sind, welche den freien Willen aus seinen Angeln heben; dieser wirft alsdann alle Hindernisse nieder, stürzt sich thörichter Weise seinen Wünschen nach, glaubt sein Heil vor Augen zu sehen, und stürzt in die Hölle seines Unglückes. Wenn er das erreicht, was er wünscht, so verringert der Besitz des gewünschten Gegenstandes das Verlangen nach demselben, und wenn hernach vielleicht die Augen seines Verstandes sich öffnen, kann es wohl seyn, daß er

das verabscheut, was er erst anbetete. Diese Befürchtung hat in mir eine solche Vorsicht erzeugt, daß ich bloßen Worten gar nicht glaube, und selbst in manche Handlungen Zweifel setze. Ich besitze ein einziges Kleinod, welches ich höher achte, als das Leben, nämlich meine unbefleckte Unschuld, die ich weder für Versprechungen, noch für Geschenke preis geben werde, denn sie wäre alsdann doch verkauft, und könnte sie gekauft werden, so wäre sie auch von geringem Werthe. Eben so wenig soll sie mir durch List und Betrug entrissen werden, sondern ich will sie im Gegentheile lieber mit in's Grab, oder vielleicht in den Himmel nehmen, ehe ich sie der Gefahr aussetze, durch Chimären und Traumbilder in Versuchung geführt und angegriffen zu werden. Die Jungfrauschaft ist eine Blume, die, wenn das möglich wäre, auch nicht einmal in der Einbildung dürfte verletzt werden, denn wenn die Rose einmal vom Stocke gebrochen ist — o wie schnell und leicht verwelkt sie dann! Dieser berührt sie, jener riecht daran, ein Anderer entblättert sie, und endlich wird sie von rohen Händen gänzlich vernichtet. Wenn Ihr, mein Herr, nur dieser Beute nachgeht, so werdet Ihr dieselbe nicht anders erhalten, als wenn Ihr Euch durch die Bande und Schlingen der Ehe fesseln laßt; denn wenn die Jungfrauschaft sich ergiebt, so darf es nur unter diesem heiligen Joche geschehen, und alsdann wird man sie nicht verlieren, sondern sie als ein Geschenk weggeben, welches großen Gewinn hoffen läßt. Wollt Ihr mein Gatte werden,

so will ich die Eurige seyn, es müssen dann aber viele Bedingungen und Untersuchungen vorausgehen. Zuerst will ich wissen, ob Ihr auch derjenige seyd, für den Ihr Euch ausgebt; ist dies als wahr befunden worden, dann müßt Ihr das Haus Eurer Eltern verlassen, dasselbe mit unsern Horden vertauschen, die Zigeunerkleidung annehmen und zwei Jahre lang in unserer Schule zubringen, während welcher ich Eure Denkungsart prüfen werde, und Ihr dasselbe rücksichtlich der meinigen thun könnt. Wenn Ihr nun zu Ende dieser Zeit mit mir zufrieden seyd, und ich es auch mit Euch bin, dann will ich mich Euch als Eure Gattin überlassen; für jetzt aber will ich im Umgange nur Eure Schwester und demüthige Dienerin seyn. Ihr müßt auch noch bedenken, daß Ihr während dieser Prüfungszeit vielleicht Euer Gesicht wieder bekommt, welches Ihr wohl jetzt mögt verloren haben, oder welches zum wenigsten getrübt ist; Ihr seht alsdann vielleicht ein, daß es Euch zuträglich ist, dasjenige zu fliehen, dem Ihr jetzt mit so vielem Eifer nachfolgt — erlangt Ihr dann Eure Freiheit wieder, so werdet Ihr durch aufrichtige Reue auch Vergebung einer jeden Schuld erhalten. Wenn Ihr unter diesen Bedingungen in die Reihen unserer Truppen treten wollt, so liegt es in Eurer Hand, fehlt Ihr aber in einer einzigen derselben, so werdet Ihr nie einen Finger der meinigen berühren.“

Der Jüngling erstaunte über Preciosa's Reden, blickte starr zu Boden, und man sah, daß er über-

legte, was er antworten sollte. Als Preciosa dies bemerkte, fuhr sie fort:

„Dieser Fall ist nicht von der Art, daß man in so wenigen Augenblicken, als die Zeit uns hier gewährt, darüber entscheiden könnte und dürfte; kehrt also, gnädiger Herr, nach der Stadt zurück und überlegt mit Muße, was Ihr am schicklichsten für Euch haltet, und an dieser Stelle hier könnt Ihr mich, wenn Ihr wollt, an jedem Festtage sprechen, wenn ich nach Madrid gehe, oder von da zurück komme.“

Hierauf antwortete der Cavalier: „Als der Himmel mich dazu bestimmte, Dich zu lieben, meine Preciosa, beschloß ich, alles zu thun, was Dein Wille von mir begehren würde, aber nie habe ich mir vorgestellt, daß Du das von mir verlangen würdest, was Du wirklich verlangst; da es aber Dein Wille ist, daß der meinige sich nach demselben richte und bequeme, so betrachte mich von diesem Augenblicke an als einen Zigeuner und mache mit mir alle beliebigen Versuche, denn Du wirst mich immer so gesinnt finden, wie ich mich jetzt gezeigt habe. Verlangst Du nun, daß ich meine Kleidung ändern soll, so verlange ich, daß es bald geschehe, denn unter dem Vorwande, nach Flandern zu gehen, werde ich meine Eltern täuschen, mir auf eine Zeit lang Geld verschaffen, und etwa acht Tage zu den Vorbereitungen zu meiner Abreise brauchen. Was nun diejenigen betrifft, die mich begleiten sollen, so werde ich sie auf solche Art zu täuschen wissen, daß ich mein

Vorhaben ausführe. Ich bitte Dich aber (wenn ich anders die Verwegenheit haben darf, Dich um etwas zu bitten und zu flehen), daß Du, ausgenommen heut, wo Du Dich nach meinem und dem Stande meiner Eltern erkundigen magst, nicht wieder nach Madrid gehest, denn ich wünschte nicht, daß eine von den unzähligen Gelegenheiten, welche dort sich darbieten können, mich des Glückes beraubte, welches mir so viel kostet."

„Das kann nicht seyn, mein schöner Herr," entgegnete Preciosa; „denn ich verlange, daß meine Freiheit beständig unbeeinträchtigt bleibe, ohne daß der Verdruß der Eifersucht sie belästige, oder störe; doch werde ich darin, das versteht sich, nicht so weit greifen, daß man nicht ganz von weitem genau sehen sollte, daß meine Sittsamkeit meiner Unbefangenheit gleich kommt, und die erste Verbindlichkeit, die ich Euch auflege, ist das Zutrauen zu mir, denn Ihr mögt nur bedenken, daß Liebhaber, die der Stimme der Eifersucht folgen, entweder einfältig oder mißtrauisch sind."

„Du hast den Teufel im Leibe, Mädchen," sagte hier die alte Zigeunerin; „Du sagst ja Dinge, die kein Professor von Salamanca sagen würde. Du redest von Liebe, von Eifersucht, von Zutrauen — wie geht das zu? Du machst mich zur Närrin und ich stehe da und höre Dir zu, wie einer Begeisterten, welche lateinisch redet, ohne es selbst zu wissen."

„Schweigt, Großmutter, und wißt, daß alles, was Ihr mich reden hört, Kleinigkeit und Posse ist,

gegen die vielen ernsthaften Dinge, die ich noch in meiner Brust verschließe.“

Alles, was Preciosa sprach und die ganze Klugheit, die sie zeigte, fachte nur die Flamme noch mehr an, die in dem Herzen des verliebten Cavaliers loderte, und kurz, sie kamen darin überein, daß sie nach acht Tagen sich an demselben Orte wieder sehen wollten, wo er alsdann von dem Stande seiner Angelegenheiten Nachricht geben wollte, sie aber Zeit gehabt haben würden, sich zu erkundigen, ob das, was er gesagt hatte, Wahrheit sey. Der Jüngling zog hierauf eine seidene Börse heraus, worin, wie er sagte, hundert Goldthaler waren, und gab sie der Alten; Preciosa wollte durchaus nicht, daß sie sie annähme; allein die Zigeunerin sagte:

„Schweig, Mädchen, das sicherste Zeichen, welches dieser Herr von seiner Niederlage gegeben hat, ist die Auslieferung seiner Waffen, und das Geben ist noch bei jeder Gelegenheit der Beweis eines großmüthigen Herzens gewesen. Erinnere Dich nur des Sprichwortes, welches sagt: Schneide Pfeifen, so lange Du im Rohre sitzest, vorzüglich, da ich nicht will, daß die Zigeuner durch mich den seit langen Zeiten erworbenen Ruf verlieren, habsüchtig und eigennützig zu seyn. Hundert Thaler, meinst Du, soll ich ausschlagen, Preciosa? und noch dazu in Gold, so daß man sie in den Bund eines Rockes, der nicht zwei Realen werth ist, einnähen und so bei sich führen kann, wie eine Rente auf das Heu von Estremadura? Und wenn nun einer von unsern Söhnen,

Enkeln, oder Verwandten durch irgend einen unglücklichen Zufall in die Hände der Gerechtigkeit fiele, kann dann wohl eine kräftigere Stimme in das Ohr des Richters, oder des Schreibers dringen, als wenn diese Thaler in ihre Börsen gelangen? Dreimal bin ich, wegen drei verschiedener Verbrechen, schon nahe daran gewesen, den Schandesel zu besteigen und ausgestäupt zu werden; das erstemal befreite mich eine silberne Kanne, das zweitemal eine Schnur Perlen, und das drittemal die Summe von vierzig schweren Realen, die ich für Quarto's eingewechselt und zwanzig Realen Wechselgeld gegeben hatte. Bedenke doch, Mädchen, daß wir ein sehr gefährliches Handwerk treiben, welches voller Hindernisse und dringender Verlegenheiten ist, und daß es keine Vertheidigung giebt, die uns schneller unterstützte und beistände, als die Waffen des großen Philipp, denn über dies plus ultra geht nichts. Für eine Dublone mit zwei Gesichtern erheitert sich das Finstere des Procuratoren, so wie die Gesichter aller Diener des Todes, welche für uns arme Zigeuner Harpyen sind und uns lieber rupfen und schinden, als einen Straßenräuber; niemals, sie mögen uns auch noch so zerrissen und zerlumpt sehen, halten sie uns für arm, denn sie sprechen, wir wären wie die Röcke der Schuhputzer von Belmonte, zerrissen und schmierig, aber voller Goldstücke."

„Um Gotteswillen, Großmutter, sagt weiter nichts, denn Ihr seyd auf dem Wege, so viele Ursachen zum Behalten des Geldes aufzustellen, daß

Ihr die Gesetze der römischen Kaiser erschöpfen könnter. Behaltet es, und wohl bekomme es Euch; gebe nur Gott, daß Ihr es so vergrabt, daß es nie wieder das Licht der Sonne erblicke, oder dies nur nothwendig sey. Unsern Begleiterinnen aber werden wir etwas geben müssen, denn sie warten lange auf uns und sind wohl schon verdrießlich."

„Von diesem Gelde sollen sie eben so wenig etwas erblicken, als sie den Großtürken jetzt sehen werden. Dieser gute Herr da mag zusehen, ob er noch einige Silbermünzen oder Quartos hat, und die kann er unter sie vertheilen, denn sie werden schon mit Wenigem zufrieden seyn."

„Ich habe noch etwas," sprach der Cavalier, und nahm drei schwere Realen aus der Tasche, welche er unter die drei Zigeunerinnen vertheilte, die damit vergnügter und zufriedener waren, als ein Schauspieldichter, wenn man ihm, bei einem Wettstreite mit einem andern, an den Straßenecken als Sieger ausruft. Kurz, sie verabredeten, wie schon gesagt worden ist, die Zusammenkunft in acht Tagen und daß man den jungen Menschen, wenn er Zigeuner wäre, Andreas Caballero nennen wollte, denn es waren unter ihnen schon mehrere Zigeuner dieses Zunamens. Andreas (denn so wollen wir ihn fernerhin nennen), wagte es nicht, Precioſen zu umarmen, sondern schickte ihr durch einen Blick sein Herz zu, verließ sie, wenn man so sagen kann, ohne dasselbe, und kehrte nach Madrid zurück; was auch die sehr vergnügten Zigeunerinnen thaten. Precioſa, welche

von dem angenehmen, liebenswürdigen Betragen des Andreas (mehr durch Wohlwollen, als durch wirkliche Liebe) ein wenig befangen war, wünschte schon, sich zu erkundigen, ob er das sey, was er gesagt hatte. Sie kam nach Madrid und war nur durch wenige Straßen gegangen, als ihr der dichterische Page begegnete, der die Verse gemacht und ihr den Thaler gegeben hatte. Als er sie erblickte, kam er auf sie zu und sagte:

„Willkommen, Preciosa! Hast Du vielleicht die Verse schon gelesen, die ich Dir neulich gegeben habe?“

„Ehe ich Euch ein Wort erwiedere,“ sagte hierauf Preciosa, „sollt Ihr mir, bei dem, was Euch am theuersten ist, etwas ganz aufrichtig gestehen.“

„Dies ist eine Beschwörung, gegen die ich, sollte mir die Aufrichtigkeit auch das Leben kosten, auf keine Weise fehlen würde.“

„Nun, was ich von Euch zu wissen verlange, ist: Ob Ihr zufälliger Weise ein Dichter seyd?“

„Wenn ich es bin, so muß ich es nothwendig aus Zufall seyn; Du mußt aber wissen, Preciosa, daß nur sehr Wenige den Namen Dichter verdienen, und daher bin ich auch kein Dichter, sondern nur ein Liebhaber der Dichtkunst, und für meinen Bedarf brauche ich keine fremden Verse zu suchen. Diejenigen, die ich Dir gegeben habe, sind von mir, und die, die ich Dir jetzt geben will, ebenfalls; aber ich bin deshalb kein Dichter, und das wolle auch Gott nicht.“

„Ist es denn so übel, ein Dichter zu seyn?“

„Es ist gerade nicht übel, aber nichts weiter zu seyn, als Dichter, halte ich auch nicht für gut. Die Dichtkunst muß man gebrauchen, wie ein köstliches Kleinod, welches sein Besitzer nicht jeden Tag trägt, noch es bei jedem Schritte allen Leuten zeigt, sondern es nur bei schicklicher Zeit und Gelegenheit sehen läßt. Die Dichtkunst ist ein wunderschönes, keusches, sittsames, verständiges, witziges und stilles Mädchen und hält sich immer in den Grenzen der höchsten Klugheit. Sie ist eine Freundin der Einsamkeit; die Quellen unterhalten, die Wüsten trösten, die Bäume erheitern und die Blumen erfreuen sie, sie aber ergötzt und belehrt alle, die mit ihr umgehen.“

„Demungeachtet habe ich aber gehört, daß sie sehr arm ist und etwas in's Bettelhafte fällt.“

„Ganz im Gegentheil, denn es giebt keinen Dichter, der nicht reich wäre, weil Alle zufrieden mit ihrem Stande leben — eine Philosophie, welche nur wenige andere Menschen erreichen. Was hat Dich aber bewogen, Preciosa, diese Frage zu thun?“

„Ich bin dazu bewogen worden, weil ich alle, oder doch die meisten Dichter für arm halte, und mich also über den Goldthaler verwundern mußte, den Ihr mir in Eure Verse eingehüllt gabt; jetzt aber, da ich weiß, daß Ihr kein Dichter seyd, sondern nur ein Liebhaber der Dichtkunst, so könnte es auch seyn, daß Ihr reich wäret, ob ich gleich daran zweifle, weil von derselben Seite, die Euch antreibt,

Verse zu machen, auch Euer ganzes Habe zu Wasser werden wird; denn wie man sagt, giebt es keinen Dichter, der das Eigenthum, welches er besitzt, zu erhalten, und das, was er nicht hat, zu erwerben wüßte."

„Aber ich gehöre nicht zu diesen; ich mache Verse und bin weder reich, noch arm, und ohne es eben zu fühlen, oder herzurechnen, wie es die Genueser bei ihren Gastmählern machen, kann ich wohl einen Thaler, oder zwei für den ausgeben, dem ich gut bin. Nimm, preciose Perle, dies zweite Papier, und darin einen zweiten Thaler, ohne darüber nachzudenken, ob ich ein Dichter sey, oder nicht; denke und glaube nur, daß derjenige, welcher Dir dieses giebt, die Reichthümer des Midas zu haben wünschte, um sie Dir zu geben."

Dabei gab er ihr das Papier; als es Preciosa befühlte, fand sie, daß ein Thaler darin war, und sagte:

„Dies Papier wird lange leben, denn es hat zwei Seelen, nämlich die des Thalers, und die Eurer Verse, welche letztern immer voller Seelen und Herzen sind. Ihr müßt aber wissen, Herr Page, daß ich nicht so viele Seelen bei mir haben will, und wenn Ihr nicht die eine wegnehmt, so dürft Ihr nicht denken, daß ich die andere annehme; denn ich will Euch wohl, weil Ihr ein Dichter, nicht aber, weil Ihr freigebig seyd und auf diese Art wird unsere Freundschaft auch bleibend seyn; denn wenn diese auch noch so fest ist, so kann es doch leichter

an einem Thaler fehlen, als an der Verfertigung einer Romanze.“

„Wenn Du es durchaus willst, Preciosa, daß ich arm seyn soll, so verschmähe wenigstens die Seele nicht, die ich Dir in diesem Papier übergebe, und gieb mir den Thaler, denn wenn Du ihn mit der Hand berührst, werde ich ihn Zeit meines ganzen Lebens wie eine Reliquie bewahren.“

Preciosa nahm den Thaler aus dem Papier und behielt dieses, wollte es aber nicht auf der Straße lesen. Der Edelknabe nahm Abschied und ging sehr vergnügt von dannen, weil er glaubte, Preciosa wäre schon überwunden, da sie so leutselig mit ihm gesprochen hatte. Da nun diese ihre Aufmerksamkeit darauf richtete, das Haus vom Vater des Andreas zu suchen, ohne sich irgendwo mit Tanzen aufzuhalten, so kam sie bald in die Straße, wo dies Haus stand, welches sie recht gut kannte. Wie sie fast bis in die Mitte der Straße gegangen war, blickte sie nach einem eisernen, vergoldeten Balcon hinauf, den man ihr als Zeichen angegeben hatte, und sah auf demselben einen Ritter von etwa funfzig Jahren, ehrwürdigem Anstand und Aeußeren, und mit einem rothen Ordenskreuz auf der Brust. Dieser hatte kaum die kleine Zigeunerin ebenfalls gesehen, als er rief:

„Kommt herauf, Kinder, man wird Euch hier ein Almosen geben!“

Nach diesem Zurufe kamen noch drei andere Cavaliere auf den Balcon, und unter ihnen der ver-

liebte Andreas, welcher, als er Precioſen ſah, die Farbe verlor, und auch nahe daran war, die Beſinnung zu verlieren, ſo groß war die Ueberraſchung, welche ihr Anblick ihm verurſachte. Die jungen Zigeunerinnen gingen alle hinauf, allein die Alte blieb unten, um ſich zu erkundigen, ob das wahr ſey, was Andreas geſagt hatte. Als die Zigeunerinnen in den Saal traten, ſagte eben der alte Ritter zu den Uebrigen:

„Das muß die ſchöne Zigeunerin ſeyn, welche ſich, wie man ſagt, in Madrid befindet.“

„Sie iſt es,“ antwortete Andreas, „und ohne Zweifel iſt ſie das ſchönſte Geſchöpf, welches man jemals geſehen hat.“

„So ſagt man,“ ſprach Precioſa, die beim Eintritt Alles gehört hatte; „aber wahrlich, man irrt ſich wohl um die Hälfte. Daß ich hübſch bin, glaube ich wohl, aber ſo ſchön zu ſeyn, wie die Leute ſagen, daran denke ich gar nicht.“

„Bei dem Leben meines Sohnes, Don Juanico,“ ſagte der Alte, „Du biſt noch ſchöner, als man ſagt, liebliche Zigeunerin.“

„Und welcher iſt denn Don Juanico, Euer Sohn?“

„Der junge Menſch, der an Deiner Seite ſteht.“

„Wahrhaftig, gnädiger Herr, ich glaubte, Ihr ſchwöret bei dem Leben irgend eines zweijährigen Knaben. Ei ſeht doch, was für ein niedlicher Don Juanico! Bei meiner Seele, er könnte ſchon verheirathet ſeyn, und nach einigen Linien an ſeiner Stirn

zu urtheilen, werden keine drei Jahre vergehen, ehe dies geschieht, und zwar sehr nach seinem Geschmacke, wenn dieser sich nicht etwa bis dahin verliert, oder verändert.“

„Ei, ei,“ sprach einer von den Cavalieren, „das Zigeunermädchen versteht ja auch etwas von Linien!“

Die drei jungen Zigeunerinnen, welche bei Preciosen waren, gingen indeß in einen Winkel und steckten die Köpfe zusammen, damit man nicht hören sollte, was sie sprächen.

„Ihr Mädchen,“ sagte Christina, „das ist der Cavalier, der uns die drei schweren Realen gegeben hat.“

„Ja, er ist es,“ sagten die andern, „wir wollen es aber nicht erwähnen und nichts sagen, wenn er nicht selbst davon anfängt. Wir wissen ja nicht, ob er es bekannt gemacht haben will.“

Während dies zwischen den drei Mädchen vorging, antwortete Preciosa dem, der von den Linien gesprochen hatte:

„Was ich mit den Augen sehe, errathe ich mit dem Finger. Ich weiß, auch ohne Linien, vom Herrn Don Juanico, daß er ein wenig verliebt, ungestüm und eilig ist und gern Dinge verspricht, welche unmöglich zu seyn scheinen. Gebe nur Gott, daß er nicht zum Lügner wird, denn das wäre das Allerschlimmste. Er will eine sehr weite Reise unternehmen; allein anders denkt der Braune, und anders, wer ihn sattelt; der Mensch denkt, und Gott lenkt,

und er meint vielleicht nach Onnez zu gehen und kommt nach Gaviboa.“

„Wahrlich, kleine Zigeunerin,“ sagte hierauf Don Juan, „Du hast vieles von meiner Gemüthsart erforscht; was aber das Lügenhafte betrifft, da bist Du von der Wahrheit entfernt, denn ich rühme mich, diese unter allen Umständen zu sagen. Mit der weiten Reise hast Du es getroffen, denn so Gott will, werde ich in vier oder fünf Tagen nach Flandern abgehen, ob Du mir gleich drohst, daß ich den Weg verfehlen werde, denn ich wünschte nicht, daß mir auf demselben ein Unfall zustieße, der mich in meinem Vorhaben hinderte.“

„Schweigt, Herrlein; befehlt Euch Gott, so wird Alles gut ablaufen, und bedenkt, daß ich nichts von dem weiß, was ich sage. Und das ist auch kein Wunder, denn da ich viele und verschiedene Sachen spreche, so treffe ich zuweilen die Wahrheit. Jetzt wünschte ich nur, daß es mir Euch zu überreden gelänge, nicht abzureisen, sondern Eure Wünsche zu unterdrücken, und bei Euern Eltern zu bleiben, um ihr Alter zu beglücken; denn solche Hin- und Herreisen nach Flandern taugen nicht viel, vorzüglich für junge Leute von so zartem Alter, wie das Eurige. Harret, bis Ihr noch wachset, damit Ihr die Mühseligkeiten des Krieges ertragen könnt, vorzüglich, da Ihr Krieg genug in Eurem Hause habt, und verliebte Kämpfe genug in Eurem Herzen toben. Beruhigt, beruhigt Euer Ungestüm, bedenkt was Ihr thut, ehe Ihr Euch verheirathet, und gebt uns in

Gottes und Eurem Namen ein Almosen, denn ich glaube wirklich, daß Ihr von Natur gutmüthig seyd, und wenn sich damit noch die Wahrhaftigkeit vereint, so will ich Freudenlieder darüber singen, daß ich in allen Stücken Wahrheit geredet habe."

„Ich habe Dir schon einmal gesagt, Mädchen, daß Du in Allem Recht hast, nur nicht in Deiner Befürchtung, daß ich nicht ganz wahrhaft seyn sollte, denn hierin irrst Du Dich ohne allen Zweifel. Das Wort, das ich auf dem Felde gebe, werde ich in der Stadt und überall erfüllen, ohne daß man es erst von mir verlangt; denn derjenige kann sich nicht rühmen, ein Ritter zu seyn, wer in das Laster der Lüge verfällt. Mein Vater wird Dir um Gottes und meinetwillen ein Almosen geben, denn ich habe wahrlich diesen Morgen alles, was ich hatte, einigen Damen gegeben, und wenn diese eben so hinterlistig, als schön sind (vorzüglich eine davon), so werde ich eben keinen Vortheil haben."

Als dies Christina hörte, sagte sie eben so heimlich, wie vorhin, zu den andern Zigeunerinnen:

„Ich will gleich sterben, wenn er dies nicht wegen der drei schweren Realen sagt, die er uns diesen Morgen gegeben hat."

„Das ist wohl nicht so," entgegnete eine andere, „denn er sagte, es wären Damen, und das sind wir ja nicht; wenn er nun so wahrhaft ist, wie er sagt, so wird er auch hierin nicht lügen."

„Diejenige Lüge ist nicht von so großer Wichtigkeit, welche zu Niemandes Schaden und zum Nutzen

und zur Beglaubigung desjenigen dient, der sie sagt; allein bei dem allen sehe ich nicht, daß er uns etwas giebt, oder uns zu tanzen befiehlt."

Indem kam die alte Zigeunerin und sagte:

„Mache, daß Du fertig wirst, Enkelin, denn es ist spät, und es giebt noch viel zu thun und noch mehr zu sagen."

„Was giebt es denn?" fragte Preciosa, „einen Knaben oder ein Mädchen?"

„Einen Knaben, und zwar einen recht hübschen; komm, Preciosa, und Du wirst ausgemachte Wunder hören."

„Gebe nur Gott, daß die Mutter nicht in den Wochen stirbt."

„Es wird alles gehörig abgehen, vorzüglich, da die Geburt bis jetzt gut gewesen, und das Kind ein wahrer Goldjunge ist."

„Ist irgend eine Dame niedergekommen?" fragte der Vater des Andreas Caballero.

„Ja, gnädiger Herr," antwortete die Zigeunerin, „die Geburt ist aber so in geheim vor sich gegangen, daß Niemand davon weiß, als Preciosa, ich und noch eine Person, und deßhalb können wir es auch Niemanden sagen."

„Wir wollen es hier auch nicht wissen," sagte einer der Gegenwärtigen, „allein unglücklich ist diejenige, die ihr Geheimniß Euern Zungen, und ihre Ehre Eurer Hülfe anvertraut hat."

„Wir sind nicht Alle schlecht," antwortete Preciosa, „und wer weiß, ob es nicht unter uns eine

giebt, die ſich rühmen kann, eben ſo verſchwiegen und wahrheitsliebend zu ſeyn, als der Vornehmſte in dieſem Saale. Kommt aber, Großmutter, hier ſchätzt man uns gering, ob wir gleich weder Spitzbübinnen ſind, noch irgend Jemand anbetteln.“

„Erzürne Dich nicht, Precioſa,“ ſagte der Vater, „denn ich glaube, daß man wenigſtens von Dir nichts Böſes vorausſetzen kann; Dein gutes Geſicht beglaubigt Dich und bürgt für Deine Rechtlichkeit. Jetzt aber, Precioschen, bitte ich Dich, mit Deinen Gefährtinnen ein wenig zu tanzen, denn hier habe ich für Dich eine Golddublone mit zwei Geſichtern, von denen keines ſo hübſch iſt, wie das Deinige, ob ſie gleich zwei Königen angehören.“

Kaum hatte dies die Alte gehört, ſo rief ſie:

„Friſch, Ihr Mädchen! Schürzt Euch, und macht dieſen Herrn ein Vergnügen!“

Precioſa ergriff ihre Schellen, und ſie machten mit ſo vielem Reiz und freiem Anſtande ihre Wendungen und Verſchlingungen, daß die Augen aller Zuſchauer auf ihre Füße gerichtet waren, und vorzüglich die des Andreas, welche ſich auf Precioſens Füße hefteten, als wenn ſie da den Mittelpunkt der Seligkeit finden könnten; das Schickſal trübte ihm dieſe aber dergeſtalt, daß ſie ſich für ihn zu einer Hölle umwandelte. Im Fluge des Tanzes nämlich entfiel Precioſen das Papier, welches ihr der Edelknabe gegeben hatte, und kaum war es gefallen, als es auch derjenige aufhob, der keine gute Meinung

von den Zigeunern hatte; er öffnete es sogleich und sagte:

„Schön, da haben wir ein Sonettchen! Hört auf zu tanzen, und wir wollen es hören, denn nach dem ersten Verse zu urtheilen, ist es gar nicht übel.“

Preciosen war dies unangenehm, weil sie nicht wußte, was es enthielt, und sie bat, daß man es nicht lesen, sondern ihr wieder geben möchte; der große Eifer, den sie in ihre Bitten legte, spornte indeß den Wunsch des Andreas nur noch mehr an, es zu hören. Kurz, der Cavalier las es folgendermaßen laut vor:

Seht, wenn Preciosa's Schellen durch die Lüfte
Melodisch ihren sanften Ton versenden,
O, dann entfallen Perlen ihren Händen
Und ihrem Mund entströmen Blüthendüfte.

Der Geist, der sonst auf Weisheitsmeeren schiffte,
Er will nicht mehr ein richtig Urtheil spenden;
Doch dieses Mädchens Ruhm wird niemals enden:
Er bringt zum Himmel und in tiefe Klüfte.

Und an dem kleinsten ihrer schönen Haare
Entführt sie tausend Herzen; ihren Tritten
Entzucken Amors Pfeil' unaufgehalten.

Und Licht erglänzt dem schönen Augenpaare,
Wo Amor thronet, mächtig, unbestritten,
Und wo noch gröss're Macht er wird entfalten.

„Bei Gott,“ ſagte der, welcher geleſen hatte, „der Dichter, welcher dieſes Sonett verfertigt hat, beſitzt vielen Witz.“

„Es iſt kein Dichter, gnädiger Herr,“ antwortete Precioſa, „ſondern ein ſehr artiger Page.“

„Bedenke, was Du geſagt haſt, Precioſa, und was Du noch ſagen willſt, denn das iſt nicht des Edelknaben Lob, ſondern ein Dolch, welcher das Herz Deines Andreas durchbohrt, der Deine Worte gehört hat. Willſt Du ihn ſehen, Kind? Nun, ſo wende die Augen, und Du wirſt ihn ohnmächtig, mit Todesſchweiß bedeckt, auf einem Stuhle erblicken. Denke nicht, Mädchen, daß Dich Andreas nur ſo zum Scherz liebt, daß nicht die kleinſte Deiner Unbeſonnenheiten ihn verwundete und in Schrecken ſetzte. Nähere Dich ihm um Gotteswillen, und ſage ihm einige Worte in's Ohr, die unmittelbar zum Herzen dringen und ihn aus ſeiner Ohnmacht erwecken. Wo nicht, ſo trage nur täglich Sonette zu Deinem Lobe bei Dir, und Du wirſt ſehen, in welchen Zuſtand ſie ihn verſetzen.“

Dies alles begab ſich ſo, wie es iſt geſagt worden; denn als Andreas das Sonett hörte, beſtürmten ihn tauſend eiferſüchtige Vorſtellungen; er wurde zwar nicht ohnmächtig, allein er verlor die Farbe dermaßen, daß ſein Vater es bemerkte und zu ihm ſagte:

„Was fehlt Dir, Don Juan? Es ſcheint, als wenn Du ohnmächtig werden wollteſt, ſo ſehr haſt Du die Farbe gewechſelt!“

„Wartet nur,“ fiel Precioſa ein, „laßt mich ihm gewiſſe Worte in's Ohr ſagen und Ihr werdet ſehen, wie er ſich erholt.“

Sie näherte ſich ihm hierauf und ſagte, faſt ohne die Lippen zu bewegen:

„Schöner Zigeunermuth! Wie wollt Ihr denn die Bandfolter aushalten, wenn Ihr nicht einmal die mit einem Stückchen Papier vertragen könnt?“

Nun machte ſie ihm ein halbes Dutzend Kreuze auf das Herz und entfernte ſich von ihm, worauf Andreas ein wenig zu athmen begann und zu verſtehen gab, daß Precioſens Worte ihm geholfen hätten. Endlich erhielt Precioſa die Dublone mit zwei Geſichtern und ſagte zu ihren Gefährtinnen, daß ſie ſie wechſeln und ehrlich mit ihnen theilen würde. Der Vater des Andreas bat ſie, ihm die Worte ſchriftlich zurück zu laſſen, welche ſie zu Don Juan geſagt hatte, denn er wollte ſie auf jeden Fall wiſſen. Sie antwortete, ſie wollte ſie ſehr gern ſagen; man ſollte aber nur glauben, daß dieſe Worte, ob ſie gleich eine Poſſe zu ſeyn ſchienen, eine ganz beſondere Kraft beſäßen, um vor Herzweh und Schwindel zu bewahren; ſie lauteten ſo:

O du Köpfchen voller Hitze,
Schwindle nicht durch eigne Schuld;
Mach' dir eine feſte Stütze
Aus der himmliſchen Geduld.
Ohne Grauen
Mußt Du ſchauen

Voll Vertrauen
In die Ferne,
Und des Mißtrau'ns düsterm Sterne
Niemals nachgehn,
Wirst dann Wunderdinge sehn.
Gott mit Dir,
Und Sanct Christoph über Dir.

„Wenn man der Person, welche vom Schwindel befallen ist, nur die Hälfte dieser Worte sagt," fuhr Preciosa fort, „und ihr sechs Kreuze auf das Herz macht, wird sie wieder so frisch werden, wie ein Apfel."

Als die alte Zigeunerin diese listige Beschwörung hörte, war sie ganz erstaunt, und noch mehr war es Andreas, der recht gut einsah, daß alles nur eine Erfindung von Preciosens witzigem Geiste sey. Die Cavaliere behielten das Sonett, weil es Preciosa nicht zurückverlangen wollte, um dem armen Andreas nicht noch einmal Schmerzen zu machen, denn sie wußte wohl, ohne daß man es sie gelehrt hatte, was es heiße, einem feurigen Liebhaber Schrecken, Qual und Stürme der Eifersucht zu verursachen. Die Zigeunerinnen beurlaubten sich und beim Weggehen sagte Preciosa zu Don Juan:

„Bedenkt, gnädiger Herr, daß jeder Tag dieser Woche zur Abreise günstig und keiner ungünstig ist; beschleunigt Eure Reise so sehr, als Ihr nur könnt, denn Euch erwartet ein ungebundenes, freies und

sehr angenehmes Leben, wenn Ihr Euch nur in dasselbe fügen wollt.“

„Das Soldatenleben,“ antwortete Don Juan, „ist, wie ich glaube, nicht so ungebunden, daß es nicht mehr Zwang, als Freiheit mit sich führte; demungeachtet werde ich mich einrichten, wie es eben gehen will.“

„Ihr werdet mehr sehen, als Ihr denkt; übrigens will ich Gott bitten, daß er Euch geleite und Euch so gut führe, wie Euer gutes Ansehen es verdient.“

Durch diese letzten Worte wurde Andreas beruhigt, und die Zigeunerinnen gingen äußerst zufrieden fort; sie verwechselten die Dublone, und vertheilten sie zu gleichen Theilen unter sich, obgleich die alte Wächterin einen und einen halben Theil von allem bekam, was eingesammelt wurde, sowohl wegen ihres höhern Alters, als auch, weil sie die Magnetnadel war, mittelst welcher die Andern sich auf dem weiten Meere ihrer Tänze, Kunststückchen, ja selbst ihrer Schelmereien, zurecht fanden.

Endlich erschien der Tag, an welchem Andreas Caballero sich ohne Bedienten und auf einem gemietheten Maulthiere an den Ort begab, wo er die Zigeunerinnen zuerst gesprochen hatte. Er fand Préciosen und ihre Großmutter, welche ihn, als sie ihn erkannten, mit großer Freude empfingen. Er bat sie, ihn nach der Horde zu führen, ehe noch der Tag anbräche und man seine Spur verfolgen könnte, wenn man ihn vielleicht suchte. Sie waren so vor-

sichtig gewesen, allein zu kommen, kehrten nun um und kamen kurz darauf nach ihren Hütten. Andreas betrat eine davon, welches die größte in der Horde war, und sogleich kamen, um ihn zu sehen, zehn, oder zwölf Zigeuner, lauter junge, rüstige, wohlgewachsene Bursche, welchen die Alte schon von dem neuen Gefährten erzählt hatte, der zu ihnen kommen würde, ohne daß sie es für nöthig hielt, ihnen das Geheimniß anzuempfehlen, welches sie, wie schon gesagt worden ist, mit unerhörter Schlauheit und Pünktlichkeit bewahren. Ihre Augen fielen sogleich auf das Maulthier, und einer von ihnen sagte:

„Das können wir auf den Donnerstag in Toledo verkaufen.“

„Das geht nicht an,“ sagte Andreas, „denn es giebt kein Miethmaulthier, welches nicht alle Maulthiertreiber kennten, die Spanien durchziehen.“

„Bei Gott, Herr Andreas,“ sprach einer von den Zigeunern, „wenn das Maulthier auch so viele Zeichen an sich hätte, als dem jüngsten Tage vorausgehen werden, so werden wir es doch hier auf eine solche Art verwandeln, daß es weder die Mutter, die es geboren, noch der Herr, der es erzogen hat, wieder erkennen soll.“

„Demungeachtet muß für diesmal meine Meinung befolgt und angenommen werden. Dieses Maulthier müssen wir tödten und an einem Orte vergraben, wo auch seine Knochen nicht wieder zum Vorschein kommen.“

„Jammer und Schade,“ sprach ein anderer Zi-

geuner, "einem unschuldigen Geschöpfe das Leben zu nehmen! Redet nicht so, guter Andreas, sondern macht die Sache anders. Betrachtet das Thier jetzt recht genau, so daß alle seine Kennzeichen sich in Euer Gedächtniß einprägen; dann laßt mich es mitnehmen, und wenn Ihr es nach Verlauf von zwei Stunden wieder erkennt, so sollt Ihr mich geißeln, wie einen entlaufenen Neger."

„Auf keinen Fall werde ich einwilligen, daß das Maulthier am Leben bleibe, und wenn Ihr mich auch noch so sehr von seiner Verwandlung versichert, denn ich fürchte entdeckt zu werden, so lange die Erde das Thier nicht bedeckt, und wenn von dem Nutzen die Rede ist, der aus dem Verkaufe desselben könnte gezogen werden, so trete ich nicht so arm in diese Gesellschaft, daß ich nicht so viel, als vier Maulthiere werth sind, als Eintrittsgeld bezahlen könnte."

„Nun, weil es Herr Andreas Caballero so will," sagte ein Zigeuner, „so mag das schuldlose Thier sterben; aber Gott weiß, wie sehr es mich dauert, sowohl wegen seiner Jugend, denn es hat noch nicht einmal ausgeschoben (ein bei den Miethmaulthieren ungewöhnlicher Umstand), als auch, weil es gut gehen muß, denn es hat keine Schwielen in den Dünnen, und auch keine Spornmerkmale."

Der Tod des Maulthiers wurde bis auf den Abend verschoben, und während der Zeit, die vom Tage noch übrig blieb, wurden die Feierlichkeiten der Aufnahme des Andreas in die Zigeunergesellschaft

begangen. Man räumte ihm nämlich sogleich eine der besten Hütten des Lagers ein und schmückte sie mit Zweigen und wohlriechenden Kräutern; hierauf mußte sich Andreas auf den Stamm eines Korkbaumes setzen, man gab ihm einen Hammer und eine Zange in die Hand, und er mußte beim Klange zweier Guitarren, welche ein paar Zigeuner spielten, zwei Bocksprünge machen. Nun entblößte man ihm einen Arm und gab ihm mit einem neuen seidenen Gürtel und einem kurzen Stocke zwei gelinde Hiebe. Bei dem allen befanden sich Preciosa und viele andere, alte und junge Zigeunerinnen gegenwärtig, von denen die eine ihn mit Bewunderung, die andere mit Wohlwollen betrachteten, denn Andreas war von so reizender Gestalt, daß selbst die Zigeuner ihn lieb gewannen. Als nun die genannten Feierlichkeiten vorbei waren, ergriff ein alter Zigeuner die Hand Preciosa's, stellte diese vor Andreas hin und sagte:

„Dieses Mädchen, die Blume und Krone der Schönheit unter allen Zigeunerinnen in ganz Spanien, die uns bekannt sind, übergeben wir Dir als Deine Gattin, oder als Deine Freundin, denn hierin kannst Du ganz nach Deinem Belieben handeln, weil unser freies, ungezwungenes Leben keinen Ziererein oder vielen Umständen unterworfen ist. Betrachte sie genau und sieh, ob sie Dir gefällt, oder ob Du etwas an ihr bemerkst, was Dir zuwider ist; ist das letztere der Fall, so wähle unter den Mädchen, die hier sind, diejenige, die Dir am meisten gefällt, und die Du wählst, werden wir Dir geben; Du mußt

aber wissen, daß Du die, welche Du einmal gewählt hast, wegen keiner Andern wieder verlassen, noch Dich mit andern Weibern oder Mädchen abgeben oder einlassen darfst. Streng und unverbrüchlich halten wir das Gesetz der Freundschaft; Niemand macht Ansprüche auf die Beute des Andern; wir leben frei von der giftigen Pest der Eifersucht; Blutschande kommt bei uns zwar vor, niemals aber ein Ehebruch; begeht ihn aber eine Frau, oder läßt sich eine Beischläferin etwas Aehnliches zu Schulden kommen, so rufen wir die Gerechtigkeit nicht zu Hülfe, um Strafe zu fordern, sondern wir sind selbst Richter und Henker unserer Weiber und unserer Beischläferinnen; wir ermorden und begraben sie in den Gebirgen und Wüsten mit derselben Leichtigkeit, als wenn sie schädliche Thiere wären. Da sind keine Verwandten, die sie zu rächen, keine Eltern, die uns wegen ihres Todes anzuklagen verlangten; in dieser Angst und Furcht bemühen sie sich, keusch zu seyn, und wir leben, wie ich schon gesagt habe, in Sicherheit. Wir haben wenig Dinge, die nicht allgemeines Eigenthum wären, ausgenommen die Frau, oder die Beischläferin, denn jede derselben soll das Eigenthum desjenigen bleiben, dem sie das Schicksal gegeben hat. Das Alter scheidet unter uns so gut, wie der Tod; ein junger Mann kann seine alte Frau verlassen und eine Andere wählen, die seinem Geschmack und seinen Jahren mehr entspricht. Durch diese und noch einige andere Gesetze und Vorschriften erhalten wir uns und leben zufrieden; wir sind Her-

ren der Felder und Fluren, der Wälder, Berge, Quellen und Flüsse. Die Wälder bieten uns unentgeltlich ihr Holz dar, die Bäume ihre Früchte, die Weinberge ihre Trauben, die Gärten ihre Gemüse, die Quellen ihr Wasser, die Flüsse ihre Fische und die Gehege ihr Wild; unter Felsen finden wir Schatten, kühle Luft in den Schluchten, und Häuser in den Höhlen. Für uns sind die Unfreundlichkeiten der Witterung sanfte Lüftchen, der Schnee ist unsere Abkühlung, der Regen unser Bad, der Donner unsere Musik, und die Blitze sind uns leuchtende Fackeln. Harte Erdschollen sind für uns weiche Federbetten; unsere gehärtete Haut dient uns als vertheidigender, undurchdringlicher Panzer; unsere Geschicklichkeit wird nicht von Fesseln gehindert, von Schwierigkeiten aufgehalten, oder durch Mauern gehemmt. Unsern Muth fesselt kein Strick, erstickt keine Folter, zähmt kein Pranger. Zwischen Ja und Nein machen wir keinen Unterschied, wenn wir es schicklich finden, und wir setzen einen größern Werth darauf, Märtyrer, als Bekenner zu seyn. Für uns werden die Lastthiere auf den Feldern gezogen, und die Taschen in den Städten gemacht. Es giebt keinen Adler oder andern Rauboogel, der sich schneller auf die Beute stürzt, die sich ihm zeigt, als wir die Gelegenheit ergreifen, wo sich uns ein Vortheil darbietet. Kurz, wir besitzen viele Geschicklichkeiten, die uns ein glückliches Ende versprechen, denn wir singen im Gefängnisse, schweigen am Pranger, arbeiten am Tage und stehlen bei Nacht, oder, um besser zu sa-

gen, wir warnen die Leute, damit Jeder bedenke, wo er das Seinige verwahrt. Uns quält nicht die Furcht, unsere Ehre zu verlieren, und der Hochmuth treibt uns nicht an, sie zu vergrößern. Wir unterhalten keine Verbindungen, und berauben uns des Morgenschlafes nicht, weder um Bittschriften einzureichen, noch um große Herren zu begleiten, noch um Vergünstigungen zu erflehen. Wir schätzen diese Baraken und beweglichen Hütten höher, als vergoldete Dächer und prächtige Paläste, und den flandrischen Gemälden und Landschaften ziehen wir die vor, welche die Natur in diesen hohen, schroffen Felsen und beschneiten Klippen, in diesen geräumigen Wiesen und dicken Wäldern uns darbietet, und welche bei jedem Schritte unsern Augen sich zeigen. Wir sind natürliche Astrologen, denn da wir fast immer unter freiem Himmel schlafen, so wissen wir immer, welche Stunde des Tages oder der Nacht es sey. Wir sehen, wie die Morgenröthe die Sterne des Himmels vertreibt und entfernt, und wie sie mit ihrer Schwester, der ersten Dämmerung, heraufsteigt, die Luft erfreut, die Gewässer erfrischt und die Erde befeuchtet; gleich nach ihr erscheint dann die Sonne, welche (wie ein Dichter sagt) die Wipfel vergoldet und die Berge kräuselt. Wir fürchten nicht, während ihrer Abwesenheit zu erfrieren, wenn sie uns nur seitwärts mit ihren Strahlen berührt, noch zu verbrennen, wenn sie dieselben senkrecht auf uns herabwirft; wir sehen die Sonnenhitze und den Frost, den Mangel und den Ueberfluß mit gleichem Gesichte an. Kurz, wir sind

Leute, welche durch ihre Geschicklichkeit und auf ihre eigene Weise leben, ohne sich an das alte Sprichwort zu halten: Kirche, Meer, oder Königshaus. Wir haben, was wir wünschen, denn wir sind zufrieden mit dem, was wir haben. Dies Alles habe ich Dir gesagt, großmüthiger Jüngling, damit Du das Leben kennest, welchem Du Dich ergeben willst, und das Betragen, welches Du zu beobachten hast und welches ich Dir hier kürzlich geschildert habe; mit der Zeit wirst Du noch unendlich viele andere Dinge entdecken, welche der Erwägung nicht weniger würdig sind, als die, welche Du gehört hast."

Nach diesen Worten schwieg der beredte, alte Zigeuner, und der Noviz antwortete: Er freute sich sehr, so löbliche Einrichtungen erfahren zu haben; er gedächte, in diesen Orden zu treten, der sich auf einen so vernünftigen und politischen Grund stützte, und er bedaure nur, daß er nicht früher Kenntniß von einem so frohen Leben bekommen habe; von dem jetzigen Augenblicke an leiste er aber Verzicht auf den Ritterstand und auf den eiteln Ruhm seiner hohen Abkunft; er lege Alles unter das Joch, oder, um besser zu sagen, unter die Gesetze, die hier stattfänden, weil sie sein Verlangen, ihnen zu dienen, so hoch belohnten, und ihm die göttliche Preciosa zusprächen, für welche er Kronen ablegen und Kaiserreiche ausschlagen, dieselben aber nur deshalb wünschen würde, um sie ihr zu übergeben. Hierauf antwortete Preciosa:

„Obgleich diese Herren Gesetzgeber durch ihre

Gesetze für gut gefunden haben, daß ich die Deinige seyn soll, und mich Dir auch als die Deinige übergeben haben, so habe ich doch durch das Gesetz meines Willens (und das ist das allerstärkste) ebenfalls gefunden, daß ich es nicht anders seyn will, als unter den Bedingungen, die wir, ehe Du hierher kamst, unter uns verabredet haben. Zwei Jahre mußt Du in unserer Gesellschaft leben, ehe Du die meinige genießen kannst, damit Du Deinen Leichtsinn nicht bereuest, noch ich durch meine Voreiligkeit getäuscht werde. Bedingungen brechen auch das Gesetz. Diejenigen, die ich Dir vorgelegt habe, weißt Du; willst Du sie beobachten, so werde ich vielleicht die Deine, und Du der Meinige, wo nicht, so ist Dein Maulthier noch nicht todt. Deine Kleider sind noch ganz, und an Deinem Gelde fehlt nicht ein Heller; Du bist noch nicht einen Tag lang von zu Haus abwesend, und die Zeit, welche von demselben noch bleibt, kann Dir dazu dienen und Dir Gelegenheit geben, zu überlegen, was Dir am dienlichsten seyn wird. Diese Herren können Dir wohl meinen Körper übergeben, aber nicht meine Seele, welche frei ist, frei geboren ward und frei bleiben wird, so lange ich es will. Wenn Du bleibst, werde ich Dich sehr hoch achten, und nicht weniger, wenn Du gehst; denn mir scheint es, als wenn das Ungestüm der Liebe mit verhängtem Zügel dahin liefe, bis es der Vernunft, oder der Enttäuschung begegnete, und ich wünschte nicht, daß Du in Rücksicht auf mich, es machtest, wie der Jäger, der, wenn er den Haasen fängt, den er ver-

folgt hat, denselben wieder verläßt, um einem andern nachzujagen, der vor ihm flieht. Das Auge läßt sich wohl beim ersten Blicke so weit täuschen, daß es Flittergold für wirkliches Gold hält, aber nach kurzer Zeit erkennt es den Unterschied, der zwischen dem echten und dem falschen stattfindet. Kann ich denn wissen, ob Du nicht diese Schönheit, die ich nach Deiner Meinung haben soll, und die Du höher achtest, als die Sonne und werther als Gold, in der Nähe für einen Schatten, und wenn Du sie berührst, für falsches Metall halten wirst? Zwei Jahre gebe ich Dir Zeit, nachzudenken und zu erwägen, was Du am besten wählen, oder am schicklichsten verwerfen mußt, denn die einmal getroffene Wahl kann Niemand trennen, als der Tod, deshalb ist es gut, wenn man sich Zeit nimmt, und die Wahl lange überlegt, um die Mängel oder Tugenden des gewählten Gegenstandes genau zu erkennen; denn ich will mich nicht an die barbarische Freiheit binden, die meine Verwandten sich genommen haben, ihre Frauen zu verlassen, oder sie zu mißhandeln, wenn es ihnen beliebt. Da ich nun nichts zu thun gedenke, was Züchtigung verdiente, so mag ich auch keinen Gefährten haben, der mich nach seinem Belieben von sich entfernen kann."

„Du hast Recht, Preciosa," sagte hier Andreas, „willst Du also, daß ich Deine Furcht verscheuche und Deinen Verdacht verringere, indem ich schwöre, daß ich nicht im geringsten die Vorschriften, die Du mir machst, überschreiten werde, so überlege, was

für einen Schwur ich leisten, oder welche andere Sicherheit ich Dir geben soll, denn Du wirst mich zu Allem bereit finden.“

„Die Schwüre und Versprechungen,“ entgegnete Preciosa, „welche der Gefangene leistet, damit man ihm die Freiheit geben soll, werden, wenn er diese erlangt hat, selten erfüllt, und eben so sind, wie ich denke, auch die eines Liebhabers, welcher, um das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, wohl Merkurs Flügel und Jupiters Blitze verspricht, wie sie mir einst ein Dichter versprach und dazu bei den stygischen Fluthen schwur. Ich verlange weder Schwüre, Herr Andreas, noch Versprechungen, sondern ich will Alles auf dem Versuche dieses Noviziat's beruhen lassen, und mein sey die Sorge, mich zu schützen, wenn Ihr es Euch solltet beigehen lassen, mich zu beleidigen.“

„Es sey,“ sprach Andreas; „nur um Eines bitte ich diese Herren und meine Gefährten, nämlich, daß sie mich, wenigstens einen Monat lang, nicht zwingen, irgend etwas zu stehlen, weil ich nicht glaube, daß ich zum Diebe taugen werde, wenn nicht häufiger und großer Unterricht voraus geht.“

„Schweig, mein Sohn,“ sagte der alte Zigeuner, „denn hier wollen wir Dich so abrichten, daß Du ein Adler in Deinem Handwerke werden sollst, und wenn Du es einmal verstehst, dann wird es Dir so gefallen, daß Du die Finger danach leckst. Ist es nicht eine wahre Lust, am Morgen leer auszugehen und am Abend beladen zur Horde zurückzukehren?“

„Mit Prügeln beladen habe ich manchen von diesen leer Ausgehenden zurückkommen sehen.“

„Wenn man Fische fängt, bleiben die Hosen nicht trocken; alle Dinge in diesem Leben sind verschiedenen Gefahren unterworfen, und die Handlungen der Diebe den Galeeren, dem Staupbesen und dem Galgen; aber deßhalb, weil ein Schiff in den Sturm geräth oder untergeht, brauchen andere Schiffe die Seefahrt nicht zu unterlassen. Es wäre schön, wenn es keine Soldaten geben sollte, weil der Krieg Menschen und Pferde kostet, vorzüglich, da es unter uns angenommen ist, daß derjenige, der von Seiten der Gerechtigkeit ausgestäupt wird, einen Orden auf dem Rücken trägt, der besser aussieht, als wenn er einen wirklichen auf der Brust trüge. Die Hauptsache ist, daß man sich davor hüte, in der Blüthe der Jugend und beim ersten Verbrechen, den Tod in freier Luft sterben zu müssen, denn aus dem Fliegenwedel auf dem Rücken, und der Wasserbelustigung auf den Galeeren machen wir uns gar nichts. Jetzt, mein Sohn Andreas, ruht nur aus in dem Neste unter unsern Flügeln; zu seiner Zeit wollen wir Euch schon fliegen lehren, und zwar da, wo Ihr nicht ohne Beute wiederkommen sollt, und ich habe es Euch schon gesagt, daß Ihr nach jedem Diebstahl die Finger lecken sollt.“

„Nun, um Euch für das zu entschädigen, was ich während der Zeit, die Ihr mir erlaßt, stehlen könnte, will ich zweihundert Goldthaler unter die ganze Horde vertheilen.“

Kaum hatte Andreas dies gesagt, als viele ihn umringten, in ihre Arme und auf ihre Schultern nahmen, ein lautes „Vivat, Vivat, der große Andreas!“ anstimmten, und noch hinzufügten: Es lebe, es lebe auch Preciosa, sein geliebtes Mädchen! Die Zigeunerinnen verfuhren eben so mit Preciosen, wobei Christina und andere Zigeunerinnen, welche gegenwärtig waren, sich nicht ganz des Neides enthalten konnten; denn der Neid wohnt eben so gut in den Horden der Barbaren und in den Hütten der Schäfer, als in den Palläſten der Fürſten, und es erbittert, wenn man den Nächſten erheben ſieht, der nicht mehr Verdienſt zu haben ſcheint, als man ſelbſt hat.

Nun aßen ſie gemächlich mit einander, das verſprochene Geld wurde gleich und gerecht vertheilt, Andreas auf's neue gelobt und Preciosa's Schönheit in den Himmel gehoben. Die Nacht kam; man ſtach das Maulthier todt und vergrub es ſo, daß Andreas vor jeder Entdeckung durch daſſelbe geſichert war, und mit dem Thiere zugleich vergrub man auch das Geſchirr, nämlich Sattel, Zaum und Gurt, nach dem Gebrauche der Indier, die ihre beſten Koſtbarkeiten mit ſich vergraben laſſen. Andreas war verwundert über alles, was er geſehen hatte, und über den Witz der Zigeuner, und faßte den Vorſatz, ſein Unternehmen durchzuſetzen, ohne ſich indeß auf ihre Gebräuche einzulaſſen, oder es doch wenigſtens auf alle mögliche Art zu vermeiden, indem er hoffte, ſich durch Geld von der Verbindlichkeit des Gehorſams

gegen sie loszukaufen. Den andern Tag bat Andreas die Zigeuner, den Lagerplatz zu verändern und sich von Madrid zu entfernen, weil er fürchtete, erkannt zu werden, wenn er hier bliebe. Sie sagten ihm, daß sie sich bereits entschlossen hätten, in die Gebirge von Toledo zu ziehen und von dort aus in der ganzen umliegenden Gegend zu streifen und zu stehlen. Sie brachen die Horde ab und gaben dem Andreas eine Eselin zum Reiten; er wollte sie aber nicht annehmen, sondern zu Fuße gehen und als Diener Precioſen folgen, welche auf einer andern Eselin ritt. Sie war sehr vergnügt, zu sehen, wie sie über ihren schönen Stallmeister triumphirte, und er war nicht weniger vergnügt, diejenige an seiner Seite zu sehen, die er zur Gebieterin seines Willens gemacht hatte. O mächtige Gewalt dessen, den man den süßen Gott der Bitterkeit nennt (ein Beiname, den unser Müßiggang und unsere Sorglosigkeit ihm gegeben hat), mit welchem Nachdruck unterjochst du uns! Andreas ist Cavalier, und ein Jüngling von hellem Verstande, am Hofe und unter der zärtlichen Sorge seiner reichen Eltern aufgewachsen, und seit gestern ist eine solche Veränderung mit ihm vorgegangen, daß er seine Diener und Freunde getäuscht und die Hoffnungen betrogen hat, welche seine Eltern in ihn setzten. Er hat den Weg nach Flandern verlassen (wo er seine persönliche Tapferkeit üben und die Ehre seines Geschlechts vergrößern sollte), und sich als Diener niedergeworfen zu den Füßen eines Mädchens, welches, wenn auch überaus reizend, doch am Ende weiter

nichts ist, als eine Zigeunerin; es ist aber das Vorrecht der Schönheit, auch das freieste Gemüth gewaltsam und gegen seinen Willen zu ihren Füßen zu ziehen.

Nach vier Tagen kamen sie in ein Dorf, zwei Stunden von dem großen Toledo, wo sie ihr Lager aufschlugen, nachdem sie vorher einiges Silberwerk in die Hände des Schulzen geliefert hatten, zur Sicherheit, daß sie weder im Dorfe, noch in dem Bezirke desselben das Geringste stehlen, noch irgend einen Schaden anrichten wollten, weswegen man sich gegen sie beklagen könnte. Nachdem dies geschehen war, zerstreuten sich alle alten Zigeunerinnen, einige junge, und die Männer in allen Dörfern, oder wenigstens vier oder fünf Stunden weit um den Ort herum, wo sie ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Andreas ging mit ihnen, um den ersten Unterricht als Spitzbube zu empfangen; ob man ihm aber gleich denselben bei diesem Auszuge sehr häufig gab, so fruchtete derselbe doch nicht bei ihm, sondern er fühlte, seinem edeln Blute gemäß, bei jedem Diebstahle, den seine Lehrmeister begingen, den heftigsten Schmerz, ja zuweilen bezahlte er sogar, bewegt von Mitleiden, über die Thränen der Beraubten, mit seinem eigenen Gelde, was seine Gefährten gestohlen hatten. Dies verdroß aber die Zigeuner sehr, und sie sagten, das hieße ihren Gesetzen und Vorschriften zuwider handeln, welche der Menschenliebe den Eingang in ihre Herzen verwehrte, denn wenn sie Menschenliebe fühlten, würden sie aufhören, Diebe zu

seyn, eine Sache, die ihnen durchaus nicht anstände. Als dies Andreas hörte, sagte er, er wollte für sich allein, und nicht in Gesellschaft, auf das Stehlen ausgehen, denn er besäße Gewandtheit genug, um einer Gefahr zu entgehen, und Muth, um sie Andern zu bereiten, er wünschte also, daß Belohnung und Strafe dessen, was er stehlen würde, für ihn allein bliebe. Die Zigeuner bemühten sich, ihn von diesem guten Vorsatz abzubringen, und sagten, es könnten ihm Fälle vorkommen, wo Gesellschaft ihm sowohl zum Angriff, als auch zur Vertheidigung nöthig wäre, und übrigens könnte auch eine Person allein keine große Beute machen. Sie mochten aber sagen was sie wollten, so bestand doch Andreas darauf, ein Spitzbube auf seine eigene Faust zu seyn; denn er nahm sich vor, sich von der Gesellschaft zu entfernen und für sein Geld etwas zu kaufen, wovon er hernach vorgeben könnte, er habe es gestohlen, um auf diese Art sein Gewissen so wenig als möglich zu belasten. Indem er sich nun dieses Kunstgriffes bediente, brachte er in einem Monate der Gesellschaft mehr Nutzen, als vier der Geschicktesten in derselben, und Preciosa freute sich nicht wenig, zu sehen, daß ihr zärtlicher Liebhaber ein so vortrefflicher und geschickter Spitzbube sey; demungeachtet war sie immer voll Furcht, daß ihm irgend ein Unglück begegnen möchte, und hätte um aller Schätze Venedigs willen ihn nicht beschimpft sehen mögen, denn zu diesem Wohlwollen verpflichteten sie die vielen Dienstleistungen und Geschenke, die Andreas ihr widmete.

Sie blieben nicht viel über einen Monat in der Nähe von Toledo, und hielten da ihre Ernte, ob es gleich schon im Monat September war. Von hier gingen sie nach Estremadura, weil dies eine reiche und warme Provinz ist. Andreas führte mit Preciosen sittsame und verliebte Gespräche, und sie fing nach und nach an, sich in den Verstand und das edle Betragen ihres Verehrers zu verlieben, ja, auch seine Liebe würde noch höher gestiegen seyn, wenn dies möglich gewesen wäre, so sittsam, klug und schön war seine Preciosa. Ueberall, wo sie nur hinkamen, gewann er den Preis als Läufer und Springer; im Kugel- und Ballspiele war er ganz vollkommen, und schleuderte die Stange mit vieler Kraft und seltener Geschicklichkeit; mit einem Worte, in kurzer Zeit flog sein Ruhm durch ganz Estremadura, und es gab keinen Ort, wo man nicht von der großen Vortrefflichkeit des Zigeuners Andreas Caballero, und von seinen guten Eigenschaften und Geschicklichkeiten sprach. In gleicher Höhe mit diesem Ruhme stand der von der Schönheit der kleinen Zigeunerin, und es gab keine Stadt, keinen Flecken und kein Dorf, wohin man sie nicht rief, damit sie den Kirchweihfesten, oder andern, besondern Lustbarkeiten durch ihre Gegenwart mehr Reiz verschaffen sollten. Auf diese Art wurde die Horde reich, beglückt und zufrieden, und die Liebenden waren vergnügt, sich einander nur ansehen zu können. Nun hatten sie einst ihr Lager, etwas entfernt vom Wege, unter einigen Eichbäumen aufgeschlagen, da hörten sie

einst, fast um Mitternacht, ihre Hunde sehr heftig und lauter, als gewöhnlich bellen. Einige Zigeuner, und mit ihnen Andreas, gingen hinaus, um zu sehen, wen sie anbellten, und fanden einen weiß gekleideten Menschen, der sich gegen die Hunde vertheidigte, welche denselben an einem Beine festhielten. Sie kamen hinzu, machten ihn los, und einer von den Zigeunern sagte:

„Welcher Teufel führt Euch hierher, Mensch, zu dieser Stunde, und so außerhalb des Weges? Wenn Ihr vielleicht kommt, um zu stehlen, dann seyd Ihr wahrlich in den rechten Hafen eingelaufen.“

„Ich komme nicht, um zu stehlen,“ sagte der Gebissene, „auch weiß ich nicht, ob ich außerhalb des Weges bin, oder nicht, ob ich gleich sehe, daß ich mich verirrt habe; sagt mir aber, meine Herren, ob hier etwa ein Gasthof, oder Ort ist, wo man mich für diese Nacht aufnehmen und die Wunden verbinden kann, welche diese Hunde mir gebissen haben?“

„Es ist hier weder ein Ort, noch ein Gasthof, wo wir Euch hinweisen können,“ entgegnete Andreas, „allein um Eure Wunden zu verbinden und Euch diese Nacht Obdach zu geben, soll es Euch in unsern Hütten nicht an Bequemlichkeit fehlen; kommt mit uns, denn ob wir gleich Zigeuner sind, so scheinen wir es doch nicht zu seyn, wann unser Mitleiden in Anspruch genommen wird.“

„Gott möge es gegen Euch haben,“ antwortete der Mensch; „führt mich, wohin Ihr wollt, denn

der Schmerz an meinem Beine macht mir viel zu schaffen.“

Andreas und noch einige von den andern mitleidigen Zigeunern (denn auch unter den Teufeln giebt es welche, die besser sind, als die andern, und unter vielen bösen Menschen pflegen immer einige gute zu seyn) kamen hinzu und brachten ihn fort. Die Nacht war vom Mond erhellt, und sie konnten also sehen, daß der Jüngling von artigem Gesicht und Wuchse war. Er war ganz in weiße Leinwand gekleidet und trug queer über die Schultern und vorn auf der Brust zusammengebunden, eine Art von Hemd, oder Sack von Leinwand. Sie kamen in die Baracke oder das Zelt des Andreas, machten schnell Feuer und Licht, und nun kam Preciosens Großmutter, die man schon von der Sache benachrichtigt hatte, um den Verwundeten zu verbinden. Sie nahm einige Haare von den Hunden, bratete sie in Oel und legte sie auf die beiden, vorher mit Wein ausgewaschenen Bisse, die er im linken Beine hatte; hierauf kam noch etwas gekauter, grüner Rosmarin, und nun verband sie ihm die Wunden mit reinen Tüchern, bekreuzte dieselben und sagte:

„Schlaft, mein Freund, denn mit Gottes Hülfe wird es nichts zu bedeuten haben.“

Während man den Verwundeten verband, stand Preciosa vor ihm, betrachtete ihn ununterbrochen, und der Jüngling that dasselbe in Bezug auf sie, so daß Andreas die Aufmerksamkeit bemerkte, womit der Fremde sie ansah, indeß dachte er, Preciosens große

Schönheit zöge seine Blicke auf sich. Als nun der junge Mensch verbunden war, ließen sie ihn auf einem Lager von trockenem Heu allein, und wollten ihn für jetzt weder über seinen Weg, noch über irgend etwas anderes befragen. Kaum hatten sie sich von ihm hinweg begeben, als Preciosa ihren Andreas bei Seite rief und zu ihm sagte:

„Erinnerst Du Dich noch, Andreas, eines Papiers, welches mir in Deinem Hause entfiel, als ich mit meinen Gefährtinnen tanzte, und welches, wie ich glaube, Dein Mißfallen erregte?“

„Wohl erinnere ich mich desselben,“ entgegnete Andreas; „es war ein Sonett zu Deinem Lobe und nicht übel gemacht.“

„Nun, so mußt Du wissen, Andreas, daß der Verfertiger dieses Sonetts eben der junge Mensch ist, den wir in der Horde haben, und ich irre mich auf keinen Fall, denn er hat in Madrid zwei- oder dreimal mit mir gesprochen und mir auch eine sehr hübsche Romanze gegeben. Dort war er, wie es mir schien, als Page gekleidet, aber nicht wie ein gewöhnlicher, sondern wie der Günstling irgend eines Fürsten. Ich kann Dir in Wahrheit sagen, daß der Jüngling klug, vernünftig und außerordentlich sittsam ist, und ich weiß nicht, was ich davon denken soll, daß er hierher gekommen ist, und zwar in einer solchen Tracht.“

„Was Du davon denken sollst, Preciosa? Nichts anderes, als daß dieselbe Gewalt, die mich zum Zigeuner gemacht hat, ihn dazu bewog, ein Müller zu

werden und Dich aufzusuchen. O Preciosa, Preciosa, wie deutlich entdecke ich, daß Du Dich rühmen willst, mehr als Einen überwunden zu haben! Wenn dies der Fall ist, so tödte mich zuerst, dann magst Du auch gleich diesen Andern umbringen; opfere uns aber nicht Beide zugleich auf den Altären Deiner Falschheit, denn ich will nicht sagen, Deiner Schönheit."

„Bei Gott, Andreas, Du bist sehr empfindlich, und Deine Hoffnungen, so wie Dein Glaube an mich, hängen an einem äußerst feinen Haare, da das harte Schwert der Eifersucht so leicht Deine Seele durchbohrt hat! Sage mir doch, Andreas, wenn hier irgend eine Hinterlist oder Täuschung zum Grunde läge, hätte ich dann nicht schweigen und es Dir verbergen können, wer dieser Jüngling ist? Bin ich etwa so einfältig, daß ich Dir Gelegenheit geben sollte, meine Herzensgüte und aufrichtige Gesinnung zu bezweifeln? Schweige, Andreas, ich beschwöre Dich, und suche morgen von Deinem Nebenbuhler zu erfahren, woher er kommt und wohin er geht. Es könnte ja seyn, daß Dein Verdacht eben so ungegründet wäre, wie meine Behauptung über diesen Menschen gegründet ist. Und zu Deiner noch größern Genugthuung (da ich nun einmal so weit gekommen bin, Dir genug zu thun) bitte ich Dich, ihn sogleich zu verabschieden, der Bursche mag nun gekommen seyn, auf welche Art, oder in welcher Absicht er wolle. Mache, daß er fortgeht, denn alle die Unsrigen gehorchen Dir, und Keiner wird ihn gegen Deinen Willen in seine Hütte aufnehmen wollen, und

wenn es auch nicht so geschieht, so gebe ich Dir mein Wort, nicht aus der meinigen zu gehen, noch mich von ihm, oder von allen denen sehen zu lassen, die mich nach Deiner Meinung nicht sehen sollen. Sieh, Andreas, es ist mir nicht unangenehm, Dich eifersüchtig, aber sehr unangenehm würde es mir seyn, Dich unbescheiden zu sehen."

„Wenn Du mich nicht als einen Narren siehst, Preciosa, so ist jede andere Erklärung wenig, oder nichts, um Dir zu beweisen, wie weit der bittere, schwere Verdacht der Eifersucht führt; demungeachtet werde ich thun, was Du mir befiehlst und zu erfahren suchen, wer dieser Herr Page und Dichter ist, was er will, wohin er geht und was er sucht. Es könnte seyn, daß ich durch irgend einen Faden, den er sorglos fallen ließe, den ganzen Knaul fände, womit er, wie ich fürchte, mich zu umstricken gedenkt."

„Niemals läßt die Eifersucht dem Verstande hinlängliche Freiheit, um die Dinge zu beurtheilen, wie sie sind, und die Eifersüchtigen sehen immer durch Gläser, welche kleine Sachen groß, Zwerge zu Riesen und bloßen Verdacht zur Gewißheit vergrößern. Ich beschwöre Dich bei Deinem und meinem Leben, Andreas, geh' in dieser, und allen Sachen, welche unsere Uebereinkunft betreffen, vorsichtig und verständig zu Werke; denn wenn Du das thust, so weiß ich gewiß, daß Du mir den Preis der Sittsamkeit und Zucht und der äußersten Wahrhaftigkeit zugestehen wirst."

Hierauf ging Andreas von ihr weg und erwartete mit voller Qual und tausend widersprechenden Vorstellungen den Tag, um das Geständniß des Verwundeten zu hören. Er konnte nicht anders glauben, als der Edelknabe sey, von Preciosens Schönheit angezogen, hierher gekommen; denn wer einmal ein Dieb ist, hält alle Andern auch dafür. Auf der andern Seite schien ihm die Genugthuung, welche Preciosa ihm gegeben hatte, so überwiegend, daß sie ihn verpflichtete, sich zu beruhigen und sein ganzes Glück den Händen ihrer Güte anzuvertrauen. Der Tag erschien; Andreas besuchte den Gebissenen und fragte ihn, wie er hieße, wohin er wollte und warum er so spät und vom Wege abwärts gereist sey. Vorher aber fragte er ihn, wie er sich befände und ob der Schmerz seiner Wunden ihn verlassen hätte. Der Jüngling antwortete ihm hierauf, er befände sich besser und fühlte gar keinen Schmerz mehr. Was aber seinen Namen betraf und den Zweck seiner Reise, so sagte er weiter nichts, als daß er Alonso Hurtado hieße und wegen einer gewissen Angelegenheit zu unserer lieben Frau des Felsens von Frankreich wallfahrtete; um schnell fortzukommen, reisete er bei Nacht, in der vergangenen aber hätte er den Weg verloren und wäre zufällig an dieses Lager gekommen, wo die Hunde, die dasselbe bewachten, ihn auf die bekannte Art zugerichtet hätten. Diese Erklärung schien unserm Andreas nicht richtig, sondern vielmehr sehr falsch zu seyn, und sein Verdacht be-

gann vom neuen, ihn zu beunruhigen, weßhalb er sagte:

„Mein Lieber, wenn ich Richter wäre, und Ihr wäret irgend eines Verbrechens wegen unter meine Gerichtsbarkeit gefallen, welches mich verpflichtete, Euch die so eben gethanen Fragen vorzulegen, so würde die Antwort, welche Ihr mir gegeben habt, mich veranlassen, Euch mit Stricken zu knebeln. Ich mag nicht wissen, wer Ihr seyd, wie Ihr heißt, oder wohin Ihr geht; indeß rathe ich Euch, wenn Ihr in Betreff Eurer Reise lügen wollt, so thut es mit etwas mehr Wahrscheinlichkeit. Ihr sagt, daß Ihr nach dem Felsen von Frankreich gehen wollt, und der ist doch von dem Orte, wo wir uns befinden, mehr als dreißig Meilen rechts rückwärts; Ihr geht bei Nacht, um schnell fortzukommen, und schleicht doch vom Wege entfernt, in Büschen und Eichenwäldern umher, wo kaum Fußsteige, also noch viel weniger Landstraßen sind. Steht auf, mein Freund, lernt besser lügen und geht mit Gott; wollt Ihr mir aber für den guten Rath, den ich Euch gebe, nicht eine Wahrheit gestehen? Ja, Ihr werdet es thun, da Ihr so schlecht lügen könnt. Sagt mir doch, seyd Ihr vielleicht derselbe, den ich oft, halb als Edelknaben und halb als Cavalier in der Hauptstadt gesehen habe, der im Rufe eines großen Dichters stand und auch wirklich eine Romanze und ein Sonett für eine junge Zigeunerin gemacht hat, die sich vor einiger Zeit in Madrid aufhielt und wegen ihrer seltenen Schönheit berühmt war? Sagt mir es, ich ver-

spreche Euch bei der Ehre eines Zigeunercavaliers, Euer Geheimniß so gut zu bewahren, als Ihr es nur wünschen könnt. Bedenkt, daß es Euch zu nichts helfen wird, mir zu läugnen, daß Ihr der seyd, den ich meine, denn dies Gesicht, welches ich hier sehe, ist ohne Zweifel dasselbe, welches ich in Madrid gesehen habe, und der Ruf Eurer Klugheit hat mich oft bewogen, Euch als einen seltenen, ausgezeichneten Menschen zu betrachten, daher sind mir Eure Züge so fest in das Gedächtniß eingeprägt geblieben, daß ich Euch sogleich wieder erkannt habe, obgleich Eure jetzige Tracht von derjenigen, worin ich Euch damals sah, sehr verschieden ist. Gerathet nicht in Verwirrung, sondern fasset Muth, denn Ihr seyd nicht unter eine Diebesbande gekommen, sondern an einen Zufluchtsort, wo Ihr Schutz und Vertheidigung gegen die ganze Welt finden werdet. Hört, ich komme auf einen Gedanken, und wenn sich die Sache so verhält, so hat Euer günstiges Schicksal Euch mir entgegengeführt. Ich glaube nämlich, daß Ihr in Preciosen (eben die schöne, kleine Zigeunerin, auf welche Ihr die Verse gemacht habt) verliebt seyd und sie aufsucht, weshalb ich Euch auch nicht geringer, sondern noch viel höher schätzen werde; denn ob ich gleich ein Zigeuner bin, so hat mich die Erfahrung doch gelehrt, wie weit die mächtige Gewalt der Liebe geht und welche Verwandlungen sie mit demjenigen vornehmen kann, der ihrer Gerichtsbarkeit und ihren Befehlen anheim fällt. Verhält es sich nun so, wie ich ohne Zweifel glaube, so ist die Zigeunerin hier.“

„Ja sie ist hier, denn ich habe sie diese Nacht gesehen," antwortete der Verwundete, und Andreas war bei diesen Worten halb todt; „ich habe sie diese Nacht gesehen," fuhr der junge Mensch fort, „habe es aber nicht gewagt, ihr zu sagen, wer ich bin, weil dies für mich nicht passend war."

„Also seyd Ihr der Dichter, von dem ich sprach?"

„Allerdings bin ich es, denn ich kann und will es nicht läugnen; es könnte ja seyn, daß ich da, wo ich Unglück zu finden glaubte, mein Glück gefunden hätte, wenn anders in den Wäldern Treue, und in den Gebirgen gute Aufnahme stattfinden kann."

„Die finden allerdings statt, und unter uns Zigeunern herrscht die größte Verschwiegenheit von der Welt. In diesem Vertrauen, mein Herr, könnt Ihr mir Euer Herz entdecken, denn Ihr werdet das meinige ganz ohne Falschheit finden. Die junge Zigeunerin ist meine Verwandte und allem unterworfen, was ich mit ihr vornehmen will. Verlangt Ihr sie zur Frau, so wird es mir und allen ihren Verwandten lieb seyn; wollt Ihr sie zur Beischläferin, so werden wir uns auch nicht zieren, wofern Ihr nur Geld habt, denn niemals verläßt die Habsucht unsere Hütten."

„Geld habe ich; in diesen Hembärmeln, die ich um den Leib gebunden habe, befinden sich vierhundert Goldthaler."

Dies war ein zweiter Schreck, den Andreas empfand, denn er schien ihm aus keiner andern Ursache so viel Geld bei sich zu haben, als um seine Geliebte

zu bestechen, oder zu kaufen, und stammelnd sagte er zu ihm:

„Das ist eine artige Summe; Ihr dürft Euch nur entdecken, und dann Hand an das Werk legen, denn das Mädchen ist nichts weniger, als einfältig und wird schon einsehen, wie gut es für sie ist, die Eurige zu werden.“

„Ach, Freund, Ihr müßt wissen, daß mich zur Veränderung meiner Kleidung weder die Macht der Liebe bewog, noch die Sehnsucht nach Preciosen, denn in Madrid giebt es Schönheiten, welche es eben so gut, und noch besser, als die schönsten Zigeunerinnen, vermögen, Herzen zu rauben und Gemüther zu fesseln, ob ich gleich gestehe, daß die Schönheit Eurer Verwandten alle diejenigen übertrifft, die ich gesehen habe. Nicht die Liebe, sondern mein Unglück hat mich so weit gebracht, in dieser Kleidung und zu Fuße zu wandern und von Hunden gebissen zu werden.“

Durch diese Worte des jungen Menschen erhielt Andreas seinen verlorenen Muth wieder, indem er glaubte, daß die Sache auf etwas anderes hinausliefe, als auf das, was er gemeint hatte; da er nun aus dieser Ungewißheit zu kommen wünschte, so wiederholte und bekräftigte er seine Versicherung, daß er sich ihm entdecken könnte, und der Page fuhr fort:

„Ich war in Madrid im Hause eines Vornehmen, dem ich nicht diente, wie meinem Herrn, sondern wie meinem Verwandten; dieser hatte einen einzigen Sohn und Erben, welcher sowohl wegen unse-

rer Verwandtſchaft, als auch weil wir von gleichem Alter und von gleicher Gemüthsart waren, mich mit Vertraulichkeit und großer Freundſchaft behandelte. Nun geſchah es, daß dieſer Cavalier ſich in ein vornehmes Fräulein verliebte, welches er ſehr gern zur Gemahlin würde gewählt haben, wenn er nicht, als ein guter Sohn, ſeinen Willen dem ſeiner Eltern unterworfen hätte, welche den Plan hatten, ihn noch höher zu verheirathen; demungeachtet ging er zu ihr, von allen denjenigen ungeſehen, welche ſeine Wünſche hätten verrathen können, und nur meine Augen waren Zeugen ſeiner Liebe. An einem Abend, den das Unglück für den Fall mußte gewählt haben, den ich Euch jetzt erzählen will, als wir eben zur Thür dieſes Fräuleins herausgingen, ſahen wir an dieſelbe zwei Männer angelehnt, die, wie es ſchien, von gutem Aeußern waren. Mein Verwandter wollte ſie zu erkennen ſuchen, aber kaum ging er auf ſie zu, als ſie auch mit großer Behendigkeit Ihre Degen und runden Schilde ergriffen und uns entgegen kamen; wir thaten daſſelbe und griffen uns nun einander mit gleichen Waffen an. Der Kampf dauerte nicht lange, denn das Leben unſerer beiden Gegner war bald verloren, und mit zwei Stößen, welche die Eiferſucht meines Verwandten und die Vertheidigung von meiner Seite führten, tödteten wir ſie — ein ſonderbarer Zufall, der ſelten vorkommen wird. Nachdem wir nun einen Sieg erfochten hatten, aus welchem wir uns gar nichts machten, kehrten wir nach Haus zurück, nahmen ſo viel Geld, als wir konnten und

flohen heimlich nach Sanct Geronimo, wo wir den Morgen erwarteten, der sowohl den Vorfall, als auch den Verdacht entdecken mußte, den man wegen der Mörder fassen würde. Wir erfuhren, daß man auf uns gar keine Vermuthung habe, und die klugen Geistlichen riethen uns, wieder nach Haus zu gehen und nicht von der Sache zu reden, oder durch unsere Abwesenheit irgend einen Verdacht gegen uns zu erwecken. Wie wir nun schon entschlossen waren, dieser Meinung zu folgen, benachrichtigte man uns, daß die Herren Hofrichter die Eltern des Fräuleins und das Fräulein selbst in ihrem Hause verhaftet hätten, und daß unter andern Bedienten, welche in's Verhör wären genommen worden, eine Dienerin des Fräuleins ausgesagt hätte, daß mein Verwandter ihr Fräulein bei Tag und bei Nacht besuchte; auf diese Aussage nun wären sie gekommen, um uns zu suchen, da sie aber nicht uns, sondern viele Zeichen unserer Flucht gefunden hätten, so wäre man in der ganzen Hauptstadt überzeugt, daß wir die Mörder jener zwei Cavaliere wären (denn das waren sie, und zwar sehr vornehme). Kurz, nachdem wir uns vierzehn Tage im Kloster verborgen gehalten hatten, floh mein Gefährte, nach der Meinung des Grafen, meines Verwandten, und der Geistlichen, in Mönchskleidern und in Gesellschaft eines andern Mönchs, nach Aragonien, mit dem Vorsatze, nach Italien, und von da nach Flandern zu gehen, bis er sehen würde, wie sich die Sache endigte. Ich hielt es für gut, uns von einander zu entfernen und zu trennen,

und damit unser Schicksal nicht einen und denselben Lauf nehmen möchte, folgte ich einem andern, von dem seinigen ganz verschiedenen Weg, und ging zu Fuß und in der Kleidung eines Layenbruders, mit einem andern Geistlichen fort, der mich in Talavera verließ. Von dort bis hierher bin ich allein und außerhalb des Weges gewandert, bis ich gestern in diesen Eichenwald kam, wo mir das begegnete, was Euch bekannt ist, und wenn ich Euch fragte, wohin der Weg nach dem Felsen von Frankreich ginge, so that ich dies bloß, um etwas auf Eure Fragen zu erwiedern, denn ich weiß in der That von jenem Kloster weiter nichts, als daß es oberhalb Salamanca liegt."

„Das ist wahr, und Ihr habt es schon fast zwanzig Meilen rechts von hier liegen lassen, woraus Ihr sehen könnt, wie gerade Euer Weg gewesen wäre, wenn Ihr dorthin gewollt hättet."

„Ich gedachte keinen andern Weg einzuschlagen, als den nach Sevilla; denn dort ist ein genuesischer Cavalier, ein vertrauter Freund des Grafen, meines Verwandten; dieser Cavalier pflegt nun viel Silber nach Genua zu schicken, und ich wünsche, daß er mich in Gesellschaft derjenigen reisen lasse, die es fortschaffen, als wäre ich einer von ihnen. Mittelst dieser List werde ich sicher bis nach Carthagena, und von dort aus nach Italien gelangen können, denn es werden sehr bald zwei Galeeren kommen, auf welchen dieses Silber eingeschifft wird. Dies, Freund, ist meine Geschichte; seht nun selbst, ob ich nicht

behaupten kann, daß sie mehr aus reinem Unglücke, als aus wässerigen Liebeshändeln entsprungen ist; wollen indeß diese Herren Zigeuner mich in ihrer Gesellschaft bis nach Sevilla mitnehmen, im Falle sie dorthin gehen, so werde ich sie sehr gut bezahlen, denn ich sehe wohl ein, daß ich in ihrer Gesellschaft sicherer und ohne meine bisherige Furcht reisen werde."

„Gewiß werden sie Euch mitnehmen, und wenn es in unserer Horde nicht geschehen kann (denn ich weiß bis jetzt noch nicht, ob diese nach Andalusien geht), so könnt Ihr mit einer andern reisen, die wir, wie ich glaube, binnen zwei Tagen treffen werden, und wenn Ihr ihnen etwas von dem gebt, was Ihr bei Euch habt, so könnt Ihr mit ihnen noch andere, größere Unmöglichkeiten möglich machen."

Hiermit verließ ihn Andreas und ging hin, um den Zigeunern Nachricht von dem zu geben, was der junge Mensch gesagt hätte und was er verlangte, so wie von seinem Anerbieten einer guten Bezahlung und Belohnung. Alle waren der Meinung, daß er bei der Horde bleiben sollte, nur Preciosa verlangte das Gegentheil, und die Großmutter sagte, sie könnte weder nach Sevilla, noch in die dortige Gegend gehen, weil sie vor einigen Jahren einem dort bekannten Mützenmacher, Namens Truxillos, einen Possen gespielt hätte. Sie hätte ihn nämlich dazu bewogen, sich ganz nackend und mit einem Cypressenkranz auf dem Kopfe, bis an den Hals in eine Kufe mit Wasser zu stellen, und so die Mitternacht abzuwarten,

um dann die Kufe zu verlassen und einen großen Schatz zu heben, der, wie sie ihm weis gemacht hätte, an einem gewissen Orte in seinem Hause läge. „Wie nun der gute Mützenmacher," fuhr sie weiter fort, „zur Frühmesse lauten hörte, wollte er die Gelegenheit nicht versäumen, sondern stürzte sich mit solcher Eile aus der Kufe, daß er damit zu Boden fiel und sich durch den Fall und mit den Trümmern des Fasses das Fleisch zerquetschte. Das Wasser lief aus, er schwamm darin herum und schrie mit lauter Stimme, er müßte ertrinken. Seine Frau und seine Nachbarn eilten mit Lichtern hinzu und fanden ihn, wie er, gleich einem Schwimmer, schnaufend auf dem Bauche lag, Hände und Füße mit großer Eile bewegte und laut rief: Zu Hülfe, zu Hülfe, ich ertrinke! Denn seine Furcht war so groß, daß er wirklich zu ertrinken glaubte. Sie faßten ihn in die Arme und zogen ihn aus dieser Gefahr; er kam zu sich und erzählte den Possen der Zigeunerin; demungeachtet grub er an dem Orte, den ich ihm angegeben hatte, tiefer, als mannslang, nach, trotz Allen, welche ihm sagten, daß es eine Betrügerei von mir wäre, und wenn ihn nicht einer seiner Nachbarn abgerathen hätte, weil er schon dem Hause desselben unter den Grund gekommen war, so würde er so lange gegraben haben, bis beide Häuser zusammengestürzt wären. Man erfuhr diese Geschichte in der ganzen Stadt, und selbst die Kinder zeigten mit Fingern auf ihn, spotteten über seine Leichtgläubigkeit und belachten meine Schelmerei."

Dies erzählte die alte Zigeunerin und gab es als Entschuldigung an, nicht nach Sevilla zu gehen. Die Zigeuner, welche schon vom Andreas Caballero wußten, daß der junge Mensch viel Geld bei sich hatte, nahmen ihn gern in ihrer Gesellschaft auf; sie erboten sich, ihn zu schützen und zu verbergen, so lange er wollte, und beschlossen, sich links zu wenden, um nach la Mancha und dem Königreiche Murcia zu gehen. Man rief den Burschen und sagte ihm, was man für ihn zu thun gedächte; er dankte und gab zehn Goldthaler zur Vertheilung unter Alle. Durch dieses Geschenk wurden sie so weich, wie Zobelfelle; nur Preciosa war mit dem Dableiben Don Sancho's (so hieß der Fremde, wie er sagte), nicht zufrieden. Die Zigeuner veränderten seinen Namen in Clemente, und so wurde er auch von nun an genannt. Auch Andreas war ein wenig mißvergnügt und nicht sehr damit zufrieden, daß Clemente geblieben war, denn es schien ihm, als wenn derselbe einer zu geringen Ursache wegen sein erstes Vorhaben aufgegeben hätte; Clemente sagte ihm indeß, als wenn er seine Meinung errathen hätte, unter andern auch, daß er mit Vergnügen nach dem Königreich Murcia ginge, um in der Nähe von Carthagena zu seyn, von wo er leicht nach Italien kommen könnte, wenn, wie er glaubte, daß es geschehen würde, die Galeeren einträfen. Um ihn indeß noch besser vor Augen zu haben, seine Handlungen zu beobachten und seine Gedanken zu erforschen, verlangte Andreas, daß Clemente sein Zeltcamerad würde, und Clemente nahm

dieſe Freundſchaft als eine große Gunſt auf. Sie waren immer zuſammen, ließen tüchtig Geld aufgehen, warfen die Thaler um ſich her, liefen, ſprangen, tanzten und warfen die Stange beſſer, als irgend ein Zigeuner; die Zigeunerinnen waren ihnen mehr, als mittelmäßig gut, und die Zigeuner hatten außerordentliche Ehrfurcht vor ihnen. Sie verließen nun Eſtremadura, gingen nach la Mancha und nach und nach in das Königreich Murcia. In allen Dörfern und Flecken, wo ſie durchzogen, gab es Wettkämpfe im Ballſpiel, Fechten, Laufen, Springen, Stangenwerfen und andern Uebungen der Kraft, Geſchicklichkeit und Leichtigkeit, und aus allen gingen Andreas und Clemente als Sieger hervor, ſo wie es ſonſt mit dem wackern Andreas allein der Fall geweſen war. In dieſer ganzen Zeit, alſo länger, als einen und einen halben Monat, hatte Clemente keine Gelegenheit (und ſuchte ſie auch nicht), Precioſen zu ſprechen, bis er ſich endlich einmal, da ſie mit Andreas redete, in das Geſpräch miſchte, weil ſie ihn riefen; Precioſa ſagte zu ihm:

„Ich erkannte Dich, Clemente, ſogleich, als Du zu unſerer Horde gelangteſt, und ich erinnerte mich der Verſe, welche Du mir in Madrid gabſt; indeß wollte ich nichts ſagen, da ich nicht wußte, in welcher Abſicht Du zu uns kämeſt. Da ich aber Dein Unglück vernahm, ſchmerzte es mich in der Seele, allein mein erſchrockenes Herz beruhigte ſich auch, denn ich dachte, ſo wie es einen Don Juan in der Welt gäbe, der ſich in einen Andreas verwandelt

hätte, so könnte es ja wohl auch einen Don Sancho geben, der einen andern Namen annähme. Ich rede auf diese Art mit Dir, weil ich von Andreas weiß, daß er Dir schon gesagt hat, wer er sey, so wie auch, in welcher Absicht er Zigeuner geworden ist." (Dies war allerdings wahr, denn Andreas hatte ihn zum Vertrauten seiner Geschichte gemacht, um ihm ohne Zwang seine Gedanken mittheilen zu können.) „Sey versichert, daß Dir mein Erkennen nicht wenig Vortheil verschafft hat, denn mir zu Gefallen, und wegen dessen, was ich von Dir sagte, zeigte man sich willig, Dich in unserer Gesellschaft aufzunehmen, wo es Gott gefallen möge, daß Dir alles Gute geschehe, was Du Dir nur wünschen kannst, und diesen guten Willen vergilt mir nur dadurch, daß Du meinem Andreas die Niedrigkeit seiner Neigung nicht vorwirfst und es ihm nicht schilderst, wie schlecht es ihm anstehe, in diesem Stande zu verharren; denn ob ich schon glaube, daß sein Wille dem meinigen gänzlich unterworfen ist, so würde es mich doch immer schmerzen, wenn ich sehen sollte, daß er auch nur das geringste Zeichen von Reue blicken ließe."

„Denke nicht, einzige Preciosa," antwortete Clemente, „daß Don Juan mir leichtsinniger Weise entdeckt hat, wer er sey; ich erkannte ihn zuerst, und zuerst enthüllten mir seine Augen seine Gesinnungen. Ich selbst sagte ihm zuerst, wer er sey, und errieth seine Neigung, von welcher Du sprichst. Mit vollkommenem Rechte schenkte er mir sein Zutrauen, vertraute sein Geheimniß meiner Verschwiegenheit, und

er kann auch der beste Zeuge seyn, ob ich seinen Entschluß und die von ihm erwählte Lebensart gelobt habe; denn ich bin nicht so geistlos, Preciosa, daß ich nicht einsehen sollte, wie weit die Gewalt der Schönheit sich erstreckt; die Deinige aber, welche die äußersten Grenzen höchster Schönheit übersteigt, ist hinreichende Entschuldigung für noch größere Vergehungen, wenn man anders dasjenige eine Vergehung nennen kann, was aus so dringenden Ursachen geschieht. Ich danke Dir, schönes Mädchen, für das, was Du zu meinem Vortheile gesagt hast, und gedenke es Dir durch den Wunsch zu lohnen, daß Du das Ziel Deiner Liebe erreichen, und Dich Deines Andreas erfreuen mögest, und daß Andreas, mit Bewilligung und zum Vergnügen seiner Eltern zum Besitze seiner Preciosa gelange, damit die Welt von einem so reizenden Paare die schönsten Sprößlinge sehe, welche die wohlwollende Natur hervorbringen kann. Dies ist mein Wunsch, Preciosa, dies werde ich immer Deinem Andreas sagen, und nichts, was ihn von seinen vernünftigen Gedanken ableiten könnte."

Clemente sprach diese Worte mit so vielem Feuer, daß Andreas zweifelhaft wurde, ob er aus Liebe, oder aus Höflichkeit so geredet habe, denn die hölliſche Krankheit der Eifersucht ist so fein, daß sie sich selbst an die den geliebten Gegenstand berührenden Sonnenstäubchen anhängt und so den Liebhaber ängstigt und zur Verzweiflung bringt. Indeß fand doch Andreas seine Eifersucht nicht bestätigt und ver-

traute mehr auf Precioſens Tugend, als auf ſein Glück; denn immer halten ſich die Verliebten für unglücklich, ſo lange ſie ihre Wünſche noch nicht erreicht haben. Kurz, Andreas und Clemente waren Cameraden und Freunde, da den Erſtern alles von den guten Geſinnungen Clemente's und von der Sittſamkeit und Klugheit Precioſens überzeugte, welche dem Andreas niemals Gelegenheit gab, eiferſüchtig über ſie zu ſeyn. Clemente war ein ziemlich guter Dichter, wie es die Verſe bewieſen, die er einſt Precioſen gegeben hatte; auch Andreas verſtand etwas davon, und Beide liebten ſie die Muſik. Als ſie nun einſt ihr Lager in einem Thale, vier Stunden von Murcia aufgeſchlagen hatten, ſaßen ſie Beide mit ihren Guitarren, um ſich zu unterhalten, Andreas am Fuße eines Korkbaumes, Clemente aber am Fuße einer Eiche, und ſangen, von der Stille der Nacht eingeladen, folgende Verſe, wobei Andreas anfing und Clemente antwortete:

Andreas.

Sieh, Clemente, ſieh den Sternenſchleier,
Der die labend-kühle Nacht
Faſt zum hellen Tage macht
Und den Himmel ſchmückt zu hoher Feier;
Aehnlich dieſem ſchönen Bild
Iſt das Engelsantlitz, wo ſo mild
Sich der Schönheit lichte Strahlen,
Süßer Reiz und hohe Güte malen.

Clemente.

Wo sich Reiz und hohe Güte malen,
Wo das holde Lächeln thront,
Und der Glanz der Tugend wohnt,
Und wo Sittsamkeit und Unschuld strahlen.
Keinem ist es noch geglückt,
Daß ihr Lob er hätte ausgedrückt;
Dem nur kann es ganz gelingen,
Der's vermag, das Höchste zu besingen.

Andreas.

Der's vermag, das Höchste zu besingen,
Was Natur hervorgebracht,
Was erschuf des Himmels Macht,
Der nur mag um solchen Preis wohl ringen.
Stolz mag ihr Geschlecht wohl seyn,
Denn es nennet sie, die Schönste, sein,
Und das Lied zu ihrer Ehre
Töne bis hinauf zur letzten Sphäre.

Clemente.

Bis hinauf zur allerletzten Sphäre,
Wo der Blitz den Strahl nicht rollt,
Wo nicht mehr der Donner grollt,
Fern von niedrer Erdenlast und Schwere,
Dort erschalle laut ihr Ruhm,
In des Himmels lichtem Heiligthum,
Und auf Erden hall' er wieder
In dem Klang der süßen Liebelieder.

Andreas.

In dem Klang der süßen Liebelieder
Hört man der Sirenen Ton,
Das Bewußtseyn ist entflohn,
Und der Schlummer senkt sich nieder.
Doch ist ihr geringster Werth
In dem Reiz der Schönheit ihr beschеert,
Denn in ihrer Jugend Blüthe
Ist sie auch der Abglanz aller Güte.

Clemente.

Ja, sie ist der Abglanz aller Güte,
Ist der Schönheit Meisterstück,
Ist ein heit'rer Sonnenblick,
Dem zum Heil, der heiß für sie erglühte,
Ist ein Pfeil aus Amors Hand,
Der den Schnee entflammt zum Feuerbrand,
Ist die Kraft, die süßes Leben,
Aber auch den schönsten Tod kann geben.

Der Freie und der Befangene würden wohl nicht so bald aufgehört haben, wenn sie nicht hinter sich Precioſens Stimme vernommen hätten, welche auch ihren Gesang mit angehört hatte. Sie schwiegen bei diesem Ton, und lauschten, ohne sich zu bewegen, mit einer bewundernswürdigen Aufmerksamkeit. Sie sang (ich weiß nicht, ob aus dem Stegreif, oder ob irgend Jemand ihr das Lied einst gedichtet hatte) mit außerordentlicher Anmuth, als wenn sie ihnen antworten wollte, folgende Verse:

In dem Kampfe süßer Minne
Halt' ich für ein größ'res Glück
Sittsamkeit im sanften Blick,
Als den flücht'gen Reiz der Sinne.

Auch die allerkleinste Pflanze
Hebt durch Pflege und Natur
In des Aethers lichter Spur
Sich empor zum Himmelsglanze.

Bin ich gleich aus niederm Stande,
Ist mein Schmuck doch Sittsamkeit;
Meines Herzens Reinigkeit
Sprießt aus keinem dürren Sande.

Nimmer werd' ich Gram empfinden,
Wenn man mich nicht sucht und liebt,
Denn ich selbst will ungetrübt
Mir das eig'ne Glück begründen.

Wenn ich nur mit festem Willen
Stets auf gutem Wege bin,
Mag das Schicksal immerhin
Was es kann, an mir erfüllen.

Ich will sehn, ob so weit reiche
Meiner Schönheit Macht, daß ich
Zu der Höh', nach der ich mich
Sehne, wirklich aufwärts steige.

Wenn die Herzen sich nur gleichen,
Und der Muth bleibt ewig neu,
Mag der Arme ohne Scheu
Auch dem Fürsten selbst nicht weichen.

Daß ich höher steigen werde,
Sagt des Herzens Ahnung mir;
Nie zusammen hausen hier
Stolz und Liebe auf der Erde.

Hier endigte Preciosa ihren Gesang; Andreas und Clemente standen auf, um ihr entgegen zu gehen, und es entspann sich unter den Dreien ein unterhaltendes Gespräch, bei welchem Preciosa ihren Verstand, ihre Sittsamkeit und ihren Scharfsinn so sehr zeigte, daß Clemente das Vorhaben des verliebten Andreas vollkommen entschuldigte, was bis jetzt noch nicht geschehen war, weil er den raschen Entschluß seines Freundes mehr der Jugend, als der Klugheit zugeschrieben hatte. Denselben Morgen wurde das Lager abgebrochen, und sie begaben sich nach einem Orte in der Gegend von Murcia, drei Stunden von der Stadt, wo dem Andreas ein Unglück begegnete, welches ihm fast das Leben gekostet hätte. Nachdem sie nämlich an diesem Orte nach ihrer Gewohnheit einige Pfänder an Silberzeug eingesetzt hatten, nahmen Preciosa, ihre Großmutter, Christina, noch zwei andere Zigeunerinnen, Clemente und Andreas ihre Wohnung in dem Hause einer reichen Wittwe, und diese hatte eine Tochter von siebzehn oder achtzehn Jahren, welche etwas mehr frei, als schön war und Juana Carducha hieß. Als sie nun die Zigeunerinnen und Zigeuner hatte tanzen sehen, plagte sie der Teufel, sich so sehr in Andreas zu verlieben, daß sie sich vornahm, es ihm zu sagen

und ihn, trotz aller ihrer Verwandten, zu heirathen; deßhalb suchte sie Gelegenheit, sich ihm zu entdecken, und fand diese in einem Hofe, wo Andreas hingekommen war, um zwei Esel zu füttern. Sie ging, und zwar sehr eilig, damit es Niemand bemerken sollte, auf ihn zu, und sagte zu ihm:

„Andreas," (denn sie wußte seinen Namen schon) „ich bin noch unverheirathet, und reich dazu, denn meine Mutter hat keine andern Kinder, als mich, dieses Haus ist ihr Eigenthum, und außerdem hat sie noch viele Weinberge und noch zwei eben solche Häuser. Du hast mir gefallen, und wenn Du mich zur Frau willst, so kommt es nur auf Dich an; antworte mir schnell, und willst Du klug seyn, so bleibe hier, und Du sollst sehen, welch ein Leben wir führen wollen."

Andreas war verwundert sowohl über Carduchens Frechheit, als auch über die Eile, welche sie verlangte, und antwortete:

„Meine liebe unverheirathete Jungfer, ich bin schon versprochen, und die Zigeuner heirathen überhaupt auch nur Zigeunerinnen; Gott lohne Euch die Güte, die Ihr für mich habt, die ich aber nicht verdiene."

Es fehlte gar nicht viel, so wäre Carducha über die rauhe Antwort des Andreas todt niedergesunken; sie würde ihm indeß wieder geantwortet haben, wenn sie nicht gesehen hätte, daß andere Zigeunerinnen in den Hof kamen. Sie ging beschämt fort und mit dem besten Willen, sich zu rächen, wenn sie könnte.

Andreas beſchloß, als ein vernünftiger Menſch, ſich zu entfernen und dieſe Gelegenheit zu vermeiden, denn er las wohl in Carduchens Augen, daß ſie auch ohne die Bande der Ehe ſich ihm gänzlich ergeben würde, und fühlte keinen Beruf, ſich ſo ohne Noth auf dieſen Kampf einzulaſſen; deshalb bat er alle Zigeuner, daß ſie noch in derſelben Nacht von dieſem Orte abreiſen möchten. Da ſie ihm immer gehorchten, ſo ſetzten ſie die Sache ſogleich in's Werk, nahmen Abends ihre Pfänder zurück, und wollten abreiſen. Carducha, welche fühlte, daß mit Andreas die Hälfte ihrer Seele fortgehen würde, ihr aber keine Zeit blieb, um die Erfüllung ihrer Wünſche zu betreiben, machte einen Entwurf, den ſchönen Zigeuner zurückzuhalten, und zwar mit Gewalt, wenn ſie es mit ſeinem guten Willen nicht vermöchte. Sie verſteckte alſo, mit der Liſt, Verſchlagenheit und Heimlichkeit, welche ihr böſes Vorhaben ſie lehrte, unter das Gepäck des Andreas, welches ſie ſehr gut kannte, einige koſtbare Corallen, zwei ſilberne Schaumünzen, und andere werthliche Dinge, die ſie beſaß, und kaum hatten die Zigeuner das Haus verlaſſen, ſo erhob ſie die Stimme und ſagte, man hätte ſie beſtohlen, worauf die obrigkeitlichen Perſonen und alle Leute aus dem Dorfe hinzukamen. Die Zigeuner machten Halt, und Alle ſchworen, daß ſie nichts Geſtohlenes bei ſich hätten und daß ſie alle Sachen und Geräthſchaften ihrer Horde aufzeigen wollten. Die alte Zigeunerin war darüber ſehr verdrießlich, weil ſie fürchtete, daß bei dieſer Unterſuchung die Habſeligkeiten Precioſens

und die Kleider des Andreas zum Vorscheine kommen möchten, welche sie mit großer Sorge und Vorsicht aufbewahrt hatte; allein die gute Carducha half ihr sehr schnell aus dieser Verlegenheit, denn schon beim zweiten Bündel, welches man betrachtete, sagte sie, man möchte nur fragen, welcher unter den Zigeunern der geschickte Tänzer sey, denn diesen hätte sie zweimal in ihr Zimmer gehen sehen, und es könnte seyn, daß er ihre Sachen habe. Andreas merkte wohl, daß sie ihn meinte und sagte lächelnd:

„Hier, Jungfer, ist mein Reisegeräthe, und dies ist mein Esel: wenn Ihr auf diesem, oder in jenem das findet, was Euch fehlt, so will ich es Euch siebenfach bezahlen und mich außerdem noch der Strafe unterwerfen, welche das Gesetz über Diebe verhängt.“

Die Diener der Gerechtigkeit kamen sogleich hinzu, um den Esel abzupacken, und fanden nach geringem Suchen die sämmtlichen gestohlenen Sachen, worüber Andreas so erschrocken und bestürzt war, daß er nicht anders aussah, wie eine sprachlose Bildsäule von hartem Stein.

„Mein Verdacht war nicht ungegründet,“ sagte Carducha; „seht nur, hinter was für einem ehrlichen Gesicht der Spitzbube sich versteckt!“

Der Dorfschulze, welcher gegenwärtig war, fing an, gegen den armen Andreas und alle Zigeuner tausend Schmähreden auszustoßen und sie abgefeimte Spitzbuben und Straßenräuber zu nennen. Bei dem allen schwieg Andreas, erstaunt und nachdenkend, und

war weit entfernt, Carduchens Verrätherei zu ahnen. Indem kam ein übermüthiger Soldat, der Neffe des Schulzen, auf ihn zu und sagte:

„Seht ihr nicht, wie sich der Zigeuner vom Diebstahle gereinigt hat? Ich wette, er will sich noch zieren und den Diebstahl abläugnen, ob man gleich die Sachen unter seinen Händen gefunden hat. Wenn man doch das ganze Volk auf die Galeeren schickte! Seht nur, ob es nicht besser wäre, wenn dieser Schurke seiner Majestät auf denselben diente, als daß er von Ort zu Ort tanzt und von Schenke zu Schenke stiehlt. Auf Soldatenehre, ich habe Lust, ihm eine Maulschelle zu geben, daß er zu meinen Füßen niederstürzt.“

Bei diesen Worten holte er ohne Weiteres aus und gab ihm eine solche Maulschelle, daß er ihn aus seiner Verwirrung zurückrief und ihn zu der Erinnerung brachte, daß er nicht Andreas Caballero, sondern Don Juan und Cavalier sey. Er sprang also mit großer Geschwindigkeit und noch größerer Wuth auf den Soldaten zu, riß ihm seinen eigenen Degen aus der Scheide, und stieß ihm denselben durch den Leib, daß er todt zu Boden stürzte. Nun schrie das ganze Dorf, der Oheim wurde wüthend, Preciosa ohnmächtig und Andreas unruhig, sie ohnmächtig zu sehen; Alles griff zu den Waffen und fiel über den Mörder her. Die Verwirrung stieg, das Geschrei vermehrte sich, und Andreas, welcher der ohnmächtigen Preciosa beispringen wollte, vergaß, auf seine Vertheidigung zu denken. Der Zufall fügte es auch,

daß Clemente bei dieser unglücklichen Begebenheit nicht gegenwärtig war, denn er hatte das Dorf schon mit dem Gepäcke verlassen; kurz, es stürmten so viele auf den armen Andreas ein, daß sie ihn fest nahmen und ihn mit schweren Ketten belegten. Der Schulze hätte ihn gern sogleich aufgehängt, wenn das in seiner Gewalt gestanden hätte; er mußte ihn aber nach Murcia abliefern, weil dort seine Gerichtsbarkeit war. Andreas ward erst den folgenden Tag fortgeführt, und hatte in der Zwischenzeit viele Qualen und Beschimpfungen auszustehen, welche der aufgebrachte Schulze, dessen Gehülfen und alle Einwohner des Dorfes ihm anthaten. Der Schulze nahm noch alle Zigeuner und Zigeunerinnen fest, deren er sich bemächtigen konnte; die meisten aber entflohen, und unter ihnen Clemente, welcher aufgegriffen und entdeckt zu werden fürchtete. Kurz, der Schulze kam mit dem Bericht über den Vorfall, in Begleitung seiner Gehülfen und vieler bewaffneten Leute, nach Murcia, und in ihrer Mitte befand sich ein Haufen Zigeuner, unter welchen Preciosa, und der arme, mit Ketten beladene, an Händen und Füßen gefesselte und auf einem Esel sitzende Andreas waren. Ganz Murcia kam heraus, um die Gefangenen zu sehen, denn man hatte schon Nachricht von der Ermordung des Soldaten; die Schönheit Preciosens war aber an diesem Tage so groß, daß Niemand sie ansehen konnte, ohne sie zu preisen. Der Ruf ihrer Schönheit gelangte zu den Ohren der Frau Stadtrichterin; diese wünschte sie zu sehen und veranlaßte den Stadt-

richter, ihren Gemahl, den Befehl zu geben, daß diese Zigeunerin nicht in das Gefängniß kommen sollte, wohin man alle die übrigen brachte. Den armen Andreas warf man in einen engen, tiefen Kerker, dessen Finsterniß, vereint mit dem Mangel des Lichts seiner Preciosa, ihn so niederschlug, daß er gewiß nicht eher wieder herauszukommen glaubte, als bis man ihn begraben würde. Preciosa wurde nebst ihrer Großmutter zur Stadtrichterin geführt, welche gleich bei ihrem ersten Anblicke sagte:

„Mit Recht preiset man ihre Schönheit.“

Hierauf ging sie auf sie zu, umarmte sie zärtlich und konnte sich nicht satt an ihr sehen. Sie fragte die Großmutter, wie alt das Mädchen sey, und die Zigeunerin antwortete:

„Funfzehn Jahre, ein paar Monate mehr, oder weniger.“

„So alt wäre jetzt meine unglückliche Constanze!“ sagte die Stadtrichterin. „Ach, Ihr guten Leute, wie sehr erinnert mich dieses Mädchen an mein Unglück!“

Preciosa ergriff jetzt die Hände der Stadtrichterin, küßte sie vielmals, badete sie mit ihren Thränen und sagte:

„Gnädige Frau, der gefangene Zigeuner ist unschuldig, denn er wurde gereizt; man nannte ihn einen Dieb, und er ist es nicht; man gab ihm einen Schlag in sein Gesicht, auf welchem seine Herzensgüte deutlich zu lesen ist. Bei Gott und bei Eurem Gewissen beschwöre ich Euch, gnä-

dige Frau, sorgt dafür, daß man ihm Gerechtigkeit widerfahren lasse, und daß der Herr Stadtrichter nicht so eile, die Strafe an ihm zu vollstrecken, womit die Gesetze ihn bedrohen, und wenn meine Schönheit Euch etwas werth ist, so erhaltet sie, indem Ihr den Gefangenen erhaltet, denn in dem Ende seines Lebens liegt auch das Ende des meinigen. Er soll mein Mann werden, und nur billige und unschuldige Hindernisse haben uns bisher abgehalten, uns einander die Hände zu reichen. Ist Geld nöthig, um Verzeihung für ihn zu erlangen, so wird sich unsere ganze Horde gern öffentlich versteigern, und noch mehr geben, als gefordert wird. Gnädige Frau, wenn Ihr wißt, was Liebe ist, wenn Ihr Euern Gemahl einst geliebt habt und ihn noch liebt, so erbarmt Euch meiner, denn ich liebe den meinigen zärtlich und sittsam.“

Während der ganzen Zeit, in welcher sie dies sagte, ließ sie die Hände der Stadtrichterin nicht los und hörte nicht auf, sie aufmerksam anzusehen, wobei sie in großem Ueberflusse schmerzliche, bittere Thränen vergoß; auch die Stadtrichterin hielt Preciosen bei den Händen fest und betrachtete sie mit nicht weniger Aufmerksamkeit, und mit nicht wenigern Thränen. Indem trat der Stadrichter ein, und da er seine Frau und Preciosen so in Thränen und in einander verschlungen sah, blieb er verwundert stehen, sowohl über diese Thränen, als auch über die Schönheit des Mädchens; er fragte nach der Ursache dieses Schmerzes, und zur Antwort ließ Pre-

ciosa die Hände der Stadtrichterin los, umfaßte die Knie des Stadtrichters und sagte zu ihm:

„Barmherzigkeit, Barmherzigkeit, gnädiger Herr, denn wenn mein Bräutigam sterben muß, so sterbe ich mit ihm! Er ist unschuldig; ist er es aber nicht, so bestraft mich für ihn, und wenn auch das nicht seyn kann, so verzögert wenigstens die Untersuchung so lange, bis man alles Mögliche versucht hat, noch Mittel zu seiner Befreiung zu finden; denn da er nicht aus Bosheit sündigte, so gewährt ihm der Himmel vielleicht das Heil der Begnadigung.“

Der Stadtrichter war auf's neue verwundert, wie er die klugen Reden der jungen Zigeunerin hörte, und seine Thränen würden mit den ihrigen zugleich geflossen seyn, wenn er nicht besorgt hätte, seine Schwachheit zu verrathen. Während dies vorging, erwog die alte Zigeunerin viel und mancherlei Sachen, und nachdem sie ihr Nachdenken und ihre Ueberlegung geendigt hatte, sagte sie:

„Wartet nur ein wenig, meine gnädigen Herrschaften, denn ich will machen, daß dieser Schmerz sich in Freude verwandle, und sollte es mich auch das Leben kosten.“

So ging sie leichten Schrittes hinweg, und die Gegenwärtigen waren verwundert über das, was sie gesagt hatte. Bis sie wieder kam, hörte Preciosa nicht auf zu weinen und zu bitten, daß man die Sache ihres Verlobten verzögern möchte, denn sie war entschlossen, seinen Vater zu benachrichtigen, damit er kommen, und sich derselben unterziehen sollte. Die

Zigeunerin kam zurück mit einem kleinen Kasten unter dem Arme, und sagte zum Stadtrichter: er möchte mit seiner Gemahlin und mit ihr in ein anderes Zimmer gehen, indem sie ihnen in geheim wichtige Dinge zu entdecken habe. Da nun der Stadtrichter glaubte, sie wollte ihm einige Diebstähle der Zigeunerinnen entdecken, um ihn für die Sache des Gefangenen günstig zu stimmen, so begab er sich sogleich mit ihr und seiner Gemahlin nach seinem Zimmer, wo die Zigeunerinnen vor Beiden auf die Knie fiel und zu ihnen sagte:

„Wenn die gute Nachricht, welche ich Euch, meine gnädigen Gebieter, geben will, nicht als Lohn die Verzeihung eines groben Verbrechens verdient, so bin ich hier, um die Strafe zu empfangen, welche mir gebührt; ehe ich es aber gestehe, wünschte ich, daß Ihr mir sagtet, ob Ihr diese Sachen kennet?“

Sie nahm das Kästchen hervor, in welchem sich Preciosens Kleinigkeiten befanden, und gab es in die Hände des Stadtrichters, welcher, als er es öffnete, wohl sah, daß es Kindersachen von Werth waren, aber durchaus nicht begriff, was sie bedeuten könnten. Auch die Stadtrichterin betrachtete sie, errieth aber eben so wenig den Grund der Sache, und sagte bloß:

„Dies ist der Schmuck irgend eines kleinen Mädchens.“

„So ist es auch,“ sagte die Zigeunerin, „und von welchem Mädchen er ist sagt die auf diesem zusammengelegten Papiere befindliche Schrift.“

Der Stadtrichter öffnete es eiligst und las folgendes:

„Das Mädchen hieß Donna Constanza von Acevedo und Meneses; ihre Mutter Donna Guiomar von Meneses, und ihr Vater Don Fernando von Acevedo, Ritter des Calatrava-Ordens; sie wurde geraubt am Tage der Himmelfahrt unseres Herrn, acht Uhr des Morgens, im Jahre Eintausend fünfhundert fünfundneunzig, und hatte die Sachen bei sich, welche in diesem Kästchen aufbewahrt sind.“

Kaum hatte die Stadtrichterin die auf dem Papiere stehenden Worte gehört, als sie auch die Sachen erkannte, dieselben an den Mund, und unzählige Küsse darauf drückte und ohnmächtig wurde. Der Stadtrichter eilte ihr zu Hülfe, ehe er noch die Zigeunerin nach seiner Tochter fragte; sie erholte sich indeß und sagte:

„Gute Frau, eher ein Engel, als eine Zigeunerin, wo ist der Eigenthümer, ich meine das Mädchen, welchem diese Sachen gehören?“

„Wo, gnädige Frau?“ entgegnete die Zigeunerin; „Ihr habt sie in Eurem Hause; jene junge Zigeunerin, welche Euren Augen Thränen entlockt hat, ist die Eigenthümerin dieser Sachen, und ohne allen Zweifel Eure Tochter, denn ich raubte sie zu Madrid aus Eurem Hause an dem Tage und zu der Stunde, welche dieses Blatt nennt.“

Als die gerührte Dame dies hörte, ließ sie ihre

Ueberschuhe stehen und stürzte athemlos in den Saal, wo sie Precioſen verlassen hatte; sie fand sie von ihren Mädchen und Dienerinnen umgeben, aber noch immer weinend. Sie lief auf sie zu, entblößte ihr, ohne ein Wort zu sagen, mit großer Eile den Busen und sah nach, ob sie unter der linken Brust ein kleines Kennzeichen hätte; nämlich ein weißes Muttermahl, womit das Mädchen war geboren worden. Sie fand es, und zwar im Laufe der Zeit größer geworden. Mit derselben Eile entblößte sie ihr nun auch den rechten Fuß, der wie aus Schnee und Elfenbein gedrechselt zu seyn schien, und auch hier fand sie, was sie suchte, nämlich daß die zwei letzten Zehen desselben in der Mitte durch ein wenig Haut verbunden waren, welches man, als sie noch Kind gewesen war, niemals hatte durchschneiden wollen, um ihr keinen Schmerz zu verursachen. Die Brust, die Zehen, der kleine Schmuck, der angezeigte Tag ihres Raubes, das Geständniß der Zigeunerin, und der Schreck und die Freude, welche ihre Eltern bei ihrem Anblicke gefühlt hatten, kurz, Alles bestätigte es der Stadtrichterin, daß Precioſa ihre geliebte Tochter sey; deßhalb nahm sie sie in ihre Arme, und kehrte mit ihr zum Stadtrichter und zur Zigeunerin zurück. Precioſa war ganz verwundert, denn sie wußte nicht, zu welchem Zwecke man so mit ihr verführe, vorzüglich, da sie sich von der Stadtrichterin mit Küssen bedeckt und in den Armen derselben fortgezogen sah. Endlich gelangte die Stadtrichterin,

mit Precioſen belaſtet, zu ihrem Gemahle, legte ſie aus ihren Armen in die ſeinigen und ſagte zu ihm:

„Empfanget, gnädiger Herr, Eure Tochter Conſtanze, denn dieſe iſt es ohne allen Zweifel, da ich die Zeichen an den zuſammengewachſenen Zehen und an der Bruſt geſehen habe, vorzüglich aber, weil mein Herz es mir in dem erſten Augenblicke ſagte, als ich ſie erblickte.“

„Ich zweifle nicht daran,“ antwortete der Stadtrichter, indem er Preciosen in ſeine Arme ſchloß, „denn mein Herz hat dieſelben Empfindungen gehabt, wie das Eurige; und wie könnten auch anders, als durch Wunder, ſo viele beſondere Umſtände ſich vereinigen?“

Alle Leute im Hauſe waren erſtaunt, und fragten ſich unter einander, was das wohl ſeyn möchte; ſie waren aber auch Alle weit entfernt, die Wahrheit zu errathen, denn wer hätte ſich wohl vorſtellen ſollen, daß dieſes Zigeunermädchen die Tochter der Herrſchaft ſey. Der Stadtrichter empfahl ſeiner Frau, ſeiner Tochter und der alten Zigeunerin, dieſe Begebenheit geheim zu halten, bis er ſelbſt ſie entdecken würde, und der alten Zigeunerin ſagte er noch, er verziehe ihr das, durch den Raub der Hälfte von ſeiner Seele ihm zugefügte Unrecht, weil die Entſchädigung der Zurückgabe noch mehr Belohnung verdiente; nur kränkte es ihn, daß ſie Preciosen, indem ihr doch der Stand derſelben bekannt geweſen wäre, mit einem Zigeuner verkuppelt hätte, und zwar mit einem Diebe und Mörder.

„Ach, gnädiger Herr!“ rief hier Precioſa, „er iſt weder ein Zigeuner, noch ein Dieb, ob er gleich ein Mörder iſt; er hat aber nur denjenigen getödtet, der ihm die Ehre raubte, und er konnte nicht anders, als zeigen, wer er ſey und ſeinen Beleidiger umbringen.“

„Wie?“ ſagte Donna Guſomar, „er iſt kein Zigeuner, meine Tochter?“

Die alte Zigeunerin erzählte nun kürzlich die Geſchichte des Andreas Caballero; ſie ſagte: er wäre der Sohn des Don Francisco von Carcamo, eines Ritters von Santrago, hieße Don Juan von Carcamo, trüge denſelben Orden, und die Kleidung davon wäre in ihrer Verwahrung, ſeitdem er ſie mit der Zigeunertracht vertauſcht hätte. Sie erzählte die zwiſchen Precioſen und Don Juan getroffene Uebereinkunft, eine zweijährige Prüfungszeit zu halten und dann erſt zu beſtimmen, ob ſie ſich verloben wollten, oder nicht; hierauf ließ ſie noch der Sittſamkeit Beider Gerechtigkeit widerfahren, und lobte die angenehme Gemüthsart Don Juans. Ueber dies alles erſtaunten die Eltern eben ſo, wie über das Wiederfinden ihrer Tochter, und der Oberrichter befahl der Zigeunerin, die Kleider Don Juans zu holen, was ſie auch that und mit einem andern Zigeuner zurückkam, der die Kleider trug. Während ſie ging und wieder kam, thaten die Eltern tauſend Fragen an Precioſen, welche ſie mit ſo vieler Klugheit und Anmuth beantwortete, daß ſie ſie würden lieb gewonnen haben, wenn ſie auch nicht ihre Tochter in ihr er-

kannt hätten. Auf die Frage, ob sie einige Neigung zu Don Juan habe? antwortete sie: nicht mehr, als so weit sie die Dankbarkeit gegen den verpflichtete, der sich für sie bis zum Zigeuner erniedrigt hätte, indeß würde sich auch diese Dankbarkeit nicht weiter erstrecken, als ihre Eltern es wünschen würden.

„Still, meine Tochter Preciosa," sagte der Vater, „(denn den Namen Preciosa sollst Du behalten zum Andenken an Deinen Verlust und Dein Wiederfinden), ich aber übernehme es als Dein Vater, Dich so zu verheirathen, wie es Dein Stand erfordert."

Preciosa seufzte, als sie dies hörte, und ihre Mutter, als eine kluge Dame, sah wohl ein, daß sie aus Liebe zu Don Juan seufzte, weßhalb sie zu ihrem Gemahl sagte:

„Da Don Juan von Carcamo so vornehm ist und unsere Tochter so sehr liebt, so würde es ja gar nicht übel seyn, sie ihm zur Gattin zu geben."

„Kaum," antwortete er, „haben wir sie gefunden, so wollt Ihr auch schon, daß wir sie wieder verlieren? Laßt sie uns doch erst einige Zeit genießen, denn wenn wir sie verheirathen, wird sie nicht mehr uns, sondern ihrem Manne angehören."

„Ihr habt Recht, mein Gemahl; gebt aber Befehl, daß man Don Juan loslasse, den man gewiß in irgend einen finstern Kerker geworfen hat, wo er das Ungemach erleiden muß, was man von solchen Gefängnissen erwarten kann, noch nicht gerechnet die Feuchtigkeit und das schmuzige Ungeziefer, welche die

armen Leidenden beunruhigen, die darin sind, und den Tag erwarten, um seiner zu genießen und sich frei zu sehen von so vieler Bedrückung und übler Nachbarschaft, welche sie erdulden müssen.“

„Allerdings,“ sagte Preciosa, „wird er in einem solchen Gefängnisse seyn, denn als einem Diebe und Mörder, und vorzüglich, da er ein Zigeuner ist, werden sie ihm keine bessere Wohnung gegeben haben.“

„Ich will selbst zu ihm gehen,“ sagte der Stadtrichter, „als wenn ich sein Geständniß hören wollte, ich empfehle es Euch aber auf's Neue, daß Niemand von dieser Geschichte etwas erfahre, bis ich es für gut finde, sie zu entdecken, denn so heischt es mein Amt.“

Er umarmte Precioſen, begab sich nach dem Gefängnisse, trat in Don Juans Kerker, erlaubte aber nicht, daß jemand anders mit ihm kam. Man fand ihn mit beiden Füßen in einem Klotze, und mit Schellen an den Händen, denn man hatte ihm nicht einmal die Fesseln abgenommen. Das Gemach war dunkel, der Stadtrichter ließ aber oben ein Fenster öffnen, durch welches ein schwaches Licht fiel; als er den Gefangenen sah, sagte er zu ihm:

„Nun, wie geht es, Du sauberer Bursche? Hätte ich doch nur alle Zigeuner aus ganz Spanien hier so angehängt, um sie alle an einem Tage umzubringen, so wie Nero alle Römer an einem Tage und mit einem Streiche tödten zu können wünschte. Wisse, Du pfiffiger Spitzbube, daß ich der Richter dieser Stadt bin, und bloß deswegen

hierher komme, um unter vier Augen von Dir zu erfahren, ob es wahr sey, daß eine junge Zigeunerin, die zu Eurer Bande gehört, Deine Braut ist.“

Als Don Juan dies hörte, bildete er sich ein, der Stadtrichter müsse sich in Precioſen verliebt haben, denn die Eifersucht ist ein sehr feiner Körper, der in andere Körper eindringt, ohne sie zu verlezen noch zu zertheilen; indeß antwortete er doch:

„Wenn sie gesagt hat, daß ich ihr Bräutigam bin, so ist das die größte Wahrheit, und wenn sie gesagt hat, daß ich es nicht bin, so hat sie ebenfalls die Wahrheit gesagt, denn es ist nicht möglich, daß Precioſa eine Unwahrheit sagen kann.“

„So wahrhaft ist sie? Es gehört viel dazu, wahrhaft zu seyn, wenn man eine Zigeunerin ist! Nun denn, Bursche, sie hat gesagt, sie wäre Deine Braut, hätte Dir aber die Hand noch nicht gegeben. Sie hat erfahren, daß Du, in Folge Deines Verbrechens, für daſſelbe sterben mußt, und hat mich gebeten, sie vor Deinem Tode mit Dir zu verbinden, denn sie geizt nach der Ehre, die Wittwe eines so großen Spizbuben zu seyn, wie Du es bist.“

„Nun, so thut, gnädiger Herr, um was sie Euch bittet, denn wenn ich mit ihr verbunden bin, werde ich freudig nach jenem Leben gehen, da ich dieſes hier als ihr Gatte verlaſſe.“

„Du mußt sie sehr lieben.“

„So sehr, daß es nichts seyn würde, wenn ich es ausſprechen könnte. Kurz, Herr Stadtrichter, beendigt meine Angelegenheit. Ich tödtete den, der

mich beschimpfen wollte, ich bete diese Zigeunerin an, und werde zufrieden sterben, wenn ich nur ihre Gunst mit in's Grab nehme, denn ich weiß recht gut, daß uns dort die Gnade Gottes nicht fehlen wird, denn wir haben Beide ehrlich und pünktlich das gehalten, was wir einander versprochen haben."

„Diesen Abend also will ich nach Dir schicken; in meinem Hause sollst Du mit Preciosen getraut werden und morgen am Galgen hängen, und auf diese Art werde ich erfüllen, was die Gerechtigkeit fordert und was Ihr Beide wünscht."

Andreas dankte ihm, und der Stadtrichter ging wieder nach Haus, wo er seiner Gemahlin erzählte, was er mit Don Juan gesprochen hätte. Während seiner Abwesenheit von zu Hause erzählte Preciosa ihrer Mutter ihren ganzen Lebenslauf; sie sagte, daß sie geglaubt hätte, eine Zigeunerin und die Nichte jener Alten zu seyn, daß sie selbst sich indeß immer höher geschätzt habe, als man von einer Zigeunerin erwarten könnte. Ihre Mutter bat sie ernstlich, ihr die Wahrheit zu sagen, ob sie Don Juan liebte, und sehr verschämt und mit niedergeschlagenen Augen antwortete sie, wie sie sich noch für eine Zigeunerin gehalten und geglaubt hätte, sich ein günstiges Schicksal zu bereiten, wenn sie sich mit einen so vornehmen Ordensritter verheirathete, wie Don Juan von Carcamo wäre, und weil sie ferner die gute Denkungsart und das sittsame Betragen desselben aus eigener Erfahrung hätte kennen lernen, so hätte sie ihn zuweilen mit günstigem Auge betrachtet; demun-

geachtet aber hätte sie keinen andern Willen, als den ihrer Eltern. Der Abend kam, und als es fast zehn Uhr war, führte man den guten Andreas ohne Handschellen und Fußeisen aus dem Gefängnisse, jedoch nicht ohne eine große Kette, die ihn von den Füßen an um den ganzen Leib herum ging. Auf diese Art gelangte er, ohne von jemand anderem, als von seinen Führern gesehen zu werden, in das Haus des Stadtrichters, und hier brachte man ihn schweigend und vorsichtig in ein Zimmer, wo man ihn allein ließ. Kurz darauf trat ein Geistlicher ein und sagte zu ihm: Er sollte beichten, weil er den andern Tag sterben müßte. Hierauf antworte Andreas:

„Ich will sehr gern beichten; allein warum verheirathet man mich nicht vorher? Und wenn man mich verheirathen will, so erwartet mich gewiß ein sehr schlimmes Brautbett.“

Donna Guiomar, welche dies alles wußte, sagte zu ihrem Gemahle: die Furcht, in welche er Don Juan setzte, wäre doch zu groß, und er möchte sie mäßigen, weil sonst der Arme sein Leben darüber verlieren könnte. Der Rath leuchtete dem Stadtrichter ein, er rief also den Beichtiger zurück und sagte demselben: Der Zigeuner sollte erst mit Precioſen getraut werden; hernach könnte er beichten und sich von ganzem Herzen Gott empfehlen, welcher oft seine Barmherzigkeit gerade zu der Zeit auszuspenden pflege, wo die Hoffnung am geringsten sey.

In der That kam nun Andreas in einen Saal, wo sich niemand befand, als Donna Guiomar, der

Stadtrichter, Precioſa und noch zwei Diener des Hauſes; als aber Precioſa Don Juan erblickte, von einer Kette umſchlungen, blaß und mit rothgeweinten Augen, betrübte ſich ihr Herz und ſie ſtützte ſich auf den Arm ihrer Mutter, welche ſie umfaßte und zu ihr ſagte:

„Komm zu Dir, mein Kind; alles was Du ſiehſt, wird noch zu Deinem Vergnügen und Vortheil ſich endigen.“

Sie aber, welche von der ganzen Sache nichts wußte, konnte nicht begreifen, wie ſie ſich tröſten ſollte; die alte Zigeunerin war verwirrt, und die Umſtehenden waren in geſpannter Erwartung auf den Ausgang der Sache. Der Stadtrichter ſagte:

„Herr Unterpfarrer, dieſer Zigeuner und dieſe Zigeunerin ſind diejenigen, die Euer Ehrwürden trauen ſollen.“

„Das,“ antwortete der Geiſtliche, „werde ich nicht thun können, wenn nicht die Förmlichkeiten vorausgehen, welche ein ſolcher Fall erfordert. Wo iſt das Aufgebot geſchehen? Wo iſt der Erlaubnißſchein meines Vorgeſetzten, daß ich nach demſelben die Trauung verrichten könne?“

„Ich bin allerdings unachtſam geweſen, allein ich will dafür ſorgen, daß der Vicarius den Schein ausſtelle.“

„Bis ich ihn aber ſehe, mögt Ihr mich entſchuldigen,“ ſagte der Geiſtliche, und ohne ein Wort hinzuzufügen, begab er ſich, um das Aufſehen zu ver-

meiden, aus dem Hauſe und ließ Alle in Verwirrung zurück.

„Der Pater hat ſehr wohl gethan,“ ſagte der Stadtrichter, „und vielleicht iſt dies eine Schickung des Himmels, damit die Hinrichtung des Andreas verzögert werde, denn er ſoll ſich in der That mit Precioſen verheirathen, und da muß allerdings das Aufgebot vorhergehen, wodurch Zeit gewonnen wird, welche vielen unangenehmen Schwierigkeiten einen guten Ausgang zu geben pflegt. Indeß möchte ich doch von Andreas wiſſen, ob er, wenn das Schickſal ſeine Angelegenheiten dergeſtalt leitete, daß er ohne Furcht und Angſt Precioſens Gatte werden könnte, ſich für glücklich ſchätzen würde, möchte es nun als Andreas Caballero, oder als Don Juan von Carcamo ſeyn?“

So wie Andreas ſich bei ſeinem Namen nennen hörte, ſagte er:

„Preciosa hat ſich alſo nicht in den Grenzen der Verſchwiegenheit halten wollen, ſondern ſie hat entdeckt, wer ich bin; wenn mich auch ein günſtiges Schickſal zum Monarchen der Welt gemacht hätte, ſo würde ich doch nur ſie als das Ziel meiner Wünſche betrachten, ohne außer ihr nach etwas Höherem zu ſtreben, als nach dem Himmel.“

„Nun, um der guten Geſinnungen willen, die Ihr gezeigt habt, Don Juan von Carcamo, will ich dafür ſorgen, daß Preciosa mit der Zeit Eure rechtmäßige Gattin werde, jetzt aber übergebe ich ſie Euch in dieſer Hoffnung, als das köſtlichſte Kleinod mei-

nes Hauses, meines Lebens, meiner Seele; schätzt sie so hoch, wie Ihr sagt, denn Ihr empfangt in ihr Donna Constanza von Acevedo und Meneses, meine einzige Tochter, die, wenn ihre Liebe der Eurigen gleicht, Euch auch in der Geburt keineswegs nachsteht."

Andreas war erstaunt, als er die Liebe sah, die man ihm zeigte; Donna Guiomar erzählte ihm kürzlich den Verlust ihrer Tochter und das Wiederfinden derselben, nebst den untrüglichen Zeichen, welche die alte Zigeunerin über den Raub angegeben hätte, worüber Don Juan vollends erstaunte und sich verwunderte. Mit unbeschreiblicher Freude umarmte er seine Schwiegereltern, die er seine Gebieter nannte, und küßte Precioſens Hände, welche mit Thränen die seinigen verlangte.

Das Geheimniß hörte nun auf, denn die Nachricht von dem Vorfalle wurde bekannt, so wie die Bedienten, welche gegenwärtig gewesen waren, den Saal verließen, und wie sie der Dorfschulze, der Oheim des Ermordeten, vernahm, sah er wohl ein, daß der Weg seiner Rache versperrt sey, weil man wohl gegen den Schwiegersohn des Stadtrichters die Strenge der Gerechtigkeit nicht ausüben würde. Don Juan zog seine Reisekleider an, welche die Zigeunerin gebracht hatte; Gefängniß und eiserne Ketten verwandelten sich in Freiheit und goldene Ketten, und die Trauer der gefangenen Zigeuner in Freude, als man sie am folgenden Tag entließ. Der Oheim des Ermordeten erhielt zweitausend Ducaten, um

seine Klage niederzuschlagen und Don Juan zu verzeihen, welcher letztere auch seinen Cameraden Clemente nicht vergaß und ihn suchen ließ. Allein man fand ihn nicht und hörte auch nichts von ihm, bis man nach vier Tagen zuverlässige Nachricht bekam, daß er sich auf einer der genuesischen Galeeren eingeschifft hätte, welche im Hafen von Carthagena gewesen und bereits abgegangen wären. Der Stadtrichter sagte zu Don Juan, er habe gewisse Nachricht, daß sein Vater, Don Francisco von Carcamo, in jener Stadt zum Richter ernannt sey, und deßhalb müßte man ihn erwarten, damit die Hochzeit mit seiner Zustimmung und Genehmigung könnte gefeiert werden. Don Juan versicherte, daß er keine seiner Anordnungen überschreiten würde, allein seine Trauung mit Preciosen müßte vor allen Dingen vor sich gehen. Der Erzbischof ertheilte die Erlaubniß, daß die Vermählung nach einmaligem Aufgebot geschehen konnte, und weil der Richter in der Stadt sehr geliebt wurde, so feierte dieselbe dies Fest durch Erleuchtungen, Stiergefechte und Lanzenbrechen. Die alte Zigeunerin blieb bei Preciosen, von welcher sie sich nicht trennen wollte. Die Nachricht dieser Begebenheit kam in die Hauptstadt; Don Francisco von Carcamo erfuhr, daß sein Sohn der Zigeuner und Preciosa die Zigeunerin sey, die er gesehen hatte und deren Schönheit bei ihm den Leichtsinn seines Sohnes entschuldigte (welchen er schon für verloren hielt, weil er wußte, daß derselbe nicht nach Flandern gegangen war), vorzüglich, da er wohl

einsah, wie gut es für ihn sey, sich mit der Tochter eines so angesehenen und reichen Cavaliers zu verheirathen, wie Don Fernando von Acevedo war. Er beschleunigte seine Abreise, um schnell seine Kinder zu sehen, und nach zwanzig Tagen war er schon in Murcia. Bei seiner Ankunft erneuerte sich das Vergnügen, die eigentliche Hochzeit wurde gefeiert, und man erzählte sich einander seine Schicksale. Die Dichter der Stadt (und es giebt dort einige sehr gute) übernahmen es, den seltsamen Vorfall mit der unvergleichlichen Schönheit des Zigeunermädchens zugleich zu besingen, und der berühmte Licentiat Pozo that dies auf eine solche Art, daß in seinen Versen Preciosens Ruhm durch alle Jahrhunderte dauern wird.

Noch habe ich vergessen, zu sagen, daß die verliebte Hausbesitzerin der Obrigkeit die Falschheit des von Andreas angeblich begangenen Diebstahls entdeckte, und ihre Liebe und ihr Vergehen gestand, wofür sie aber nicht die geringste Strafe erhielt, denn bei der Freude über das Wiederfinden der Neuvermählten starb die Rache, und die Gnade erwachte.

II.

Der großmüthige Liebhaber.

„O ihr bejammernswerthen Trümmer des unglücklichen Nicosia, die ihr kaum trocken seyd von dem Blute eurer tapfern, aber vom Geschicke nicht begünstigten Vertheidiger! Wenn ihr das Gefühl, so wie es euch mangelt, in dieser Einöde fändet, so könnten wir unser gemeinschaftliches Unglück beweinen, und vielleicht würde die gegenseitig gefundene Gesellschaft unsere Qual erleichtern. Zwar könnt ihr, ihr halb zerstörten, riesenhaften Thürme, euch einst (obgleich nicht zu einer so gerechten Vertheidigung, wie die war, in welcher ihr seyd gebrochen worden) wieder erhoben sehen; allein ich Armer, welches Glück kann ich in dem drückenden Zwange hoffen, in welchem ich mich befinde? Mein Unglück ist so groß, daß ich in der Freiheit kein Glück besaß und es in der Sklaverei nicht hoffen kann.“

So sprach ein Christensklave, der von einem Hügel aus die niedergestürzten Mauern des bereits übergegangenen Nicosia betrachtete, so redete er mit

ihnen und verglich ihr Unglück mit dem seinigen, als wenn sie fähig wären, ihn zu verstehen; denn es ist eine den Betrübten eigenthümliche Neigung, daß sie, von ihrer Einbildungskraft hingerissen, Dinge sagen und thun, welche aller Vernunft und Ueberlegung zuwider sind. Indem trat aus einem von den vier, in jener Ebene aufgeschlagenen Pavillons oder Zelten, ein junger Türke von edlem, einnehmendem Aeußern, näherte sich dem Christen und sagte zu demselben:

„Ich wette, Freund Ricardo, Deine gewöhnlichen, trüben Gedanken führen Dich hierher.“

„Allerdings,“ antwortete Ricardo (dies war der Name des Sklaven); „was hilft es mir aber, da ich nirgends, wo ich auch hinsehe, weder Ruhe noch Erholung von ihnen finde, sondern sie im Gegentheile durch den Anblick der Ruinen, die man von hier aus sieht, noch vermehrt werden?“

„Du meinst die von Nicosia?“

„Welche soll ich sonst meinen? Oder giebt es noch andere, die man von hier aus sehen könnte?“

„Du wirst große Ursache zum Weinen haben, wenn Du auf solche Betrachtungen eingehst, denn wer vor zwei Jahren diese berühmte und reiche Insel Cypern in Frieden und Ruhe gesehen hat, und wie ihre Einwohner Alles genossen, was irdisches Glück den Menschen gewähren kann, und sieht oder betrachtet sie jetzt, wie sie, theils aus derselben verwiesen, theils noch als elende Sklaven darauf befindlich sind, wie könnte der sich enthalten, ihr Un-

glück zu beklagen? Lassen wir aber das, da es doch zu nichts hilft, und kommen wir zu Deinen eigenen Angelegenheiten, um zu sehen, ob Hülfe da ist. Ich bitte Dich also bei allem, was Du dem guten Willen schuldig bist, den ich Dir gezeigt habe, und bei dem, wozu Dich der Umstand verpflichtet, daß wir in einem Lande sind geboren, und in unserer Kindheit zusammen erzogen worden, sage mir, aus welcher Ursache Du so außerordentlich traurig bist? Denn wenn ich auch annehme, daß die Sklaverei allein hinlänglich ist, um das fröhlichste Herz von der Welt in Trauer zu hüllen, so bilde ich mir doch immer ein, daß die Ursache Deines Unglücks weiter zu suchen ist, weil edelmüthige Seelen, wie die Deinige, sich von gewöhnlichen Unglücksfällen nicht so sehr hinreißen lassen, daß sie Zeichen eines außerordentlichen Schmerzes geben, und dies muß ich glauben, da ich weiß, daß Du nicht so arm bist, um nicht das Lösegeld bezahlen zu können, welches man für Dich verlangt; ferner bist Du ja auch nicht in den Thürmen des schwarzen Meeres, als ein Gefangener von Wichtigkeit, der spät, oder niemals die ersehnte Freiheit erlangt. Da Dir nun das böse Schicksal die Hoffnung, Dich frei zu sehen, nicht abgeschnitten hat, und ich dennoch sehe, daß Du so weit gekommen bist, Dein Unglück auf eine kleinmüthige Art zu beklagen, so ist es kein Wunder, wenn ich glaube, daß Dein Kummer aus einer andern Ursache entspringt, als aus dem Verluste der Freiheit; ich bitte Dich also, mir diese Ursache zu

entdecken, und biete Dir Alles an, was ich vermag und gelte. Vielleicht hat das Schicksal den Umweg eingeschlagen, mich in diese Kleidung zu hüllen, die ich verabscheue, damit ich Dir dienen soll. Du weißt schon, Ricardo, daß mein Herr in dieser Stadt Cadi (nämlich so viel, als Bischof) ist; eben so gut weißt Du auch, wie viel er gilt, und wie viel ich über ihn vermag; nun ist Dir auch mein glühender Wunsch bekannt, nicht in diesem Stande zu sterben, den ich zum Schein angenommen habe, denn wenn ich weiter nichts vermag, so will ich laut und öffentlich den Glauben Jesu Christi bekennen, von welchem meine Jugend und mein geringer Verstand mich entfernt haben, und ob ich gleich weiß, daß ein solches Bekenntniß mir das Leben kosten wird, so werde ich gern das irdische Leben hingeben, um das ewige nicht zu verlieren. Aus allem, was ich Dir jetzt gesagt habe, sollst Du schließen und erwägen, daß meine Freundschaft Dir von einigem Nutzen seyn kann; damit ich aber erfahre, welche Hülfsmittel gegen Dein Unglück anzuwenden sind, ist es nöthig, daß Du mir dasselbe erzählest, so wie dem Arzte die Erzählung des Kranken nöthig ist, und ich versichere Dir, daß ich das, was Du mir vertrauen wirst, in das tiefste Stillschweigen vergraben will."

Ricardo hörte diese ganze Rede schweigend an und als er sich durch sie und die Nothwendigkeit dazu verpflichtet sah, antwortete er:

„Wenn Du, Freund Mahamut (so hieß der Türke), „eben so sicher, als Du über mein Unglück

urtheilst, auch die Mittel dagegen zu finden vermöchtest, so würde ich den Verlust meiner Freiheit nicht bedauern und mein Unglück nicht gegen das größte Glück vertauschen, welches man sich nur vorstellen kann; mein Mißgeschick ist aber, wie ich recht gut weiß, von der Art, daß die ganze Welt die Ursache, woraus es entspringt, wissen kann, ohne daß es einen Menschen geben wird, der sich unterfinge, nicht etwa Hülfe, sondern nur Erleichterung dafür finden zu wollen. Damit Du nun einsiehest, daß ich Wahrheit rede, so will ich Dir Alles mit so wenigen Worten, als möglich, erzählen; ehe ich aber das verworrene Labyrinth meiner Unglücksfälle betrete, sollst Du mir sagen, warum Hassan Pascha, mein Herr, diese Zelte und Pavillons hier im Felde hat aufschlagen lassen, ehe er in Nicosia einzieht, wo er zum Vicekönig, oder wie die Türken sagen, Pascha, ernannt worden ist?“

„Darin will ich Dich mit wenigen Worten befriedigen. Es findet nämlich unter den Türken der Gebrauch statt, daß diejenigen, welche Vicekönige irgend einer Provinz werden, nicht eher in die Stadt einziehen, welche ihr Vorgänger bewohnte, bis dieser dieselbe verlassen und dem Angekommenen ungestört seinen Platz geräumt hat. Während nun der neue Pascha die Amtsführung des vorigen untersucht, harrt dieser im Felde auf den Erfolg dieser Untersuchung, welche vor sich geht, ohne daß er Bestechungen oder Freundschaft benutzen kann, wenn er dies nicht schon vorher gethan hat. Wenn nun die

Unterſuchung vorbei iſt, ſo giebt man dem, welcher das Amt verläßt, den Erfolg derſelben ſchriftlich in einem verſchloſſenen und beſiegelten Pergamente, mit welchem er ſich der Pforte des Großherrn, d. h. dem geheimen Rathe am Hofe des Sultans, vorſtellt. Iſt es nun vom Großvezier und vier Unterpaſcha's (wir würden ſagen, vom Präſidenten des königlichen Rathes und den Auditoren) in Augenſchein genommen worden, ſo wird er, nach Maßgabe deſſen, was die Unterſuchung beſagt, belohnt, oder beſtraft, obgleich er ſich, wenn er irgend einer Vergehung angeklagt wird, mit Geld von der Strafe loskauft. Findet keine Beſchuldigung ſtatt, und man belohnt ihn nicht, wie es gewöhnlich geſchieht, ſo erlangt er durch Beſtechungen und Geſchenke diejenige Stelle, zu welcher er die meiſte Luſt hat, denn dort werden Stellen und Aemter nicht für Verdienſt, ſondern für Geld ertheilt; Alles wird verkauft, und Alles kann man kaufen. Die, welche Aemter zu vergeben haben, berauben und ſchinden diejenigen, denen ſie dieſelben geben, aber bei einer ſolchen gekauften Stelle gewinnt man gewöhnlich ſo viel, daß man eine andere, noch einträglichere kaufen kann. Alles iſt ſo, wie ich geſagt habe, denn in dieſem Reiche geht Alles gewaltſam zu, ein Zeichen, daß daſſelbe nicht dauern wird; indeß glaube ich (und ſo muß es auch ſeyn), daß unſere Sünden es empor heben, ich meine nämlich die Sünden derjenigen, welche zügellos Gott beleidigen, wie ich es thue. Mag er, um ſeiner Barmherzigkeit willen, ſich meiner erinnern. Aus der ge-

nannten Urſache nun iſt Dein Herr, Haſſan Paſcha, vier Tage auf dieſem Felde liegen geblieben, und der Paſcha von Nicoſia iſt nicht ausgezogen, wie er gesollt hätte, weil er ſehr krank geweſen iſt; indeß befindet er ſich ſchon beſſer und wird ohne Zweifel heut oder morgen herauskommen und einige Zelte beziehen, welche hinter dieſem, von Dir noch nicht bemerkten Abhange befindlich ſind; hierauf wird Dein Herr ſogleich in die Stadt einziehen. Dies iſt es nun, was ich Dir auf Deine Frage zu antworten habe.“

„Nun, ſo höre auch Du mich an, aber ich weiß nicht, ob ich werde mein Verſprechen erfüllen und mein Unglück in wenige Worte faſſen können, denn es iſt ſo unermeßlich groß, daß es in keiner Sprache kann ausgedrückt werden; / ich will indeß thun, was ich vermag, und was die Zeit mir erlaubt. Ich frage Dich alſo vorher, ob Du in unſerer Stadt Trapana ein Mädchen kennſt, dem der Ruf den Namen des ſchönſten Frauenzimmers in ganz Sicilien beilegte? Ein Mädchen, ſage ich, von welchem die widerſpenſtigſten Zungen behaupteten, und die feinſten Beurtheiler es beſtätigten, daß ſie die vollkommenſte Schönheit ſey, welche die Vergangenheit gehabt hätte, die Gegenwart beſäße, und die Zukunft noch haben würde? Ein Mädchen, von dem die Dichter ſangen: Sie hätte goldene Haare, ihre Augen wären zwei leuchtende Sterne, ihre Wangen Purpurroſen, ihre Zähne Perlen, ihre Lippen Rubinen, ihr Hals Alabaſter, und alle Theile ſtimmten mit dem Ganzen,

und das Ganze mit allen Theilen vollkommen harmonisch zusammen, indem die Natur über das Ganze einen so sanften, ungekünstelten und vollkommenen Farbenglanz verbreitete, daß auch der Neid selbst nicht im Stande sey, einen Fehler an ihr zu finden? Ist es möglich, Mahamut, daß Du mir nicht schon gesagt hast, wer sie ist, und wie sie heißt? Ich glaube gewiß, Du hörst mir entweder nicht zu, oder es mangelte Dir an Empfindung, als Du noch in Trapana warst."

„Wahrhaftig, Ricardo, wenn diejenige, welche Du als eine so außerordentliche Schönheit schilderst, nicht Leoniſſa, die Tochter Rudolfo Florencio's ist, so weiß ich nicht, wer es seyn soll, denn sie allein steht in solchem Rufe."

„Sie ist es, o Mahamut, sie ist es, Freund, und zugleich die Ursache meines ganzen Glückes und Unglückes. Sie ist es, und nicht die verlorene Freiheit, für welche meine Augen schon Thränen ohne Zahl vergossen haben und noch vergießen werden, für die meine Seufzer nah und fern die Luft durchdringen, für die meine Bitten den Himmel ermüden, der sie vernimmt, und die Ohren, die sie hören; sie ist es, um derentwillen Du mich für einen Narren gehalten hast, oder wenigstens für einen Menschen, der nicht viel Selbstständigkeit, und noch weniger Muth hat. Eben diese Leoniſſa — gegen mich eine Löwin, gegen einen Andern ein zahmes Lamm — hat mich in diesen elenden Zustand versetzt; denn Du mußt wissen, daß ich sie von meiner zarteſten Kindheit an,

oder doch wenigstens von der Zeit an, wo ich den Gebrauch der Vernunft erhielt, nicht allein geliebt, sondern mit so vieler Sorgfalt verehrt und ihr gedient habe, als wenn es auf der Erde keine andere Gottheit gäbe, welcher ich dienen, die ich verehren könnte. Ihre Verwandten und Eltern kannten meine Wünsche und zeigten niemals Verdruß darüber, weil sie erwogen, daß dieselben auf einen sittsamen und tugendhaften Zweck hinaus liefen, und ich weiß, daß sie dies Leoniſſen auch oft sagten, um sie zu bewegen, daß sie mich zu ihrem Gemahl nähme. Aber sie hatte die Augen auf Cornelio'n, den Sohn Antonio Rotulo's, geworfen, den Du wohl kennst (einen geputzten, zierlichen Burschen mit weißen Händen, lockigen Haaren, schmelzender Stimme und verliebter Sprache, der ganz aus Ambra und Zuckerteig gemacht, mit feinem Linnen eingefaßt und mit Brocat geschmückt ist); deshalb wollte sie mein Gesicht, das nicht so zart ist, wie Cornelio's Gesicht, nicht ansehen, noch gegen meine häufigen und anhaltenden Dienstleistungen erkenntlich seyn, sondern sie vergalt meine Zuneigung mit Verachtung und Abscheu. Ja, meine grenzenlose Liebe zu ihr ging so weit, daß ich mich würde glücklich geschätzt haben, wenn sie mich durch Verachtung und Undankbarkeit getödtet, aber nur diesem Cornelio nicht offenbar, wenn auch auf eine sittsame Art, ihre Gunst geschenkt hätte. Bedenke nun, wie meine Seele von einer zweifachen, tödtlichen Pest leiden mußte, da zu der Qual der Verschmähung und des Abscheues sich die noch größere

und grausamere Wuth der Eifersucht gesellte! Leoniſſens Eltern verheimlichten die Gunſt, welche ihre Tochter Cornelio'n ſchenkte, denn ſie glaubten (und dazu hatten ſie auch Urſache), der junge Menſch würde ſie, angezogen von ihrer unvergleichlichen Schönheit, zu ſeiner Gemahlin wählen, und ſie würden in ihm ſich einen reichern Schwiegerſohn erwerben, als in mir; dies hätte nun auch geſchehen können, wenn der Fall wirklich ſo eingetreten wäre, allein — das kann ich ohne Anmaßung behaupten — er wäre nicht von beſſerm Gemüth, von edlern Geſinnungen, von anerkannterem Werthe geweſen, als ich. Nun erfuhr ich einſt während meiner Bewerbungen, daß an einem Tage des Monats Mai (heut iſt es ein Jahr) Leoniſſa, ihre Eltern, Cornelio und die Seinigen, nebſt ihrer ganzen Verwandtſchaft und allen ihren Dienern, ſich in Ascanio's Garten beluſtigen wollten, welcher am Wege nach den Salzgruben nicht weit von der Seeküſte liegt."

„Ich kenne ihn, und habe, wie es Gott noch gefiel, dort manchen angenehmen Tag verlebt. Fahre aber fort, Ricardo."

„Kaum hatte ich es erfahren, ſo ſtrömte eine Wuth, eine Raſerei, eine Hölle von Eiferſucht mit ſolch einer Heftigkeit und Gewalt in meine Seele, daß ich meiner Sinne beraubt wurde, wie Du aus dem ſehen wirſt, was ich ſogleich that. Ich ging nämlich in den Garten, wo ſie, wie man mir geſagt hatte, waren, und fand den größten Theil der Geſellſchaft ſich beluſtigend, Cornelio'n und Leoniſſen

aber (wiewohl etwas entfernt von einander), unter einem Nußbaum sitzend. Was sie bei meinem Anblicke fühlten, weiß ich nicht; auf mich aber wirkte der ihrige dergestalt, daß ich das Gesicht verlor und sprach- und bewegungslos dastand, wie eine Bildsäule. Allein es dauerte nicht lange, so weckte der Verdruß meine Galle, die Galle reizte das Herzensblut, das Blut den Zorn, der Zorn die Hände und die Zunge, obgleich meine Hände durch die Ehrfurcht gefesselt wurden, die ich dem reizenden Gesicht schuldig zu seyn glaubte, welches ich vor mir sah; meine Zunge aber brach das Stillschweigen mit folgenden Worten: „Du wirst zufrieden seyn, tödtliche Feindin meiner Ruhe, daß Du so ungestört denjenigen vor Deinen Augen haben kannst, welcher Ursache ist, daß die meinigen ununterbrochen mit Thränen des Schmerzes gefüllt sind. Nähere Dich, Grausame, nähere Dich noch etwas mehr und schlinge Deinen Epheu um diesen unnützen Stamm, der sich Dir zuneigt. Kräusele und locke die Haare Deines neuen Ganymed, der Dich so nachlässig unterhält. Ergieb Dich ganz der verführerischen Jugend dieses Knaben, den Du eben betrachtest, denn wenn ich die Hoffnung Deines Besitzes verliere, wird auch mein Leben sich endigen, welches ich verabscheue. Denkst Du vielleicht, stolzes, unbesonnenes Mädchen, daß an Dir allein die Macht der Gesetze sich brechen wird, welche die Welt in solchen Fällen übt? Glaubst Du, meine ich, daß dieser junge Mensch, welcher stolz auf seinen Reichthum, hochmüthig auf sein gutes Aussehen, unerfah-

ren wegen seiner Jugend und trotzig auf seine Abkunft ist, daß dieser, sage ich, wird in seine Liebe Beständigkeit legen wollen, oder können, oder daß er fähig seyn wird, das Unschätzbare zu schätzen, und das zu erkennen, was nur reife Jahre zu erkennen vermögen? Wenn Du das glaubst, so höre auf, es zu glauben, denn die Welt hat weiter nichts Gutes, als daß sie in ihren Begebenheiten sich immer gleich bleibt, und Niemand sich anders täuscht, als durch eigene Unwissenheit. In der Jugend liegt Unbeständigkeit, im Reichthume Stolz; der Hochmüthige ist eitel, der Schöne verachtet Andere, und wo Alles dies zusammen ist, da wohnt Thorheit, die Mutter aller bösen Begebenheiten. Du aber, Knabe, der Du so mit heiler Haut den Lohn davon zu tragen glaubst, welcher meinen rechtschaffenen Wünschen mehr gebührt, als Deinen trägen Bewerbungen, warum erhebst Du Dich nicht von dem Blumensitz, auf welchem Du liegst, und reißest mir das Herz aus dem Leibe, welches das Deinige so sehr verabscheut? Und zwar nicht, weil Du mich durch das, was Du thust, beleidigst, sondern weil Du das Gut nicht zu schätzen weißt, welches das Schicksal Dir gewährt, denn man sieht ja deutlich, daß Du es wenig achtest, da Du Dich nicht einmal zu seiner Vertheidigung rührst, indem Du nicht Gefahr laufen willst, die gezierte Anordnung Deines niedlichen Kleides zu verschieben. Wenn Achilles Deine ruhige Gemüthsart gehabt hätte, so würde Ulysses seinen Anschlag nicht durchgeführt haben, und wenn er ihn

noch so viel glänzende Waffen und stählerne Schwerter hätte erblicken lassen. Geh, geh, und spiele mit den Mädchen Deiner Mutter; dort trage Sorge für Deine Haare und nimm Deine Hände in Acht, welche mehr dazu geeignet sind, Seide zu winden, als ein hartes Schwert zu fassen.“ — Während dieser ganzen Rede stand Cornelio nicht von seinem Sitze auf, sondern sah mich ganz erstaunt und bewegungslos an. Weil ich das, was Du eben gehört hast, mit sehr lauter Stimme sagte, so kamen alle, die im Garten zerstreut waren, herbei und hörten noch mehrere Schmähreden an, die ich Cornelio'n sagte. Da nun so viele Leute hinzukamen, welche alle seine Verwandte, Freunde, oder Diener waren, faßte er endlich Muth, und es schien, als wenn er aufstehen wollte; allein ehe er noch auf die Beine kam, zog ich den Degen und griff nicht allein ihn, sondern alle Gegenwärtigen an. Kaum sah Leoniſſa mein Schwert blinken, als sie auch plötzlich ohnmächtig wurde, ein Umstand, der meinen Muth und Zorn noch vermehrte. Ich kann Dir nicht sagen, ob die vielen, die mir entgegen standen, sich nicht weiter vertheidigen wollten, als wie man sich gegen einen rasenden Thoren vertheidigt, oder ob mein Glück und meine Geschicklichkeit, oder der Himmel selbst mir beistand, der mich vielleicht für noch größeres Unglück aufbewahren wollte, denn in der That, ich verwundete sieben oder acht von denen, die mir am nächsten zur Hand waren; Cornelio'n half seine große Geschwindigkeit, denn er brauchte seine Füße so gut, daß er meinen

Händen entschlüpfte. Während ich mich in dieser augenscheinlichen Gefahr befand, umringt von meinen Feinden, die schon als Beleidigte sich zu rächen strebten, kam das Schicksal mir mit einem solchen Mittel zu Hülfe, daß es besser gewesen wäre, wenn ich das Leben dort verloren hätte, als daß ich es damals auf eine so unerhörte Art behielt, um es nun in jeder Stunde tausend und tausendmal zu verlieren. Es brach nämlich unerwartet eine große Menge Türken in den Garten ein, welche auf zwei Raubgaleeren aus Viserta gehörten und ohne weder von den Schildwachen auf den Thürmen und am Ufer, noch von den Strandwächtern bemerkt zu werden, in einer nahen Bucht gelandet waren. Als meine Gegner sie erblickten, ließen sie mich und setzten sich mit so großer Eile in Sicherheit, daß die Türken von allen, die im Garten waren, nicht mehr, als drei Personen fangen konnten, nebst Leoniſſen, die noch immer ohnmächtig war. Mich selbst überwältigten sie, nachdem ich vier bedeutende Wunden empfangen hatte, welche ich aber vorher an vier Türken rächte, die ich todt zu Boden streckte. Die Türken führten diesen Ueberfall mit ihrer gewöhnlichen Geschwindigkeit aus, und nicht sehr zufrieden mit dem Erfolge desselben, da er ihnen so viel gekostet hatte, schifften sie sich wieder ein, gingen sogleich unter Seegel und kamen bald nach der Insel Fabiana. Dort hielten sie Musterung, um zu sehen, was ihnen für Leute fehlten, und da sie fanden, daß die Todten vier von den Soldaten waren, die sie Levantes nennen, und zwar

von ihren besten und geachtetsten, so wollten sie an mir Rache nehmen, weßhalb der Befehlshaber der Hauptgaleere befahl, den Mast niederzulassen und mich daran zu hängen. Alles das sah Leoniſſa, die schon wieder zu sich gekommen war, und da sie sich in der Gewalt der Corsaren erblickte, vergoß sie eine Menge reizender Thränen, rang ihre zarten Hände, sprach kein Wort und hörte aufmerksam zu, um zu versuchen, ob sie nicht etwas von dem verstehen könnte, was die Türken redeten; aber einer von den Christen, die an den Rudern waren, sagte auf italienisch zu ihr, daß der Befehlshaber geboten habe, jenen Christen (hier zeigte er auf mich) zu hängen, weil derselbe bei seiner Vertheidigung vier der besten Soldaten von den Galeoten getödtet hätte. Als Leoniſſa dies hörte (es war das erstemal, daß sie sich mitleidig gegen mich bezeigte), bat sie den Sklaven, den Türken zu sagen, daß sie mich nicht aufhängen möchten, weil sie dadurch ein großes Lösegeld verlieren würden, sondern sie möchten nach Trapana zurückkehren, wo man mich sogleich auslösen würde. Dies, sage ich, war das erste, und wird auch wohl das letzte Mitleid seyn, welches Leoniſſa gegen mich zeigte, ob es gleich nur zu meinem größern Unglück diente. Als die Türken hörten, was der Sklav ihnen sagte, glaubten sie es, und der Eigennutz überstimmte ihren Zorn. Am andern Morgen zogen sie die Friedensflagge auf und kehrten nach Trapano zurück. Ich hatte die Nacht so schmerzlich zugebracht, wie man es wohl denken kann, nicht sowohl wegen mei-

ner Wunden, als vielmehr, weil ich die Gefahr einsah, in welcher meine grausame Feindin sich unter diesen Barbaren befand. Als sie bei der Stadt angekommen waren, lief eine Galiote in den Hafen ein, während die andere außerhalb desselben liegen blieb. Sogleich bekränzte sich das Ufer mit Christen, der schöne Cornelio aber stand von weitem und sah zu, was in der Galiote vorging. Mein Haushofmeister kam alsbald hinzu, um wegen meiner Auslösung zu unterhandeln, ich gebot ihm aber, auf keine Weise an meine, sondern nur an Leoniſſens Freiheit zu denken und für sie mein ganzes Vermögen hinzugeben; ferner gebot ich ihm, auf das Land zurückzukehren und Leoniſſens Eltern zu sagen, sie möchten ihn wegen der Freiheit ihrer Tochter unterhandeln lassen, sich selbst aber nicht darum bemühen. Nachdem dies geschehen war, verlangte der Oberbefehlshaber, welcher ein griechischer Renegat war und Iſſuf hieß, für Leoniſſen sechstausend, und für mich viertausend Thaler, und sagte, daß er die Eine nicht ohne den Andern hergeben würde. Er forderte, wie ich später erfuhr, diese große Summe, weil er in Leoniſſen verliebt war und sie nicht losgeben wollte; er gedachte vielmehr, mich, um den Preis von viertausend Thaler, und tausend Thaler baar, welches zusammen fünftausend Thaler betrug, dem Befehlshaber der andern Galiote zu geben, mit welchem er die gemachte Beute theilen mußte, Leoniſſen aber für die andern fünftausend Thaler selbst zu behalten, und dies war die Ursache, warum er uns Beide zusam-

men auf zehntausend Thaler schätzte. Leoniſſens Eltern boten von ihrer Seite nichts, weil ſie ſich an das Verſprechen hielten, welches mein Haushofmeiſter ihnen gegeben hatte, und auch Cornelio rührte ſich bei dieſem Handel nicht im geringſten; alſo ſchloß mein Haushofmeiſter nach vielen Reden und Gegenreden die Sache ſo ab, daß er für Leoniſſen fünftausend und für mich dreitausend Thaler geben wollte. Iſſuf, vom Zureden ſeines Gefährten und ſeiner Soldaten dazu bewogen, nahm das Anerbieten an; da aber mein Haushofmeiſter eine ſo große Summe Geldes nicht vorräthig hatte, ſo verlangte er drei Tage Friſt, um es zuſammen zu bringen, mit dem Vorſatze, mein Eigenthum loszuſchlagen, bis das Löſegeld voll wäre. Iſſuf war froh darüber, denn er hoffte in dieſer Zeit Gelegenheit zu finden, die Uebereinkunft nicht vor ſich gehen zu laſſen; er ging alſo nach der Inſel Fabiano zurück und ſagte, daß er nach drei Tagen wiederkommen und das Geld abholen wollte. Das böſe Schickſal aber, welches noch nicht müde war, mich zu mißhandeln, fügte es, daß eine Schildwache, welche die Türken auf dem höchſten Punkte der Inſel aufgeſtellt hatten, weit im Meere ſechs lateiniſche Seegel entdeckte und meinte (wie es auch der Fall war), daß es entweder das maltheſiſche, oder irgend ein ſicilianiſches Geſchwader ſeyn müßte. Die Schildwache kam eilig herunter, um dieſe Nachricht zu überbringen, und die Türken, welche an das Land gegangen waren, theils um zu eſſen, theils um ihre Kleider zu waſchen, ſchifften

ſich in einem Augenblick ein, lichteten die Anker mit einer unerhörten Geſchwindigkeit, übergaben die Ruder dem Waſſer und die Seegel dem Winde, ſteuerten nach der Barbarei zu und verloren in weniger, als zwei Stunden die Galeeren aus dem Geſicht, weßhalb ſie, gedeckt von der Inſel und der einbrechenden Nacht ſich von der gehabten Furcht erholten. Ich überlaſſe es Deiner Beurtheilung, Freund Mahamut, wie ſehr mein Geiſt bei dieſer Reiſe leiden mußte, welche dem, was ich hoffte, ſo ſehr entgegengeſetzt war, vorzüglich, da die Türken, nachdem die Galioten des andern Tages auf der Mittagsſeite der Inſel Pantanalea angelangt waren, an das Land ſprangen, um, wie ſie es nennen, Holz und Fleiſch einzunehmen, und ich nun ſah, daß ſie anfingen, alle gemachte Beute zu theilen — jede dieſer Handlungen war für mich ein langſamer Tod. Wie nun die Reihe der Theilung an mich und Leoniſſen kam, gab Iſſuf Fetalia'n (ſo hieß der Befehlshaber der andern Galiote) ſechs Chriſten, nämlich vier davon zum Rudern und zwei wunderſchöne griechiſche Knaben, und mich noch dazu, um Leoniſſen für ſich zu behalten, womit Fetalia zufrieden war. Ich war nun wohl bei dem allen gegenwärtig, konnte aber doch nicht verſtehen, was ſie ſprachen (ob ich gleich wußte, was ſie machten), und würde auch die Art der Theilung nicht eingeſehen haben, wenn Fetalia nicht auf mich zugekommen wäre und in italieniſcher Sprache zu mir geſagt hätte: Chriſt, nun biſt Du mein; man hat Dich mir für zweitauſend Goldthaler

angerechnet, und wenn Du Deine Freiheit haben willst, so mußt Du mir viertausend geben, oder bei mir sterben. — Ich fragte ihn, ob auch die Christin sein Eigenthum sey? Er verneinte es aber und sagte, Issuf hätte sie behalten, mit dem Vorsatze, sie zur Mohrin zu machen und zu heirathen. Und so war es auch, denn es sagte mir es einer von den Ruderſklaven, welcher das Türkische gut verstand und Issufen und Fetalia'n mit einander hatte unterhandeln hören. Ich bat meinen Herrn, er möchte es so einrichten, daß er die Christin behielte, und dann wollte ich ihm für ihre Auslösung allein zehntausend Thaler in Golde geben. Er antwortete: dies sey nicht möglich, indeß wollte er Issufen die große Summe bekannt machen, die ich für die Christin böte; jener würde sich alsdann vielleicht durch den Eigennutz bewegen lassen, sein Vorhaben zu ändern und sie auslösen zu lassen. Er that es, befahl aber auch allen Leuten seiner Galiote, sich sogleich einzuschiffen, weil er nach Tripolis in der Barbarei gehen wollte, wo er zu Haus war. Auch Issuf entschloß sich, nach Biserta zu gehen; sie schifften sich also mit derselben Eilfertigkeit ein, die sie anzuwenden pflegen, wenn sie entweder Galeeren erblicken, die sie fürchten müssen, oder Fahrzeuge, die sie wegnehmen wollen; zu dieser Eile aber bewog sie der Umstand, daß das Wetter sich ändern und Sturm eintreten zu wollen schien. Leoniſſa war am Lande, jedoch so entfernt von mir, daß ich sie nicht sehen konnte, und nur in dem Augenblicke der Einschiffung

kamen wir am Ufer zusammen. Ihr neuer Herr und noch neuerer Liebhaber führte sie an der Hand; als sie die Treppe betrat, welche vom Lande nach der Galiote führte, sah sie sich nach mir um, und meine Augen, die sich nicht von ihr wegwendeten, betrachteten sie mit so zärtlichem, schmerzlichem Gefühl, daß mich auf einmal, ohne daß ich wußte, wie, eine Nebelwolke des Gesichts beraubte und ich ohne Gefühl zu Boden stürzte. Ich erfuhr später, daß Leoniſſen dasselbe begegnet sey, denn man hatte sie von der Treppe in's Meer fallen, Issufen aber sich ihr nachstürzen und sie in seinen Armen herausholen sehen. Dies erzählte man mir in der Galiote meines Herrn, wohin man mich, von mir unbemerkt, gebracht hatte; als ich aber von meiner Ohnmacht wieder zu mir kam, mich allein in der Galiote erblickte und sah, daß die zweite einen andern Weg einschlug, sich von uns entfernte und die Hälfte meiner Seele, oder vielmehr meine ganze Seele mit sich nahm, da brach mein Herz auf's neue, auf's neue verwünschte ich mein Schicksal, rief laut den Tod herbei, und meine Klagen waren so heftig, daß mein Herr, den es langweilte, mich anzuhören, mich mit einem großen Prügel zu mißhandeln drohte, wenn ich nicht schwiege. Ich unterdrückte meine Thränen, hielt meine Seufzer zurück und hoffte, sie würden durch die Gewalt, die ich ihnen anthat, so viel Kraft bekommen, daß sie der Seele, welche so sehr strebte, sich dieses elenden Körpers zu entäußern, einen Ausweg bahnen könnten. Allein das Schicksal,

welches noch nicht zufrieden damit war, mich in eine so bedrängte Lage versetzt zu haben, beschloß, Alles zu enden und mir die letzten Hoffnungen zur Rettung abzuschneiden, denn in einem Augenblicke brach der Sturm aus, den man schon gefürchtet hatte, und der Südwind, der uns entgegen blies, begann mit solcher Gewalt zuzunehmen, daß wir uns wenden und das Fahrzeug mußten treiben lassen, wohin der Wind es führen wollte. Der Befehlshaber hatte den Plan, die Spitze der Insel zu umschiffen und an der Nordküste Schutz zu suchen; allein es geschah ganz das Gegentheil seines Vorhabens, denn der Wind stürmte so wüthend, daß wir in wenig mehr, als vierzehn Stunden so weit zurückgeschleudert wurden, als wir in zwei ganzen Tagen und Nächten geschifft, und uns sechs bis sieben Meilen von derselben Insel befanden, von welcher wir ausgelaufen waren. Ohne Hülfe mußten wir an derselben anfahren, und zwar nicht auf den Strand, sondern an mehrern sehr hohen Felsen, die wir erblickten und die uns mit einem unvermeidlichen Tode bedrohten. Nicht weit von uns sahen wir die Galiote, welche uns begleitet hatte und auf welcher sich Leonissa befand. Die Türken sowohl, als die Ruderſklaven strengten sich an, sie mittelst der Ruder zu erhalten, um nicht gegen die Felsen zu fahren; dasselbe thaten die unsrigen, allein, wie es schien, mit besserem Erfolge, denn die auf der andern, welche von der Arbeit ermüdet, der Heftigkeit des Windes und des Sturmes unterlagen, warfen die Ruder weg und ließen sich vor unsern An-

gen gegen die Felsen treiben, an denen die Galiote einen so heftigen, furchtbaren Stoß erlitt, daß sie gänzlich zertrümmert wurde. Die Nacht brach ein, und sowohl das Geschrei derer, welche untergingen, als auch derer in unserm Fahrzeuge, welche unterzugehen fürchteten, war so groß, daß keine von den Anordnungen unseres Befehlshabers weder verstanden noch vollstreckt wurde; nur darauf achtete man, daß man die Ruder nicht aus den Händen ließ und das Mittel ergriff, wieder vor den Wind zu kommen und zwei Anker auszuwerfen, um den Tod, den man für gewiß hielt, noch einige Zeit aufzuhalten. Ob nun gleich die Todesfurcht allgemein war, so fand doch bei mir ganz das Gegentheil Statt, denn in der trügerischen Hoffnung, in jener Welt diejenige wieder zu sehen, welche vor so kurzer Zeit diese Welt hier verlassen hatte, war jeder Augenblick, den die Galiote zögerte, unterzugehen, oder an den Felsen zu scheitern, für mich ein Jahrhundert des peinlichsten Todes. Die hohen Wellen, die über das Fahrzeug und mein Haupt hinweg flutheten, machten mich aufmerksam, zu sehen, ob in ihnen der Körper der unglücklichen Leonissa daher geschleudert würde. Ich will mich jetzt nicht damit aufhalten, Mahamut, Dir ausführlich den Schrecken, die Furcht, die Angst und die Gedanken zu schildern, die mich in dieser langen, bittern Nacht durchstürmten, denn ich würde sonst gegen mein erstes Versprechen handeln, daß ich Dir die Geschichte meines Unglücks in der Kürze erzählen wollte; genug, sie waren so heftig und von der Art,

daß der Tod, wenn er zu jener Zeit gekommen wäre, wenig Mühe würde gehabt haben, mir das Leben zu rauben. Der Tag brach an, zeigte aber auch, daß er noch stürmischer werden wollte, als der vorige, und wir fanden, daß das Schiff sich ziemlich gewendet, von den Felsen eine gute Strecke entfernt und einer Spitze der Insel nahe gekommen war. Da sich nun Türken und Christen so nahe daran sahen, sie umschiffen zu können, bewerkstelligten wir dies mit neuer Hoffnung und neuen Kräften nach Verlauf von sechs Stunden und fanden das Meer stiller und ruhiger, so daß wir uns leichter der Ruder bedienen konnten. Als wir bei der schützenden Insel angekommen waren, fanden die Türken Gelegenheit, an das Land zu steigen, um nachzusehen, ob nicht einige Trümmer von der Galiote da wären, welche den Abend vorher an den Felsen gescheitert war; aber noch wollte mir der Himmel den gehofften Trost nicht gewähren, Leoniſſens Körper in meinen Armen zu halten, denn wenn er auch todt und zerschmettert gewesen wäre, so würde ich mich doch gefreut haben, ihn zu sehen, um jene Unmöglichkeit zu brechen, welche mein Unstern der Vereinigung mit ihr, die meine heißen Wünsche so sehr verdienten, in den Weg legte. Ich bat also einen Renegaten, der auch an das Land gehen wollte, daß er suchen und nachsehen möchte, ob das Meer den geliebten Leichnam an das Ufer geworfen hätte. Wie ich aber schon gesagt habe, der Himmel verweigerte mir dies alles, denn in demselben Augenblick erneuerte sich die Heftigkeit

des Windes so sehr, daß der Schutz der Insel uns nicht von dem geringsten Nutzen mehr war. Als Fe-ralia dies sah, mochte er dem Schicksale, welches ihn so sehr verfolgte, keinen Widerstand mehr lei-sten; er befahl also, das Fockſegel beizusetzen, übrigens schwach zu segeln, und trieb nun wieder vor dem Winde hin, wobei er selbst an's Steuer trat, und in's offene Meer lief, voll Zuversicht, daß kein Hinderniß seinen Weg stören würde. Die Ruder waren eingenommen und lagen im mittlern Gange, und die Mannschaft saß auf den Bänken und Brust-wehren, ohne daß man auf der ganzen Galiote einen andern Menschen gesehen hätte, als den Rudervoigt, der sich zu seiner größern Sicherheit an einen Balken hatte festbinden lassen. Das Fahrzeug flog mit einer solchen Leichtigkeit dahin, daß wir in drei Tagen und drei Nächten im Angesicht von Trapana, Me-lasso und Palermo, so wie auch dem Leuchtthurme von Messina vorbeisegelten, zum Erstaunen und Schrecken derer, welche darin waren, so wie auch derer, welche uns vom Lande aus erblickten. Kurz, um in der Erzählung dieses Sturmes nicht eben so weitläuftig zu seyn, wie er selbst hartnäckig war, sage ich Dir, daß wir ermüdet, hungrig und er-schöpft von dem langen Wege (denn wir hatten ja die ganze Insel Sicilien umschifft), zu Tripolis in der Barbarei anlangten, wo mein Herr (noch ehe er mit seinen Soldaten wegen der Beute Abrechnung gehalten, ihnen ihren Antheil, und dem Dey, wie es gebräuchlich ist, sein Fünftel davon gegeben hatte)

von einem solchen Seitenstechen überfallen wurde, daß er nach drei Tagen zur Hölle fuhr. Der Dey von Tripolis und der Aufseher über die Todten, den der Großsultan dort hält, welcher Letztere, wie Du weißt, der Erbe aller derer ist, die ohne andere Erben das Leben verlassen, diese Beiden nahmen das ganze Vermögen Fetalia's, meines Herrn, in Besitz, und ich fiel dem anheim, der damals Vicekönig von Tripolis war, nach vierzehn Tagen aber die Bestallung als Pascha von Cypern erhielt. Mit ihm bin ich hierher gekommen, ohne daß ich den Versuch gemacht hätte, mich loszukaufen, und ob er mir gleich mehrmals gesagt hat, daß ich es thun sollte, weil ich, wie ihm die Soldaten Fetalia's gesagt hätten, ein vornehmer Mann wäre, so habe ich dieser Meinung doch niemals beigepflichtet, sondern ihm vielmehr gesagt, diejenigen hätten ihn getäuscht, die ihm große Dinge von meinem Vermögen erzählt hätten. Willst Du nun, Mahamut, daß ich Dir meine Gedanken gänzlich entdecken soll, so mußt Du wissen, daß ich gar kein Verlangen habe, wieder an einen Ort zu kommen, wo ich den geringsten Trost finden könnte, sondern der Schmerz und das Andenken an Leoniſſens Tod, die mich ohnehin niemals verlassen, mögen sich vielmehr mit der Sklaverei vereinigen, um mich dahin zu bringen, daß ich nie mehr Freude über das Leben fühle. Und wenn es wahr ist, daß fortwährender Schmerz sich nur gewaltsam endigt, oder denjenigen ein Ende nehmen läßt, der ihn leidet, so wird auch der meinige nicht verfehlen, dies zu bewirken,

denn ich gedenke ihm die Zügel so schießen zu lassen, daß er in wenigen Tagen ein Leben endigen muß, welches ich so ganz wider meinen Willen ertrage. Dies, lieber Mahamut, ist meine traurige Geschichte, dies die Ursache meiner Seufzer, meiner Thränen; sieh nun selbst und erwäge, ob es nicht hinlänglich ist, sie aus meinem Innersten hervorzupressen und in meinem erschöpften Herzen zu erzeugen. Leoniſſa ist todt, und mit ihr meine Hoffnung; denn wenn auch die Hoffnung, die ich während ihres Lebens hatte, nur an einem schwachen Haare schwebte, so war es doch immer . . . "

Und bei diesem immer klebte ihm die Zunge am Gaumen, so daß er kein Wort mehr sprechen, noch seine Thränen zurückhalten konnte, welche stromweise (wie man zu sagen pflegt) und in solchem Ueberfluß über sein Gesicht herabströmten, daß sie den Fußboden benetzten. Mahamut weinte mit ihm; nachdem aber der erste, durch die Erinnerung an so traurige Begebenheiten verursachte Schmerz vorüber war, suchte Mahamut Ricardo'n so gut zu trösten, als er es nur vermochte; dieser unterbrach ihn aber und sagte zu ihm:

„Du kannst weiter nichts thun, Freund, als mir einen Rath geben, wie ich es anfangen muß, um mich bei meinem Herrn, und bei allen, mit denen ich umgehe, verhaßt zu machen, damit, wenn ich von Allen verabscheut werde, mich auch Alle so mißhandeln und verfolgen, Schmerz an Schmerz, und Kummer an Kummer gereiht werde, und ich in kurzer

Zeit das erlange, wonach ich so heiß mich sehne, nämlich das Ende meines Lebens.“

„Jetzt finde ich,“ sprach Mahamut, „es sey Wahrheit, was man zu sagen pflegt, daß man nämlich das, was man zu fühlen vermöchte, auch sagen könnte, wenn auch das Gefühl zuweilen die Sprache verstummen macht; dem sey indeß, wie ihm wolle, Freund Ricardo; mag Dein Schmerz Deiner Beschreibung desselben gleich kommen, oder mag die Beschreibung ihn übertreiben, so wirst Du in mir immer einen wahren Freund finden, sowohl zum Helfen, als zum Rathen; denn ungeachtet meine Jugend und die Thorheit, die ich begangen habe, dieses Kleid anzuziehen, die Stimmen gegen mich erheben, daß man keiner von den beiden Sachen, die ich Dir anbiete, trauen, noch sich darauf verlassen kann, so werde ich mich doch so zu betragen streben, daß dieser Verdacht nicht zur Wahrheit werde, noch eine solche Meinung sich als Gewißheit behaupten könne. Willst Du nun auch weder Rath noch Hülfe annehmen, so werde ich doch nicht unterlassen, das zu thun, was Dir gut ist, wie man es mit dem Kranken zu machen pflegt, welcher das verlangt, was man ihm nicht giebt, und nur das bekommt, was ihm zuträglich ist. In dieser ganzen Stadt ist Niemand, der mehr gilt und mehr vermag, als der Cadi, mein Herr, und selbst der Deinige, der als Vicekönig hierher kommt, wird nicht so viele Macht haben; da es sich nun wirklich so verhält, so kann ich behaupten, daß ich derjenige in der Stadt bin,

der am meiſten vermag, denn über meinen Herrn vermag ich alles, was ich nur will. Ich ſage Dir das, weil es uns vielleicht zu der Möglichkeit führen kann, Dich in ſeine Dienſte zu bringen, und wenn Du einmal in meiner Geſellſchaft biſt, dann wird uns die Zeit lehren, was wir zu thun haben, um Dich zu tröſten, wenn Du Troſt annehmen willſt und kannſt, und um mich aus dieſer Lebensart in eine beſſere, oder wenigſtens an einen Ort zu verſetzen, wo ich die jetzige mit größerer Sicherheit verlaſſen kann.“

„Ich danke Dir, Mahamut,“ antwortete Ricardo, „für die Freundſchaft, die Du mir anbieteſt, ob ich gleich überzeugt bin, daß Du mit allem, was Du nur thun magſt, nichts wirſt zu thun im Stande ſeyn, was zu meinem Vortheil ausſchlüge; laß uns aber jetzt davon abbrechen und nach den Zelten gehen, denn wie ich ſehe, kommen viele Leute aus der Stadt, und ohne Zweifel iſt es der alte Vicekönig, welcher herauskommt, um meinem Herrn Platz zu machen zum Einzuge in die Stadt und zur Uebernahme ſeines Amtes.“

„Es iſt ſo, komm alſo, Ricardo; Du wirſt die Feierlichkeiten ſehen, mit welchen ſie ſich empfangen, und ich weiß, daß es Dir Vergnügen machen wird.“

„So wollen wir in Gottes Namen gehen; vielleicht bedarf ich Deiner, wenn etwa meines Herrn Gefangenwärter mich vermißt hat, welcher ein corſiſcher Renegat und eben nicht mitleidig iſt.“

Hiermit endigten ſie das Geſpräch, und kamen

gerade bei den Zelten an, als eben der alte Pascha anlangte, und der neue herauskam, um ihn am Eingange des seinigen zu empfangen. Ali Pascha (so hieß der, welcher die Regierung verließ) kam in Begleitung aller Janitscharen, welche, ungefähr fünfhundert an der Zahl, die gewöhnliche Besatzung von Nicosia ausmachten, seit die Türken diese Stadt erobert hatten. Sie kamen in zwei Abtheilungen oder Reihen, die eine mit Flinten, die andere mit gezogenen Säbeln bewaffnet; so gelangten sie zu dem Zelte des neuen Pascha Hassan und schlossen einen Kreis darum, Ali Pascha aber neigte den Körper und machte dem Hassan eine Verbeugung, welche dieser mit einer weniger tiefen erwiederte. Hierauf trat Ali in Hassans Zelt, welchen Letztern die Türken auf ein muthiges, reich geschmücktes Pferd hoben, ihn rund um die Zelte her und ein großes Stück in das Feld führten und dabei in ihrer Sprache laut riefen und schrien: Es lebe, es lebe Sultan Soliman und Hassan Pascha, sein Statthalter! Dies wiederholten sie vielmal, wobei sie ihre Stimmen und ihr Geschrei immer mehr erhoben; hierauf brachten sie ihn wieder nach dem Zelte, wo Ali Pascha geblieben war, und dieser, nebst dem Cadi und Hassan blieben um eine Stunde lang allein verschlossen. Mahamut sagte zu Ricaldo'n, sie hätten sich eingeschlossen, um das zu überlegen, was Bezug auf die Geschäfte hätte, die Ali angefangen verließ. Kurz darauf kam der Cadi heraus an den Eingang des Zeltes und rief laut in türkischer, arabischer und grie-

chiſcher Sprache, daß alle diejenigen, welche eintreten wollten, um Beſchwerden oder irgend etwas anderes gegen Ali Paſcha anzubringen, freie Erlaubniß dazu hätten, denn hier wäre Haſſan Paſcha, den der Großherr zum Vicekönig von Cypern ernannt hätte, und der ihnen Recht und Gerechtigkeit ertheilen würde. Auf dieſe Erlaubniß ließen die Janitſcharen den Eingang des Zeltes unbeſetzt, und machten Platz, daß alle, welche Luſt dazu hatten, eintreten konnten. Mahamut führte Ricardo'n hinein, welchen man, als einem Sklaven Haſſans, den Zutritt nicht verwehrte. Es kamen ſowohl griechiſche Chriſten hinzu, als auch Türken, um Gerechtigkeit zu verlangen, und zwar wegen ſo unbedeutender Dinge, daß der Cadi die meiſten entſchied, ohne den Gegnern die Acten einzuhändigen, und ohne Beſcheid, Fragen und Antworten, denn alle Rechtsfälle (Eheſachen ausgenommen), werden ſtehendes Fußes, im Augenblick abgethan, und man folgt dabei mehr der geſunden Vernunft, als irgend einem Geſetze, und unter dieſen Barbaren (wenn ſie es anders in dieſem Stücke ſind) iſt der Cadi rechtmäßiger Richter in allen Fällen, die er auch ſehr kurz entſcheidet, ohne daß man gegen ſein Urtheil an ein anderes Tribunal appelliren könnte. Indem trat ein Chauz (ſo viel wie Gerichtsdiener) ein und ſagte, daß vor dem Zelte ein Jude ſey, der eine wunderſchöne Chriſtin zu verkaufen habe, und der Cadi befahl, ihn eintreten zu laſſen. Der Gerichtsdiener entfernte ſich, kam ſogleich zurück, und mit ihm ein ehrwürdiger Jude,

welcher ein in Barbareskentracht so herrlich gekleidetes und geschmücktes Frauenzimmer an der Hand führte, daß die reichste Mohrin aus Fez oder Marocco ihr nicht würde gleich gekommen seyn, ob diese gleich in der Kunst, sich zu kleiden, den Vorzug vor allen Afrikanerinnen haben, wenn auch selbst die Algiererinnen mit ihren vielen Perlen dabei in's Spiel kämen. Ihr Gesicht war mit carmoisinrothem Taffet bedeckt; um die Knöchel der entblößten Füße erblickte man zwei Carcaxen (so heißen die Fußspangen auf arabisch), die, wie es schien, von reinem Golde waren; an den mit einem Gewande von feinem Zeuge bedeckten Armen schimmerten ebenfalls goldne, mit vielen Perlen besetzte Bänder hindurch, kurz, ihre Kleidung war kostbar und schön geordnet. Der Cadi und die beiden Pascha's waren von diesem ersten Anblick überrascht, und ehe sie noch irgend etwas anderes redeten oder fragten, befahlen sie dem Juden, der Christin zu sagen, daß sie den Schleier aufheben möchte. Es geschah, und sie enthüllte ein Antlitz, welches allen Gegenwärtigen die Augen blendete und die Herzen erfreute, so wie die Sonne, welche, hinter düstere Wolken verborgen, sich nach langer Finsterniß den Augen derer zeigt, die auf sie hoffen. So groß war die Schönheit der Christensklavin, so groß war ihr Glanz, ihre Anmuth; auf wen aber das eben enthüllte Licht den meisten Eindruck machte, das war der bedauernswürdige Ricardo, welcher dasselbe besser, als jedes andere kannte, denn es war seine grausame, geliebte Leoniffa, die er

schon so oft und mit so vielen Thränen für todt gehalten und beweint hatte. Ali's Herz wurde bei dem unerwarteten Anblick der unvergleichlichen Schönheit dieser Christin von Amors Pfeil durchdrungen; eine gleiche Verwundung fand bei Hassan Statt, ja selbst der Cadi blieb nicht verschont vom Strahle der Liebe, war erstaunter, als alle Andern und wandte seine Augen gar nicht von Leonissen ab. Um nun die mächtige Gewalt der Liebe noch zu steigern, so entstand in einem und demselben Augenblicke in den Herzen aller Drei eine, wie es schien, zuversichtliche Hoffnung, zum Besitze des schönen Mädchens zu gelangen; ohne also wissen zu wollen, wie, wo, oder wann sie in die Gewalt des Juden gekommen sey, fragten sie denselben nach dem Preise, den er forderte. Der Jude verlangte viertausend Dublonen, das ist so viel, als zweitausend Thaler. Kaum hatte er den Preis genannt, als Ali Pascha sagte, daß er ihn geben und sogleich in seinem Zelte auszahlen wollte; allein Hassan Pascha, der sie nicht zu lassen gedachte, und wenn es ihn auch das Leben kosten sollte, sagte:

„Ich selbst gebe die viertausend Dublonen für sie, welche der Jude verlangt, ob ich sie gleich nicht geben, oder Ali's Willen zuwider seyn würde, wenn ich nicht durch eine Ursache dazu veranlaßt würde, welche, wie er selbst sagen wird, mich dazu zwingen und verpflichten muß. Diese schöne Sklavin nämlich gehört nicht für uns, sondern allein für den Großherrn; daher sage ich, daß ich sie in seinem Namen

kaufe, und nun will ich sehen, wer so verwegen seyn wird, sie mir zu entreißen?“

„Das will ich,“ antwortete Ali, „denn ich will sie diesem Juden zu demselben Zweck abkaufen, und für mich ist es passender, dem Großherrn dies Geschenk zu machen, weil ich sie ganz bequem sogleich mit nach Constantinopel nehmen und mir dadurch die Gunst des Sultans erwerben kann; denn da ich, wie Du siehst, Hassan, ganz ohne Amt bin, so ist es nothwendig, daß ich Mittel suche, wieder eine Anstellung zu erhalten, während Du auf drei Jahre versichert bist, weil Du heut die Regierung des überreichen Königreichs Cypern antrittst. Aus diesen Ursachen nun, und weil ich der Erste gewesen bin, der den verlangten Preis für die Sklavin geboten hat, ist es billig, Hassan, daß Du mir sie überlässest.“

„Um so mehr Dank verdiene ich, wenn ich sie dem Großherrn verschaffe und überschicke, indem ich es thue, ohne daß der geringste Eigennutz mich dazu bewegt; und was die Bequemlichkeit, sie fortzubringen, betrifft, so werde ich mit meinen eigenen Schiffsleuten und Sklaven zu diesem Behuf eine Galiote bemannen.“

Ali gerieth über die Worte in Wuth, sprang auf, ergriff den Säbel und rief:

„Hassan, da wir Beide dieselbe Absicht haben, nämlich diese Christin dem Großherrn zu schenken und sie zu ihm zu schaffen, ich aber der erste Käufer gewesen bin, so ist es vernünftig und gerecht, daß Du sie mir überlässest, und wenn Du anders denkst,

so soll der Säbel, den ich in der Faust halte, mein Recht vertheidigen und Deine Verwegenheit bestrafen."

Der Cadi, welcher alles dies aufmerksam mit anhörte und nicht weniger entbrannt war, als die beiden Pascha's, fürchtete, die Christin zu verlieren, dachte darüber nach, wie er das heftige Feuer, welches sich entzündet hatte, dämpfen und zugleich die Christin für sich behalten könnte, ohne daß man seine böse Absicht vermuthete; er erhob sich deshalb, stellte sich zwischen die zwei Pascha's, die ebenfalls aufgestanden waren, und sagte:

„Halte an Dich, Hassan, und Du, Ali, sey ruhig, denn ich bin hier und will und kann Euern Streit auf eine Art schlichten, daß Ihr Beide Eure Absicht erreichet, dem Großherrn, wie Ihr es wünscht, einen Dienst zu erweisen, und derselbe Euch Beiden zum Danke verpflichtet werde."

Sie gehorchten sogleich den Worten des Cadi und würden es gethan haben, wenn er auch etwas Anderes, noch Schwereres von ihnen verlangt hätte, so groß ist die Ehrfurcht, welche diese Ungläubigen vor ihren alten Leuten haben.

„Du sagst, Ali," fuhr der Cadi fort, „daß Du diese Christin für den Großherrn haben willst, und Hassan sagt dasselbe; Du behauptest, sie müsse Dein seyn, weil Du zuerst den verlangten Preis geboten hast, Hassan aber widerspricht Dir, und ob er nun gleich keinen Grund für seinen Widerspruch anzuführen vermag, so finde ich doch, daß er eben so viel Recht hat, als Du, da er ohne Zweifel in

demselben Augenblicke, wie Du, das Vorhaben gefaßt hat, die Sklavin, und zwar auch zu demselben Zwecke, zu kaufen, und Du hast nur den Vortheil, Dich zuerst erklärt zu haben; dies ist aber kein Grund, seine gute Absicht gänzlich zu zerstören, deßhalb scheint es mir gut zu seyn, wenn Ihr Euch auf folgende Art vereinigt: Die Sklavin mag Euch Beiden angehören, da sie aber für den Großherrn bestimmt ist, so muß es auch seiner Willkühr allein überlassen bleiben, über sie zu bestimmen; indeß bezahlst Du, Hassan, zweitausend Dublonen, und Ali ebenfalls zweitausend; die Sklavin aber bleibt einstweilen in meinen Händen, daß ich sie in Beider Namen nach Constantinopel schicke, um nicht ganz ohne Dank zu bleiben, wäre es auch nur, weil ich mich gegenwärtig befunden habe. Ich erbiete mich daher, sie auf meine Kosten fortzuschicken, und zwar mit der Würde und dem Anstande, welche demjenigen zukommen, dem sie gesendet wird, wobei ich dem Großherrn alles schreiben werde, was hier vorgefallen ist, so wie auch, daß Ihr Beide den besten Willen gezeigt habt, ihm zu dienen."

Die beiden verliebten Türken vermochten es in keiner Hinsicht, dem Cadi zu widersprechen, und ob sie gleich einsahen, daß sie auf diese Art ihre Absicht nicht erreichen würden, so mußten sie doch der Meinung des Cadi nachgeben, und jeder von ihnen faßte in seinem Herzen eine, wenn auch nur zweifelhafte Hoffnung, noch zum Ziele seiner glühenden Wünsche zu gelangen. Hassan, welcher als Vicekönig von

Cypern zurück blieb, gedachte dem Cadi so viele Geschenke zu machen, daß derselbe dadurch überwunden und verpflichtet würde, ihm die Sklavin zu geben. Ali machte einen andern Anschlag, mittelst dessen er seine Wünsche sicher glaubte befriedigen zu können, und da jeder seinen Plan für unfehlbar hielt, so gingen sie leicht auf den Willen des Cadi ein, welchem die Christin mit Beider Bewilligung übergeben wurde. Sie zahlten nun Jeder zweitausend Dublonen, allein der Jude sagte, daß er sie dafür nicht mit den Kleidern geben könnte, die sie anhätte, weil diese auch noch zweitausend Dublonen werth wären; und das war auch der Fall, denn in den Haaren, welche sie theils frei auf den Schultern, theils zierlich geordnet und gelockt auf der Stirn trug, befanden sich einige Schnuren Perlen, welche auf eine außerordentlich reizende Art mit ihnen verflochten waren, und die Fuß und Armspangen waren ebenfalls voll großer Perlen; ihr Gewand war von grünem Sammt, ganz gestickt und mit Goldschnüren besetzt, kurz, sie meinten Alle, der Jude wäre nicht unbillig in seiner Forderung für die Kleidung, und der Cadi, der sich nicht weniger freigebig zeigen wollte, als die beiden Pascha's, sagte, er wolle diese Summe bezahlen, damit die Sklavin dem Großherrn in derselben Kleidung vorgestellt würde. Die beiden Mitbewerber waren das zufrieden, und jeder von ihnen glaubte, daß noch Alles in seine Gewalt kommen würde.

Nun bleibt noch zu erwähnen übrig, was Ricardo fühlte, als er seine Geliebte so verkaufen sah,

so wie die Gedanken, die ihn in diesem Augenblicke erfüllten, und den Schreck, der sich seiner bemächtigte, als er sich überzeugte, daß er sie nur wiedergefunden habe, um sie noch sicherer zu verlieren. Er konnte nicht begreifen, ob er schliefe, oder wachte, und glaubte das nicht, was seine Augen sahen; denn es schien ihm ganz unmöglich, daß er diejenige vor denselben sehen könnte, welche, wie er glaubte, die ihrigen auf immer geschlossen hätte. Er näherte sich seinem Freunde Mahamut und sagte zu demselben:

„Kennst Du sie nicht, Freund?“

„Ich kenne sie nicht,“ antwortete Mahamut.

„Nun, so mußt Du wissen, daß es Leoniſſa ist.“

„Was sagst Du, Ricardo?“

„Was Du gehört hast.“

„O so schweig und entdecke nichts; denn das Schicksal will Dir wohl und ist Dir günstig, weil sie in die Gewalt meines Herrn kommen wird.“

„Glaubst Du, daß es gut ist, wenn ich mich wohin stelle, daß sie mich sehen kann?“

„Nein, thue das nicht, damit Du sie nicht erschreckest; laß sie auch nicht merken, daß Du sie gesehen hast, denn dies könnte meinem Plane nachtheilig seyn.“

„Ich will Deine Meinung befolgen,“ sagte Ricardo, und suchte es zu vermeiden, mit seinen Augen denen Leoniſſens zu begegnen, welche die ihrigen, während dies zwischen Mahamut und Ricardo vorging, auf den Boden heftete und einige Thränen vergoß. Jetzt näherte sich ihr der Cadi, ergriff sie

bei der Hand und übergab sie dem Mahamut, welchem er befahl, sie nach der Stadt zu seiner Gemahlin Halima zu führen und derselben zu sagen, daß sie sie wie eine Sklavin des Großherrn behandeln sollte. Mahamut that es und ließ Ricardo'n allein, welcher mit den Augen seinem Stern folgte, bis Nicosia's Mauern denselben verbargen. Er näherte sich hierauf dem Juden und fragte ihn, wo er diese Christensklavin gekauft, oder wie er sie in seine Gewalt bekommen hätte? Der Jude antwortete ihm, er hätte sie auf der Insel Pantanalea von einigen Türken gekauft, welche dort Schiffbruch gelitten hätten. Er wollte weiter fortfahren, wurde aber daran gehindert, weil die Pascha's den Juden rufen ließen, welche ihn dasselbe fragten, was Ricardo so sehr zu wissen wünschte und um was er sich so viele Mühe gab, worauf ihn der Jude verließ.

Auf dem weiten Wege nach der Stadt, und während der Zeit, daß Mahamut sich der unvergleichlichen Schönheit Leonissens erfreuen konnte, fand er Gelegenheit, sie in italienischer Sprache zu fragen, aus welchem Orte sie wäre, worauf sie antwortete:

„Ich bin aus der Stadt Trapana, von edeln und reichen Eltern; ich selbst aber bin in jeder Hinsicht unglücklich.“

Mahamut fragte sie ferner, ob sie in jener Stadt einen Cavalier, Namens Ricardo, kennte, welcher durch seine persönlichen Verdienste edel, und durch seinen Reichthum angesehen sey.

Als Leoniſſa dies hörte, ſtieß ſie aus dem Innern ihres Herzens einen tiefen Seufzer aus und ſagte:

„Ja, ich kenne ihn, und zwar zu meinem größten Leiden und Unglück.“

„Wie denn zu Euerm Leiden?“ fragte Mahamut.

„Weil er mich zu dem ſeinigen und zu meinem Unglück kannte.“

„Und kanntet Ihr nicht vielleicht in derſelben Stadt auch noch einen andern, wohlgebildeten Cavalier, Namens Cornelio, den Sohn ſehr reicher Eltern, der an ſich ſelbſt ſehr tapfer, freigebig und klug war?“

„Auch dieſen kannte ich, und ich könnte ſagen, zu meinem noch größern Unglück, als Ricardo'n; allein wer ſeyd Ihr, mein Herr, der Ihr ſie kennt und mich nach ihnen fragt? Denn wahrſcheinlich hat mich der Himmel, zur Theilnahme bewegt durch das viele Leiden und Unglück, welches ich bis jetzt erduldet habe, an einen Ort geführt, wo ich, wenn ſich meine Leiden auch nicht enden, doch wenigſtens Jemand finde, der mich in denſelben tröſte.“

„Ich bin aus Palermo gebürtig, und durch verſchiedene Begebenheiten in dieſe Kleidung gekommen, welche ſo ſehr verſchieden iſt von der, die ich ſonſt zu tragen pflegte, und an der mein Herz noch hängt, ob ich dies gleich verbergen und geheim halten muß. Jene Beiden kenne ich, weil ſie vor Kurzem unter meiner Aufſicht waren. Cornelio'n nämlich nahmen

einige Mohren aus Tripolis in der Barbarei gefangen, und verkauften ihn an einen Türken, der auf diese Insel kam, wohin er Waaren brachte, denn er ist ein Kaufmann aus Rhodus, der so viel Glauben in Cornelio's Treue setzte und sich so auf denselben verließ, daß er ihm sein ganzes Vermögen anvertraute."

„Das wird er wohl zu bewahren wissen, denn er weiß auch das seinige recht gut in Acht zu nehmen; sagt mir aber, wie, oder mit wem kam Ricardo auf diese Insel?"

„Er kam mit einem Corsaren, der ihn gefangen nahm, als er sich eben in einem Garten am Ufer von Trapana befand. Mit ihm zugleich, sagte er, hätten sie auch ein Mädchen gefangen, deren Namen er mir aber niemals nennen wollte, ob er mir gleich sehr oft ihre Schönheit rühmte. Er war einige Tage hier mit seinem Herrn, der das Grab Mahomeds besuchen wollte (welches sich zu Mekka befindet), wurde aber zur Zeit der Abreise so schwach und niedergeschlagen, daß sein Herr ihn, weil er mein Landsmann war, bei mir zurück ließ, damit ich ihn, bis jener zurück käme, heilen und für ihn Sorge tragen, oder ihn, wenn sein Herr nicht wieder hierher käme, nach Constantinopel schicken sollte, indem er mir Nachricht geben würde, wann er dort einträfe. Der Himmel fügte es aber anders, denn der unglückliche Ricardo beschloß nach wenigen Tagen, ohne irgend einen Krankheitszufall, sein Leben, indem er beständig eine gewisse Leonissa rief, die er,

wie er mir sagte, mehr, als sein Leben und seine Seele geliebt hätte. Er sagte mir auch, diese Leoniſſa sey auf einer Galeote umgekommen, die an der Inſel Pantanalea geſcheitert wäre, und ihren Tod beweinte und beklagte er, bis er darüber ſelbſt ſo weit kam, das Leben zu verlieren, denn ich habe weder körperliche Krankheit, noch andere Schmerzen der Seele an ihm bemerkt.“

„Sagt mir doch, nannte jener junge Menſch, von welchem Ihr ſpracht, in ſeinen Geſprächen mit Euch (und die müſſen häufig vorgefallen ſeyn, da Ihr Landsleute ſeyd) nicht zuweilen dieſe Leoniſſa und erzählte die Art, auf welche er und Ricardo waren gefangen worden?“

„Wohl nannte er ſie und fragte mich, ob man eine Chriſtin dieſes Namens und mit den Kennzeichen, die er mir angab, auf dieſe Inſel gebracht hätte? Er würde ſich, fügte er hinzu, freuen, wenn er ſie fände, um ſie auslöſen zu können, im Falle ihr Herr ſchon wüßte, daß ſie nicht ſo reich wäre, als er vorher gedacht hätte; auch könnte es ſeyn, daß ſie derſelbe nach dem Genuſſe geringer ſchätzte, und wenn ſie nicht mehr koſtete, als drei- oder vierhundert Thaler, ſo wollte er dieſe gern für ſie hingeben, weil er einſt einige Neigung für ſie gehabt hätte.“

„Dieſe Neigung muß ſehr gering ſeyn, da ſie vierhundert Thaler nicht überſteigt; Ricardo war freigebiger, tapferer und beſcheidener. Gott verzeihe derjenigen, welche Schuld an ſeinem Tode hat, und

diese bin ich, denn ich bin die Unglückliche, die er als todt beweinte, und Gott weiß, wie sehr ich mich freuen würde, wenn er noch lebte, damit ich ihm durch meine Theilnahme an seinem Unglücke diejenige vergelten könnte, die er in dem meinigen für mich gezeigt hat. Ich bin, wie ich Euch gesagt habe, die von Cornelio'n so wenig Geliebte und von Ricardo'n so sehr Beweinte, und bin durch viele und verschiedene Zufälle in die elende Lage gerathen, in welcher ich mich befinde; ob sie aber auch sehr gefährlich sey, so habe ich doch in ihr immer noch durch die Gunst des Himmels meine Ehre unbefleckt erhalten, und damit bin ich in meinem Unglück zufrieden. Jetzt weiß ich nicht, wo ich bin, wer mein Herr ist, noch wohin mein unglückliches Schicksal mich schleudern wird; ich bitte Euch also, mein Herr, mir, wenigstens um Eures Christenblutes willen, in meinen Leiden zu rathen, denn obgleich der Umstand, daß ihrer so viel sind, mich etwas vorsichtig gemacht hat, so dringen doch in jedem Augenblicke noch so viele und so heftige auf mich ein, daß ich nicht weiß, wie ich mich darin benehmen soll."

Mahamut antwortete hierauf: er würde alles thun, was er könnte, um ihr zu dienen und würde ihr mit Rath und That beistehen. Er benachrichtigte sie ferner von dem Streite, der ihretwegen zwischen den Paicha's vorgefallen sey, und daß sie jetzt unter der Aufsicht seines Herrn, des Cabi, bliebe, um dem Großherrn Selim als Geschenk nach Constantinopel geschickt zu werden; sie möchte aber nur, bis dies

ausgeführt würde, ihre Hoffnung auf den wahren Gott setzen, zu welchem er, wenn er gleich ein schlechter Christ wäre, doch das Zutrauen hätte, daß er es anders fügen würde; übrigens rathe er ihr, sich gut gegen Halima, die Gemahlin des Cadi, seines Herrn, zu betragen, unter deren Schutze sie bis zu ihrer Abreise nach Constantinopel bleiben würde, wobei er sie von Halima's Gemüthsart unterrichtete. Nun sagte er ihr noch andere, zu ihrem Vortheil abzweckende Dinge, bis er sie in das Haus des Cadi zur Halima brachte, welche er von dem Willen seines Herrn benachrichtigte. Die Mohrin empfing sie gut, weil sie sah, daß sie so gut gekleidet und so schön war, und Mahamut kehrte nach den Zelten zurück, um Ricardo'n zu erzählen, was er mit Leoniſſen gesprochen hatte; er fand ihn und theilte ihm ganz genau Alles mit, und wie er Leoniſſens Schmerz über die Nachricht von Ricardo's Tod berührte, kamen ihm fast die Thränen in die Augen. Er sagte, daß er die Erzählung von Cornelio's Sklaverei erdichtet hätte, um zu sehen, welchen Eindruck dieselbe auf Leoniſſen machen würde, und verschwieg ihm nicht, mit welcher Lauheit und Geringschätzung sie von Cornelio'n gesprochen hätte. Alles dies war Trost für das betrübte Herz Ricardo's, welcher zu Mahamut sagte:

„Ich erinnere mich, Freund Mahumut, einer Geschichte, die mir mein Vater erzählt hat, von welchem Du weißt, wie unterhaltend er war, und auch wohl gehört hast, wie viele Ehre Kaiser Karl

V. ihm erzeigt hat, welchem er beständig in ehrenvollen Friedens- und Kriegsämtern diente. Er erzählte mir also folgendes: Als der Kaiser Tunis belagerte und dasselbe nebst der Festung Goletta einnahm, führte man, wie er sich eben im Lager und in seinem Zelte befand, als ein Wunder der Schönheit, eine Mohrin bei ihm ein. In dem Augenblicke, wo man sie ihm vorstellte, fielen einige Sonnenstrahlen in das Zelt und auf die Haare der Mohrin, welche, ihres Goldglanzes wegen, füglich mit der Sonne konnten verglichen werden, bei den Mohrinnen etwas Ungewöhnliches, da sie viel Werth darein setzen, schwarze Haare zu haben. Bei dieser Gelegenheit befanden sich nun unter vielen Andern auch zwei spanische Ritter im Zelte, ein Andalusier und ein Catalonier, Beide witzig, Beide Dichter. Als der Andalusier das Mädchen gesehen hatte, fing er an, einige Verse, die man Coplas nennt, mit schwierigen Reimen zu sagen, als er aber die ersten fünf Verse gesagt hatte, hielt er inne, ohne weder die Copla, noch den Sinn zu endigen, weil sich ihm nicht so aus dem Stegreife die nöthigen Reime darboten, um sie zu schließen; als ihn aber der andere Ritter, welcher neben ihm stand und die Verse gehört hatte, stocken sah, nahm er ihm, wie man zu sagen pflegt, das Wort aus dem Munde, fuhr fort und schloß mit denselben Reimen. Dies kam mir in's Gedächtniß, als ich die wunderschöne Leoniſſa in das Zelt des Pascha treten sah, welche nicht allein die Strahlen der Sonne verdunkelt, wenn sie sie tref-

sen, sondern auch den ganzen Himmel mit seinen Sternen.

„Halt, nicht weiter! Mäßige Dich, Freund Ricardo, denn ich fürchte bei jedem Worte, Du werdest in Leoniſſens Lobe dermaßen zu weit gehen, daß Du kein Chriſt, sondern vielmehr ein Heide zu seyn scheinſt. Sage mir, wenn es Dir gefällt, dieſe Verſe, oder Copias; dann wollen wir von andern Dingen reden, die uns mehr Vergnügen machen und vielleicht auch mehr Nutzen bringen.“

„Sehr gern; ich ſage Dir noch einmal, daß fünf Verſe von dem Einen, und fünf von dem Andern, aber Alle aus dem Stegreiſe gemacht worden ſind. Sie lauten ſo:

Wie der Sonne Zauberlicht,
Wenn es glänzt auf Bergeshöhen,
Sich in unſerm Auge bricht,
Daß wir von dem Glanze nicht
Deutlich in die Ferne ſehen;
Wie der Stein, nach dem wir ſpähen
In des Berges tiefer Schicht,
So, verbreitend Sehnſuchtswehen,
So iſt, Aja, Dein Geſicht,
Wo der Liebe Zauber ſtehen.

„Sie gefallen mir, aber noch beſſer gefällt es mir, daß Du dazu aufgelegt biſt, Ricardo, Verſe zu ſagen, denn es gehört ein ſehr leidenſchaftloſes Gemüth dazu, Verſe herzuſagen oder zu machen.“

„Man klagt eben sowohl in Gesängen der Trauer, als man frohlockt in Liedern der Freude, und beides sind doch Verse; laß aber das bei Seite, und sage mir, was Du in unserer Angelegenheit zu thun gedenkst? Denn ob ich gleich nichts von dem verstanden habe, was die Pascha's im Zelte abhandelten, so hat es mir doch, während Du Leonissen fortführtest, ein Renegat meines Herrn erzählt, ein Venetianer, der gegenwärtig war und die türkische Sprache gut versteht; was ich demnach vor allen Dingen thun muß, das ist, Mittel zu suchen, daß Leonissa nicht in die Hände des Großherrn komme."

„Das Erste, was wir thun müssen, ist, Dich in meines Herrn Dienste zu bringen; wenn dies geschehen ist, dann wollen wir schon ausfindig machen, was ferner zweckmäßig seyn dürfte."

Indem kam der Aufseher von Hassans Christensklaven und nahm Ricardo'n mit sich fort. Der Cadi begab sich mit Hassan nach der Stadt, welcher in wenigen Tagen Ali's Abfertigung besorgte, die er demselben verschlossen und besiegelt übergab, daß er damit nach Constantinopel reisen konnte. Ali ging sogleich ab, indem er dem Cadi dringend anempfahl, die Sklavin bald zu schicken und dem Großherrn auf eine Art zu schreiben, daß seine Forderungen dadurch unterstützt würden, und der Cadi versprach es mit Verrath in seinem, von Liebe zur Sklavin zu Asche verbrannten Herzen. Nachdem Ali voll trügerischer Hoffnungen abgereist, und Hassan nicht ohne dieselben zurückgeblieben war, bewerkstelligte es Mahamut,

daß Ricardo in die Dienste seines Herrn kam. Ein Tag verging nach dem andern, und die Sehnsucht, Leoniſſen zu sehen, peinigte Ricardo'n so sehr, daß er nicht einen Augenblick Ruhe fand. Er nannte sich nicht mehr Ricardo, sondern Mario, damit sein eigentlicher Name Leoniſſen nicht eher zu Ohren kommen möchte, als bis sie ihn selbst gesehen hätte. Das Sehen war aber sehr schwer, weil die Mohren außerordentlich eifersüchtig sind und die Gesichter ihrer Weiber vor allen Männern verbergen, obgleich es nichts zu bedeuten hat, wenn jene sich den Christensklaven zeigen, vielleicht weil sie diese, als Sklaven, für keine vollkommenen Männer halten. Nun geschah es eines Tages, daß Halima ihren Sklaven Mario bemerkte und ihn so viel ansah und betrachtete, daß er in ihrem Herzen und in ihrem Gedächtnisse fest eingegraben blieb. Weil sie nun vielleicht durch die schwachen Umarmungen ihres alten Mannes nicht sonderlich befriedigt wurde, so gab sie mit Leichtigkeit einem bösen Wunsche Raum, und eröffnete diesen mit eben der Leichtigkeit Leoniſſen, der sie, wegen ihrer angenehmen Gemüthsart schon sehr gut war und sie, als ein Eigenthum des Großherrn, mit großer Liebe und Achtung behandelte. Sie erzählte ihr, der Cadi hätte einen Christensklaven in das Haus gebracht, der so schön und reizend wäre, daß sie in ihrem Leben keinen liebenswürdigern Mann gesehen hätte; man hätte ihr auch gesagt, er wäre ein Chilibi (das ist so viel als Cavalier), und ein Landsmann ihres Renegaten Mahamut, übrigens

wüßte sie nicht, wie sie ihm ihren Willen sollte zu verstehen geben, ohne daß der Christ sie wegen ihrer Erklärung gering schätzte. Leonissa fragte, wie der Sklave hieße, und Halima antwortete, er hieße Mario, worauf Leonissa sprach:

„Wenn er ein Cavalier aus dem genannten Orte wäre, so müßte ich ihn kennen; es ist aber Niemand in Trapana, der Mario heißt; veranstalte es aber, Gebieterin, daß ich ihn sehe und mit ihm spreche, dann will ich Dir sagen, wer er ist und was man von ihm erwarten kann."

„Das soll geschehen," antwortete Halima; „den nächsten Freitag, wenn der Cadi in der Moschee ist und seinen Gottesdienst verrichtet, will ich ihn hier herein kommen lassen, wo Du dann allein mit ihm sprechen kannst, und wenn es Dir passend scheint, ihm Nachricht von meinen Wünschen zu geben, so magst Du es thun, so gut Du kannst."

Dies sagte Halima zu Leonissen, und noch waren nicht zwei Stunden verflossen, als der Cadi Mario'n und seinen Freund Mahamut zu sich rief, worauf ihnen dann der verliebte Alte nicht weniger nachdrücklich, als Halima sich Leonissen entdeckt hatte, sein Herz ausschüttete und Rath von ihnen verlangte wegen dessen, was er zu thun hätte, um die Gunst der Christin zu erlangen und doch auch den Großherrn zu befriedigen, dessen Eigenthum sie sey, wobei er ihnen sagte, daß er lieber tausendmal sterben, als sie demselben übergeben wollte. Der geistliche Mohr sprach seine Leidenschaft mit so vielem Feuer aus,

daß er dieses den Herzen seiner beiden Sklaven mittheilte, welche übrigens ganz anders dachten, als er. Es wurde unter ihnen festgesetzt, daß Mario, als ihr Landsmann (ob er gleich gesagt hatte, daß er sie nicht kannte), damit beginnen sollte, sie zu locken und ihr die Wünsche seines Herrn zu erklären, und wenn er so nicht zum Ziele gelangte, sollte Gewalt gebraucht werden, weil sie in seinen Händen wäre; wäre dies geschehen, so müßte man vorgeben, sie wäre todt, damit man sie nicht nach Constantinopel zu schicken brauchte. Der Cadi war sehr zufrieden mit der Meinung seines Sklaven, und in seiner eingebildeten Freude versprach er Mahamuten die Freiheit und nach seinem Tode die Hälfte seines Vermögens, und auch Mario'n versprach er, wenn er zum Ziele seiner Wünsche gelangen würde, Freiheit und Geld, daß er reich, geehrt und zufrieden nach seinem Vaterlande zurückkehren könnte. War er freigebig in Versprechungen, so waren seine Diener gar verschwenderisch, denn sie versprachen ihm den Mond vom Himmel, um wie viel mehr Leoniſſen, wenn er ihnen nur Gelegenheit gäbe, sie zu sprechen.

„Die will ich Mario'n geben, so viel er nur verlangt," sagte der Cadi, „denn ich werde dafür sorgen, daß Halima auf einige Tage nach dem Hause ihrer Eltern gehe, welche griechische Christen sind, und während sie außerhalb ist, will ich dem Thürhüther befehlen, Mario'n in das Innere des Hauses zu lassen, so oft es dieser verlangt und begehrt, Leoniſſen aber will ich sagen, daß sie wohl mit ihrem

Landsmanne reden dürfte, wenn es ihr Vergnügen machte.“

Auf diese Art wendete sich die Luft zu Ricardo's Glück und seine eigenen Gebieter schwellten, ohne zu wissen, was sie thaten, seine Segel mit günstigem Winde. Ob nun gleich unter den Dreien diese Verabredung war getroffen worden, so war doch Halima die Erste, welche ihr Vorhaben ausführte, denn die Natur der Weiber ist leicht und muthig in allem, was zu ihrem Vergnügen abzweckt. Noch an demselben Tage sagte der Cadi zu Halima'n, sie könnte, wenn sie sonst wollte, zu ihren Eltern gehen und sich mit ihnen ergötzen, so lange es ihr beliebte; da sie aber von den Hoffnungen belebt war, die ihr Leonissa gegeben hatte, so würde sie nicht zu ihren Eltern, ja selbst nicht in Muhameds fabelhaftes Paradies zu gehen gewünscht haben, und sie antwortete deshalb: sie hätte jetzt keine Lust dazu, doch würde sie es sagen, wenn es ihr einfiele, sodann aber die Christensklavin mit sich nehmen.

„Das geht nicht,“ erwiederte der Cadi, „denn es ist nicht wohlgethan, die Sklavin des Großherrn von irgend Jemanden sehen zu lassen, und vorzüglich muß man sie der Gelegenheit berauben, mit Christen umzugehen; denn Du weißt ja wohl, daß man sie, sobald sie beim Großherrn ankommt, in's Serail einschließen und zur Türkin machen wird, sie mag wollen, oder nicht.“

„Da sie mit mir geht,“ sprach Halima, „so schadet es nichts, wenn sie im Hause meiner Eltern

ist und mit ihnen umgeht, denn ich gehe ja auch mit ihnen um und bin doch eine gute Türkin; und ohnehin gedenke ich nur vier oder fünf Tage dort zu bleiben, denn meine Liebe zu Dir wird mir nicht erlauben, lange abwesend zu seyn, ohne Dich zu sehen."

Der Cadi mochte ihr nicht antworten, weil er ihr keine Gelegenheit geben wollte, wegen seines Vorhabens irgend einen Verdacht zu schöpfen. Der Freitag kam indeß heran und er begab sich nach der Moschee, aus welcher er sich in beinahe vier Stunden nicht wieder entfernen durfte, und kaum sah Halima, daß er die Schwellen seines Hauses überschritten hatte, als sie auch Mario'n zu rufen befahl; aber ein corsischer Sklave, der als Wächter an der Thür des innern Raumes stand, würde ihn nicht haben eintreten lassen, wenn Halima es ihm nicht mit lauter Stimme befohlen hätte; er trat indeß ein, war aber verwirrt und zitterte, als wenn er sich mit einem Heere von Feinden schlagen sollte. Leoniſſa trug dieselbe Kleidung, in welcher sie in das Zelt des Pascha getreten war, und saß am Fuß einer großen Marmortreppe, welche zu den Gängen hinauf führte; sie hatte den Kopf in die rechte Hand, den Arm auf das Knie gestützt und die Augen von der Thüre weggewendet, zu welcher Mario eintrat, so daß sie ihn nicht sah, ob er gleich bis an die Stelle ging, wo sie saß. So wie Ricardo eintrat, durchspähten seine Augen das ganze Haus, er fand aber nichts darin, als ein stummes, ödes Schweigen,

bis endlich sein Blick dahin fiel, wo sich Leoniſſa befand. Den verliebten Ricardo beſtürmten in einem Augenblicke tauſend Gedanken, die ihn zu gleicher Zeit beängſtigten und erfreuten, da er ſich nur etwa zwanzig Schritte, oder nicht viel weiter, von dem Gegenſtande ſeiner Glückſeligkeit, ſeiner Zufriedenheit entfernt ſah — allein er ſelbſt war ein Sklav, und ſeine Geliebte in fremder Gewalt. Indem er dieſe Betrachtungen bei ſich ſelbſt anſtellte, bewegte er ſich langſam, voll Furcht und Beſtürzung, froh und traurig zugleich; ſo näherte er ſich zaghaften, ungewiſſen Schrittes der Stelle, wo der Mittelpunkt ſeiner Freuden war, als plötzlich Leoniſſa das Geſicht umwandte, und ihre Augen auf Mario'n richtete, welchen ſie mit Aufmerkſamkeit betrachtete; als aber Beider Blicke einander begegneten, da zeigten ganz verſchiedene Wirkungen das an, was ihre Seelen eben empfanden. Ricardo blieb ſtehen und vermochte es nicht, einen Fuß weiter zu ſetzen; Leoniſſa, welche nach Mahamuts Erzählung Ricardo'n für todt hielt, und durch ſeinen unerwarteten Anblick mit Furcht und Schrecken erfüllt wurde, ſprang, ohne die Augen von ihm zu wenden, noch ſich umzukehren, vier oder fünf Stufen aufwärts, zog ein kleines Kreuz aus dem Buſen, küßte es, und ſegnete ſich unzähligemal ein, als wenn ſie irgend eine Erſcheinung aus jener Welt erblickte. Ricardo kam von ſeiner Betäubung zurück, erkannte aus dem, was Leoniſſa that, die wahre Urſache ihrer Furcht und ſagte zu ihr:

„Es thut mir weh, reizende Leoniſſa, daß die

Nachricht, welche Dir Mahamut von meinem Tode gegeben hat, nicht wahr iſt, denn alsdann würde ich der Furcht entledigt ſeyn, welche für mich in dem Gedanken liegt, daß die Strenge, mit welcher Du mich immer behandelt haſt, noch ihre ganze Kraft übt. Beruhige Dich, Gebieterin, und komm herab, und wenn Du es wagen willſt, zu thun, was Du noch nie gethan haſt, nämlich, Dich mir zu nähern, ſo komm und Du wirſt ſehen, daß ich kein Traumbild bin. Ich bin Ricardo, Leoniſſa, derſelbe Ricardo, der nur dann glücklich ſeyn kann, wenn Du es willſt.“

Leoniſſa legte ſich den Finger auf den Mund, und Ricardo verſtand, daß er ſchweigen, oder leiſer reden ſollte; er faßte aber den Muth, ſich ihr ſo weit zu nähern, daß er folgende Worte verſtehen konnte:

„Rede ſachte, Mario (ich glaube, ſo heißeſt Du jetzt), und ſprich von nichts anderem, als wovon ich ſprechen werde; bedenke, daß wenn man uns gehört hätte, dies vielleicht Urſache werden könnte, daß wir uns niemals wieder ſähen. Ich glaube, Halima, unſere Gebieterin, belauſcht uns; ſie hat mir geſagt, daß ſie Dich anbetet, und hat mich zur Fürſprecherin ihrer Wünſche gemacht; willſt Du dieſe befriedigen, ſo wird es Deinem Körper nützlicher ſeyn, als Deiner Seele, und wenn Du es nicht willſt, ſo mußt Du Dich ſo ſtellen, wenigſtens weil ich Dich darum bitte und weil ſelbſt erklärte Frauenliebe dies verdient.“

„Nie habe ich gedacht," erwiederte Ricardo, „nie habe ich mir einbilden können, schöne Leoniſſa, daß irgend etwas, was Du von mir verlangteſt, die Unmöglichkeit der Erfüllung bei ſich führen könnte; was Du aber jetzt von mir verlangſt, hat mir den Irrthum benommen. Iſt denn etwa die Neigung ſo leicht, daß man ſie bewegen und hinführen kann, wohin man will? Oder ſteht es dem rechtſchaffenen, wahrhaften Manne wohl an, ſich bei Dingen von ſolcher Wichtigkeit zu verſtellen? Wenn Du indeß glaubſt, daß etwas hiervon geſchehen muß und kann, ſo thue, was Dir beliebt, denn Du biſt die Gebieterin meines Willens; aber ich weiß ſchon, daß Du mich auch hierin täuſcheſt, denn niemals haſt Du meine Liebe erkannt, weißt ſie alſo auch nicht zu würdigen. Damit Du aber nicht ſagen kannſt, ich hätte Dir in der erſten Sache, die Du von mir verlangſt, nicht gewillfahrt, ſo will ich das Recht auf dasjenige verlieren, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin, und will Deinen Wunſch erfüllen, ſo wie ich auch, wie Du ſagſt, verſtellter Weiſe mich in Halima's Willen fügen werde, wenn Du glaubſt, daß ich dadurch das Glück erwerben kann, Dich zu ſehen; erſinne Du alſo die Antworten nach Deinem Gutdünken, meine ſcheinbare Zuſtimmung und Beſtätigung gebe ich Dir hiermit im Voraus. Allein zum Lohne für das, was ich für Dich thue (und es iſt das Höchſte, was ich, wie es mir ſcheint, nur thun kann, wenn ich Dir auch auf's neue das Herz darbiete, welches ich Dir ſchon ſo oft gegeben habe), bitte ich

Dich, mir kürzlich zu sagen, wie Du den Händen der Corsaren entschlüpft und in die des Juden gekommen bist, der Dich verkaufte?“

„Die Erzählung meines Unglücks erfordert mehr Zeit, demungeachtet will ich Dich einigermaßen befriedigen. Höre also! Einen Tag darauf, als wir waren getrennt worden, kehrte Issuf unter einem heftigen Winde nach derselben Insel Pantanalea zurück, wo wir auch Eure Galeote erblickten; die unsrige aber scheiterte an den Felsen, ohne daß wir es zu hindern vermochten. Als nun mein Gebieter seinen Untergang so vor Augen sah, machte er mit großer Eile zwei Fässer leer, welche voll Wasser waren, verschloß sie gut, band sie mit Seilen an einander, und mich dazwischen; hierauf warf er die Kleider ab, nahm ein anderes Faß in die Arme, band sich ein Seil um den Leib, befestigte das andere Ende desselben Seiles an meinen Fässern, stürzte sich mit vielem Muthe in das Meer und zog mich so nach sich. Ich hatte nicht den Muth, mich in die Wellen zu stürzen, aber ein anderer Türke riß mich fort und warf mich dem Issuf nach, worauf ich ohne Besinnung hinabfiel und auch nicht eher wieder zu mir kam, als bis ich mich auf dem Lande, in den Armen zweier Türken befand, die mich mit dem Munde am Boden hielten und so eine große Menge Wasser ausschütteten, welches ich verschluckt hatte. Erstaunt und entsetzt öffnete ich die Augen, sah Issufen mit zerschmettertem Kopfe neben mir liegen und erfuhr hernach, daß er denselben beim Anlanden

an den Klippen zerschellt habe und daran gestorben sey. Die Türken erzählten mir auch, sie hätten mich fast ertrunken bei dem Seile an das Land gezogen, und nur acht Personen von der unglücklichen Galeote wären dem Tode entschlüpft. Acht Tage lang blieben wir auf der Insel und die Türken bezeugten mir dieselbe Achtung, als wenn ich ihre Schwester wäre. Wir verbargen uns in einer Höhle, weil die Türken fürchteten, daß aus einem Fort, welches auf der Insel ist, Christen herabkommen und sie aufheben möchten. Wir nährten uns mit dem nassen Zwieback aus der zertrümmerten Galiote, den das Meer an das Ufer warf und den die Türken Abends holten. Das Schicksal fügte es zu meinem größern Unglück, daß das Fort, wo auch übrigens nicht mehr als zwanzig Soldaten waren, sich ohne Befehlshaber befand, denn dieser war vor einigen Tagen gestorben. Dies erfuhren wir von einem jungen Burschen, der aus dem Fort herabgekommen war, um am Ufer Muscheln zu suchen und den die Türken auffingen. Nach acht Tagen kam eines von den mohrischen Fahrzeugen, welche Caramuzale heißen, an jene Küste; die Türken sahen es, gingen aus ihrem Schlupfwinkel heraus und machten dem nicht weit vom Lande befindlichen Schiffe so lange Zeichen, bis dasselbe sie als Türken erkannte. Sie erzählten ihr Unglück und die Mohren nahmen sie in ihrem Fahrzeug auf, in welchem sich ein Jude befand, ein sehr reicher Kaufmann, welchem alle, oder die meisten, im Schiffe befindlichen Waaren gehörten, welche in Berkan,

Teppichen und andern Dingen bestanden, die aus der Barbarei nach der Levante gehen und womit gewöhnlich die Juden handeln. Die Türken fuhren in dem Schiffe mit nach Tripolis und verkauften mich unterweges an den Juden, der ihnen zweitausend Dublonen für mich gab, ein außerordentlicher Preis, wenn den Juden die Liebe, die er mir entdeckte, nicht freigebig gemacht hätte. Das Fahrzeug ließ den Juden in Tripolis, setzte seine Reise fort, und der Jude begann auf eine unverschämte Art sich um mich zu bewerben; ich begegnete ihm aber so, wie seine schnöden Begierden es verdienten. Da er nun sah, daß er an der Befriedigung derselben verzweifeln mußte, beschloß er, sich meiner bei der ersten, sich darbietenden Gelegenheit zu entledigen, und weil er wußte, daß die beiden Pascha's Ali und Hassan auf dieser Insel wären (wo er seine Waaren eben so gut glaubte verkaufen zu können, als auf Chios, wo er eigentlich damit hinwollte), so begab er sich in der Absicht hierher, mich an einen von den beiden Pascha's zu verkaufen, und damit sie gereizt würden, mich ihm abzunehmen, kleidete er mich so, wie Du mich siehst. Ich habe nun erfahren, dieser Cadi hätte mich gekauft, um mich dem Großherrn zu schenken, weßhalb ich nicht wenig in Furcht bin. Hier hat man mir eine Erdichtung von Deinem Tode erzählt, und ich kann Dir versichern, wenn Du es sonst glauben willst, daß ich darüber in der Seele betrübt war, Dich aber doch mehr beneidete, als beklagte, und zwar nicht, weil ich Dir nicht wohl will (denn wenn

ich auch nicht verliebt bin, so bin ich deßhalb doch nicht undankbar und unerkenntlich), sondern weil Du, wenn die Erzählung wahr gewesen wäre, doch das Trauerspiel des Lebens geendet hättest."

„Du würdest Recht haben, wenn der Tod mir alsdann nicht das Glück geraubt hätte, Dich wieder zu sehen; denn ich schätze diesen herrlichen Augenblick, in welchem ich das hohe Vergnügen genieße, Dich zu erblicken, höher, als jedes andere Glück (ausgenommen das ewige), welches im Leben oder im Tode mein Schicksal mir gewähren könnte. Der Cadi, mein Herr, in dessen Gewalt ich durch nicht weniger verschiedene Begebenheiten, als die Deinigen, gekommen bin, hat auf Dich dieselben Absichten, wie Halima auf mich. Er hat mich zum Dollmetscher seiner Gedanken gemacht, und ich habe den Auftrag übernommen, nicht, um ihm gefällig zu seyn, sondern weil ich dadurch Gelegenheit bekomme, Dich zu sprechen und Dir zu zeigen, wie weit unser Unglück uns gebracht hat; Dich Leoniſſa, daß Du Mittelsperson einer Unmöglichkeit seyn sollst, welche Du in dem, was Du von mir verlangt hast, erkennen mußt, und mich, daß ich es ebenfalls seyn soll, und zwar in einer Sache, an die ich am wenigsten dachte und für deren Nichtgelingen ich mein Leben aufopfern würde, welches ich jetzt achte, in so fern es mir das hohe Glück verschafft, Dich zu sehen."

„Ich weiß nicht, was ich Dir sagen soll, Ricardo noch welchen Ausgang wir aus dem Labyrinthe finden werden, in welches, wie Du ganz rich-

tig sagst; unser Mißgeschick uns geführt hat; nur so viel weiß ich, daß wir unter diesen Umständen nothwendig gerade diejenigen Mittel anwenden müssen, die von unserer Denkungsart am wenigsten zu erwarten wären, nämlich Verstellung und Täuschung, und deßhalb will ich Halima'n eine Antwort von Dir bringen, welche sie eher in ihrer Hoffnung bestärkt, als ihr dieselbe benimmt. Du magst dem Cadi ebenfalls das sagen, was Dir zur Sicherstellung meiner Ehre und zu seiner Täuschung am zweckmäßigsten zu seyn scheint. Da ich nun meine Ehre in Deine Hände lege, so kannst Du sicher glauben, daß ich sie noch ganz unbefleckt erhalten habe, ob ich gleich so viele sonderbare Wege gegangen bin und so viele Kämpfe bestanden habe. Es wird uns leicht werden, uns zu sprechen und mir wird es ein sehr großes Vergnügen gewähren, vorausgesetzt, daß Du von nichts redest, was auf Deine schon erklärten Ansprüche Bezug hat; von dem Augenblicke an, wo Du dies thust, werde ich mich enthalten, Dich zu sehen; denn Du sollst meinen innern Werth nicht für so gering halten, zu glauben, daß die Sklaverei das bei mir bewirken könnte, was die Freiheit nicht vermocht hat. Mit der Hülfe des Himmels will ich seyn, wie das Gold, welches, je mehr man es im Feuer läutert, immer reiner und gediegener wird. Sey damit zufrieden, daß mir, wie ich eben gesagt habe, Dein Anblick nicht lästig seyn wird, wie es wohl sonst der Fall war, denn ich gestehe es Dir offenherzig, Ricardo, daß ich Dich immer für rauh und hochmüthig gehal-

ten und geglaubt habe, Du hätteſt eine höhere Meinung von Dir, als Du ſollteſt. Eben ſo gut geſtehe ich aber auch, daß ich jetzt glaube, mich geirrt zu haben, und daß vielleicht die Erfahrung, die ich nun mache, mir die Wahrheit wird einleuchtend machen; habe ich nun einmal meinen Irrthum vollkommen eingeſehen, ſo bin ich auch vielleicht, unbeſchadet meiner Sittſamkeit, nachgiebiger gegen Dich. Geh nun mit Gott, denn ich fürchte, daß Halima uns belauſcht, welche etwas Weniges von der Chriſtenſprache verſteht, oder wenigſtens von der Miſchung von Sprachen, welche hier gebräuchlich iſt und mittelſt deren wir uns verſtehen."

„Du haſt vollkommen Recht, meine Gebieterin, und ich danke Dir unendlich für die Erklärung, welche Du mir gegeben haſt und welche ich eben ſo hoch achte, als die Gunſt, die Du mir dadurch erzeigſt, daß ich Dich ferner ſehen ſoll. Vielleicht wird auch, wie Du ſagſt, die Erfahrung Dich überzeugen, wie ſchlicht und demüthig meine Denkungsart iſt, vorzüglich, wann es darauf ankommt, Dich zu verehren, und ich würde, auch ohne daß Du meinem Betragen Grenzen vorſchriebeſt, immer ſo ehrerbietig gegen Dich ſeyn, wie Du es nur wünſchen könnteſt. Was den Umſtand betrifft, den Cadi hinzuhalten, ſo kannſt Du deßhalb unbeſorgt ſeyn; thue bei Halima'n daſſelbe, und ſey verſichert, daß in mir, ſeit ich Dich geſehen habe, eine ſichere Hoffnung erwacht iſt, daß wir bald die gewünſchte Freiheit erlangen werden. Damit behüte Dich Gott! Ich will Dir ein ander-

mal die Umwege erzählen, auf welchen das Schicksal mich in diesen Zustand geführt hat, seit ich mich von Dir trennte, oder vielmehr, seit ich von Dir getrennt wurde.“

Sie nahmen Abschied von einander, und Leoniſſa war zufrieden und vergnügt über Ricardo's gerades Benehmen; er aber war überglücklich, ein ſanftes Wort von Leoniſſen gehört zu haben. Halima hatte ſich in ihr Zimmer eingeſchloſſen und bat den Mahamut, Leoniſſen mit einer günſtigen Nachricht über den Gegenſtand ihrer Wünſche zurückzuführen. Der Cadi war in der Moſchee und belohnte die guten Wünſche ſeiner Frau durch die ſeinigen, deren Erfüllung von der Antwort abhing, die er von ſeinem Sklaven erwartete, den er damit beauftragt hatte, mit Leoniſſen zu reden; denn er war entſchloſſen, ihm Gelegenheit dazu zu geben, wenn auch Halima im Hauſe bliebe. Leoniſſa befeuerte in Halima's Gemüth die böſe Neigung und unſittliche Liebe, indem ſie ihr Hoffnung machte, Mario würde alles thun, was ſie verlangte, jedoch müſſe er erſt zwei Monden vorüber laſſen, ehe er in das einwilligen könnte, was er ſelbſt noch mehr wünſchte, als ſie, und dieſe Zeit und Friſt fordre er, weil er Gott bitten wollte, ihm ſeine Freiheit zu ſchenken. Halima war zufrieden mit der Entſchuldigung und Antwort ihres geliebten Mario, dem ſie wohl gern die Freiheit noch vor dem Ablaufe ſeines Gelübdes würde gegeben haben, wenn er nur ihre Wünſche befriedigt hätte; ſie trug daher Leoniſſen auf, ihn zu bitten,

daß er die Zeit beschleunigen und die Zögerung abkürzen möchte, indem sie sich erböte, ihm so viel zu geben, als der Cadi für seine Freilassung verlangte.

Ehe Ricardo seinem Herrn eine Antwort gab, berathschlagte er sich über dieselbe mit Mahamut, und sie kamen mit einander überein, daß er ihn in Verzweiflung setzen und ihm rathen sollte sie so bald, als möglich nach Constantinopel zu schaffen, und unterweges würde er dann mit Güte, oder mit Gewalt seinen Zweck erreichen; um nun alle Schwierigkeiten zu vermeiden, die sich wegen der Befriedigung des Großherrn darbieten möchten, würde es gut seyn, eine andere Sklavin zu kaufen und während der Reise vorzugeben, oder es so zu veranstalten, daß Leoniſſa krank würde, worauf man denn einmal bei Nacht unter dem Schleier des tiefſten Geheimniſſes die gekaufte Chriſtin in's Meer werfen und sagen könnte, die Sklavin des Großherrn sey gestorben. Dies könnte und würde man auf eine Art ausführen, daß die Wahrheit niemals könnte entdeckt werden, und er, ohne eine Schuld gegen den Großherrn auf sich zu laden, die Befriedigung seiner Wünsche erlangte; für die Dauer seines Genusſes würde man alsdann auch die nöthige Sorge tragen. — Der arme, alte Cadi war so verblendet, daß er ihnen Alles würde geglaubt haben, wenn sie ihm auch noch tausend andere Thorheiten gesagt hätten, im Falle diese nur auf die Erfüllung seiner Hoffnung wären zu beziehen gewesen, vorzüglich, da es ihm schien, als wenn alles, was sie sagten, sehr zweckmäßig

wäre und einen glücklichen Erfolg verspräche. Dies wäre auch allerdings wohl der Fall gewesen, wenn die beiden Rathgeber nicht die Absicht gehabt hätten, sich des Schiffes zu bemächtigen, und ihn zur Belohnung seiner thörichten Gedanken zu ermorden. Nun stellte sich aber dem Cadi noch eine andere Schwierigkeit entgegen, die seiner Meinung nach größer war, als alle, die sich bei dieser Gelegenheit ihm darbieten konnten; er glaubte nämlich, daß seine Frau Halima ihn nicht würde nach Constantinopel reisen lassen, wenn er sie mitnähme. Indeß fand er auch hier ein leichtes Auskunftmittel, denn er beschloß, daß Halima, deren er sich jetzt lieber, als des Todes selbst zu entledigen wünschte, die Stelle der zu kaufenden Christin einnehmen und für Leoniſſen ſterben ſollte. Eben ſo leicht, als er dieſen Gedanken faßte, gingen Mahamut und Ricardo darauf ein, und als dies fest bestimmt war, eröffnete der Cadi Halima'n noch an demſelben Tage, daß er geſonnen ſey, die Reiſe nach Conſtantinopel zu unternehmen, um die Chriſtin dem Großherrn zuzuführen, von deſſen Großmuth und Freigebigkeit er hoffte, daß er ihn zum Groß-Cadi von Kahira oder von Conſtantinopel machen würde. Halima ſagte ſehr vergnügt zu ihm: ſein Entſchluß käme ihr ſehr gut vor. Sie glaubte nämlich, er würde Mario'n zu Haus laſſen; wie er ihr aber ſagte, daß er ſowohl ihn, als auch den Mahamut mit ſich nehmen würde, änderte ſie ihre Meinung und widerrieth ihm das, was ſie ihm vorher angerathen hatte, kurz, ſie be-

schloß, daß sie, wenn er sie nicht mit sich nähme, auf keine Weise daran denken würde, ihn reisen zu lassen, und der Cadi willigte ein, zu thun, was sie verlangte, weil er sich diese, für ihn so schwere Last nächstens vom Halse zu schütteln gedachte. Hassan Pascha unterließ es während dieser Zeit nicht, dem Cadi anzuliegen, daß er ihm die Sklavin übergeben möchte, und versprach ihm dafür goldene Berge; nachdem er ihm nun auch Ricardo'n unentgeltlich überlassen hatte, dessen Lösegeld er auf zweitausend Goldthaler schätzte, gab er ihm zur Erleichterung seines Vorhabens denselben Kunstgriff an die Hand, den der Cadi schon erdacht hatte, nämlich vorzugeben, die Sklavin sey gestorben, wenn der Großherr nach ihr schicken sollte; allein alle diese Geschenke und Versprechungen machten auf den Cadi weiter keine Wirkung, als daß sie ihn bewogen, seine Abreise zu beschleunigen. Angefeuert also von seinem eigenen Verlangen, von Hassans, und selbst von Halima's Zudringlichkeit, welche ebenfalls leere Hoffnungen in die Luft baute, rüstete er in drei Wochen eine Brigantine von funfzehn Bänken aus, und bemannte sie mit guten, freiwilligen Mohren und einigen griechischen Christen. Er schiffte seine ganzen Reichthümer darauf ein; auch Halima ließ nichts von Werth im Hause zurück und bat ihren Mann, ihre Eltern mitnehmen zu dürfen, damit sie Constantinopel zu sehen bekämen. Halima hatte dieselbe Absicht, wie Mahamut; sie wollte nämlich unterweges mit seiner und Ricardo's Hülfe sich die Brigantine unter-

werfen, mochte aber diesen Beiden ihre Gesinnungen nicht eher eröffnen, als bis sie sich eingeschifft hätten, wo sie dann Willens war, nach einem christlichen Lande zu gehen, zu ihrem frühern Glauben zurückzukehren und sich mit Ricardo'n zu verbinden, denn sie hielt es für höchst wahrscheinlich, daß er es nicht unterlassen würde, sie zu heirathen, wenn sie so viele Schätze mitbrächte und wieder Christin würde. Unterdeß sprach Ricardo noch einmal mit Leoniſſen, erklärte ihr seine ganze Absicht, und sie vertraute ihm auch Halima's Gesinnungen, welche diese ihr mitgetheilt hatte. Beide empfahlen einander das Geheimniß, sich aber Gott und hofften auf den Tag der Abreise. Als dieser gekommen war, begleitete sie Hassan mit allen seinen Soldaten bis an das Ufer und verließ sie nicht eher, als bis sie unter Segel gingen, ja, er wandte die Augen nicht eher von der Brigantine, als bis er dieselbe aus dem Gesicht verloren hatte, und es schien, als wenn das Weben der Seufzer, welche der verliebte Mohr ausstieß, sich mit noch größerer Gewalt in die Segel legte, die seine Seele von ihm entfernten und fortführten. Da ihn aber die Liebe schon so lange beherrscht und ihm keine Ruhe gelassen hatte, überlegte er, was er zu thun hätte, um nicht im Kampfe mit seinen Begierden zu sterben, und setzte sogleich das in's Werk, was er nach langer Ueberlegung und mit entschlossenem Muthe ersonnen hatte. Er bemannte nämlich ein Fahrzeug von siebzehn Bänken, welches er in einem andern Hafen hatte ausrüsten lassen, mit funf-

zig Soldaten, die alle Freunde und Bekannte von ihm waren und die er sich durch viele Geschenke und Versprechungen verpflichtet hatte. Er befahl ihnen, auszulaufen, das mit den Reichthümern des Cadi beladene Fahrzeug wegzunehmen und alle darauf befindlichen Menschen über die Klinge springen zu lassen, ausgenommen die Sklavin Leoniſſa, welche allein er sich, ausschließlich vor allen Schönheiten vorbehielt, die auf der Brigantine wären, welche letztere er ihnen so zu versenken befahl, daß nichts davon übrig bliebe, was eine Spur ihres Unterganges anzeigen könnte. Die Begierde nach Plünderung beflügelte ihre Füße, vorzüglich, da sie sahen, welchen geringen Widerstand ihnen die Brigantine leisten würde, da die Mannschaft derselben unbewaffnet war und einen solchen Angriff gar nicht ahnete. Die Brigantine hatte schon zwei Tage gesegelt, welche für den Cadi zwei Jahrhunderte waren, denn er wollte schon am ersten Tage seinen Entschluß ausführen; seine Sklaven riethen ihm aber, er möchte es so einrichten, daß Leoniſſa vorher einige Tage krank zu seyn schien, damit man ihrem Tode einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit geben könnte. Er wollte nun freilich vorgeben, sie sey plötzlich gestorben, auf diese Art alles schnell beenden, sich seine Frau vom Halse schaffen und das wilde Feuer löschen, das sein Inneres nach und nach zu verzehren drohte, aber dennoch mußte er der Meinung der Beiden nachgeben. Während dem hatte Halima Mahamuten und Ricardo'n ihre Meinung bereits offenbart, und sie

verſprachen, dieſelbe in's Werk zu ſetzen, wenn ſie bei den Kreuzen von Alexandrien, oder bei den Schlöſſern von Natolien vorbei kämen; der Cadi drängte ſie aber ſo ſehr, daß ſie ſich erboten, es bei der erſten, ſich darbietenden Gelegenheit zu thun. Nachdem ſie nun ſechs Tage geſchifft waren und es dem Cadi ſchien, als hätte Leoniſſens verſtellte Krankheit lange genug gedauert, drang er in ſeine Sklaven, den andern Tag mit Halima'n ein Ende zu machen, ſie in ein Leichentuch gehüllt in's Meer zu werfen und zu ſagen, es ſey die Sklavin des Großherrn. Als nun der Tag anbrach, an welchem nach Mahamuts und Ricardo's Meinung ihr Vorhaben ſollte ausgeführt, oder ihr Leben beſchloſſen werden, entdeckten ſie ein Fahrzeug, welches ſie mit Segeln und Rudern verfolgte. Sie fürchteten, es wäre ein chriſtlicher Kaper, und dann hatten Alle ſich nichts Gutes zu verſprechen; denn die Mohren mußten erwarten, gefangen, und die Chriſten, wenn ſie auch frei blieben, beraubt und geplündert zu werden. Mahamut und Ricardo hätten ſich wohl mit Leoniſſens und ihrer eigenen Freiheit begnügt; demungeachtet aber fürchteten ſie die Unverſchämtheit der Corſaren, denn diejenigen, welche ein ſolches Handwerk treiben, ſie mögen ſeyn, von welcher Religion oder von welchem Volke ſie wollen, ſind immer grauſamer, rauher Gemüthsart. Sie machten ſich zur Vertheidigung fertig, ohne die Ruder aus den Händen zu legen und ihre Thätigkeit ſinken zu laſſen; es verging indeß kurze Zeit, da ſahen ſie, daß ſie ihnen ſo

heftig nachsetzten, daß sie ihnen in weniger, als zwei Stunden auf Kanonenschußweite nahe kommen mußten. Nun zogen sie die Segel ein, verließen die Ruder, griffen zu den Waffen und erwarteten sie, obgleich der Cadi sagte, sie hätten nichts zu fürchten, weil es ein türkisches Schiff wäre und ihnen keinen Schaden zufügen würde. Er befahl sogleich, eine weiße Friedensflagge aufzuziehen, damit diejenigen sie bemerken sollten, welche, blind vor Raubgier, die schwach vertheidigte Brigantine schon mit größter Wuth anzugreifen im Begriffe waren. Indem wendete Mahamut den Blick und sah, daß von der Ostseite eine Galeote von ungefähr zwanzig Bänken herkam; er sagte dies dem Cadi, und einige an den Rudern befindliche Christen meinten, es sey ein christliches Fahrzeug. Alles dies verdoppelte ihre Verwirrung und Angst, und in Hoffnung und Furcht wegen des Ausganges, den Gott ihnen gewähren würde, waren sie ungewiß über das, was sie thun sollten. Der Cadi hätte gewiß in diesem Augenblicke alle Hoffnung auf Genuß hingegeben, wenn er sich dadurch hätte nach Nicosia versetzen können, so groß war die Bestürzung, in welcher er sich befand, welche ihm aber das erste Schiff schnell benahm; denn ohne auf die Friedensflagge zu achten, noch auf das, was es seiner Religion schuldig war, fuhr es mit solcher Wuth an das des Cadi heran, daß wenig daran fehlte, es hätte das letztere in den Grund gefahren. Der Cadi erkannte sogleich die Angreifenden; er sah, daß es Soldaten aus Nicosia waren, errieth sogleich

ihre Absicht und hielt sich schon für verloren, und hätten die habsüchtigen Soldaten sich nicht früher mit dem Rauben, als mit dem Morden beschäftigt, so würde Niemand am Leben geblieben seyn; als sie aber eben am gierigsten und aufmerksamsten auf ihre Beute waren, rief ein Türke:

„Zu den Waffen, Soldaten, es kommt ein christliches Schiff auf uns zu!“

So verhielt es sich auch; denn das Schiff, welches die Brigantine des Cadi bemerkt hatte, kam unter christlichen Flaggen mit aller Wuth auf Hassans Fahrzeug angesegelt; ehe es sich indeß näherte, fragte einer vom Vordertheil aus in türkischer Sprache, was dies für ein Fahrzeug sey; man antwortete, es gehörte dem Hassan Pascha, Vicekönige von Cypern.

„Wie?“ fragte der Türke, „Ihr seyd Muselmänner und greift dieses Schiff an und plündert es, auf welchem sich, wie uns bekannt ist, der Cadi von Nicosia befindet?“

Worauf sie antworteten: sie wüßten weiter nichts, als daß der Pascha ihnen befohlen habe, es wegzunehmen, und daß sie, als seine gehorsamen Soldaten, dem Befehle nachgekommen wären. Als nun der Capitain des, unter christlicher Flagge fahrenden Schiffes wußte, was er wissen wollte, ließ er von Hassans Schiffe ab, fiel über das des Cadi her, und tödtete mit der ersten Lage mehr als zehn von den, darauf befindlichen Türken, worauf er sogleich rasch und muthig enterte; kaum war dies aber geschehen, als der Cadi sah, daß der Angreifende kein Christ

war, sondern der in Leoniſſen verliebte Ali Paſcha, welcher in derſelben Abſicht, wie Haſſan, ſeine Ankunft auf der See erwartet, und ſeine Soldaten wie Chriſten gekleidet hatte, um nicht erkannt zu werden und mittelſt dieſes Kunſtgriffes ſeinen Raub deſto beſſer zu verbergen. Der Cadi, welcher die Abſichten der beiden verrätheriſchen Liebhaber erkannte, begann mit lauter Stimme über ihre Bosheit zu klagen, und rief:

„Was bedeutet das, Du Verräther Ali Paſcha, daß Du, ein Muſelmann (das heißt ſo viel, als Türke), mich als Chriſt angreifſt? Und Ihr, treuloſe Soldaten Haſſans, welcher böſe Geiſt hat Euch angetrieben, einen ſo großen Frevel zu begehen? Wie? um die unzüchtigen Begierden deſſen zu unterſtützen, der Euch hierher ſchickt, wollt Ihr Euch gegen Euern rechtmäßigen Herrn auflehnen?“

Auf dieſen Zuruf ließen Alle die Waffen ſinken, betrachteten einander und erkannten ſich; denn Alle waren Soldaten eines Feldherrn geweſen und hatten unter einer Fahne gedient. Sie wurden verlegen über die Worte des Cadi und ihr eigenes Verbrechen; ihre Säbel wurden ganz unthätig und ihr Muth fiel. Nur Ali war blind und taub gegen die Eingebungen der Vernunft, fiel über den Cadi her und verſetzte ihm einen ſolchen Schwerthieb auf den Kopf, daß er denſelben gewiß würde geſpalten haben, wenn er nicht mit hundert Ellen baumwollenem Zeuge wäre umwunden geweſen. Demungeachtet ſtürzte der

Cadi zwischen die Ruderbänke des Fahrzeugs hin und rief im Fallen:

„O Du grausamer Renegat! Du Feind meines Propheten! Ist es möglich, daß Niemand gegenwärtig ist, der Deine Grausamkeit und große Unverschämtheit bestraft? Wie, Verruchter? Du hast es gewagt, Hände und Waffen gegen Deinen Cadi, gegen einen Diener Muhameds zu erheben?“

Diese Worte des Cadi gaben den ersten noch mehr Nachdruck; wie Hassans Soldaten sie hörten, fürchteten sie, Ali's Soldaten möchten ihnen die Beute entreißen, die sie schon für ihr Eigenthum hielten, und beschlossen, Alles auf das Spiel zu setzen. Einer fing an, die Andern folgten ihm und sie fielen so muthig über Ali's Leute her, und richteten sie in kurzer Zeit dermaßen zu, daß sie ihre Anzahl, obgleich dieselbe der ihrigen weit überlegen war, sehr verringerten; als aber die, welche noch übrig blieben, zu sich selbst kamen, rächten sie ihre Gefährten und ließen von Hassans Leuten kaum vier am Leben, und auch diese waren schwer verwundet. Ricardo und Mahamut sahen der Sache zu, indem sie von Zeit zu Zeit den Kopf aus der Springluke der Hintercajüte hervorsteckten, um zu sehen, wie das Metzeln ablaufen würde, welches wüthete. Da sie nun sahen, daß die Türken fast alle todt, und die noch lebenden schwer verwundet waren, und wie leicht sie sich ihrer bemächtigen könnten, rief Mahamut zwei Neffen Halima's, die sie mit sich hatte einschiffen lassen, daß sie ihm helfen sollten, sich zum

Meister des Schiffes zu machen; mit ihnen und ihrem Vater sprang er auf das Verdeck, sie ergriffen die Säbel der Todten und riefen: „Freiheit! Freiheit!“ Mit Hülfe der griechischen Schiffer tödteten u[illegible] unterwarfen sie sie Alle, begaben sich auf Ali's Galeote, welche ohne Vertheidigung war und nahmen sie ebenfalls mit allem, was sich darauf befand, in Besitz. Einer der Ersten, welche in dem zweiten Gefecht umkamen, war Ali Pascha, den ein Türke mit einem Säbelhiebe tödtete, um den Cadi zu rächen. Man befolgte nun sogleich Ricardo's Rath, alle Sachen von Werth, die sich auf dem Schiffe des Cadi und auf dem Hassans befanden, auf Ali's Galeote zu bringen, weil dieses das größte Fahrzeug und zu jeder Ladung und Reise eingerichtet war, und auch die Ruderer derselben aus Christen bestanden, welche, froh über die erlangte Freiheit und zufrieden mit vielen Sachen, die Ricardo unter sie Alle vertheilte, sich erboten, ihn bis nach Trapana zu führen und selbst bis an das Ende der Welt, wenn er es verlangte. Mahamut und Ricardo waren voller Freude über den glücklichen Ausgang; sie begaben sich zur Halima und sagten zu ihr: wenn sie nach Cypern zurückkehren wollte, würden sie ihr ihr eigenes Fahrzeug mit den Freiwilligen bemannen, und ihr die Hälfte der Reichthümer geben, welche sie eingeschifft hätte; sie hatte aber ungeachtet ihrer großen Bedrängniß die Neigung und Liebe zu Ricardo'n nicht vergessen und sagte, sie wollte mit ihnen nach dem Christenlande gehen, worüber sich ihre Eltern außer-

ordentlich freuten. Der Cadi kam wieder zu sich; man verband ihn, so gut es die Umstände erlaubten und überließ auch ihm die Wahl, ob er mit nach dem Christenlande gehen, oder in seinem Fahrzeuge nach Nicosia zurückkehren wollte. Er antwortete: da ihn das Geschick nun einmal so sehr betrogen hätte, so dankte er für die gewährte Freiheit und wollte nach Constantinopel gehen und sich über den Schimpf beklagen, den Hassan und Ali ihm zugefügt hätten; als er aber hörte, daß Halima bleiben und wieder eine Christin werden wollte, hätte er beinahe den Verstand verloren. Kurz, sie rüsteten ihm sein eigenes Fahrzeug aus, versahen ihn mit allen, zur Reise nöthigen Dingen und gaben ihm selbst etwas von dem Gelde, welches vorher sein Eigenthum gewesen war. Mit dem Vorsatze, nach Nicosia zurückzukehren, nahm er hierauf Abschied von Allen, bat aber, ehe er unter Segel ging, daß ihn Leoniſſa umarmen möchte, weil, wie er meinte, diese Gunst hinreichend seyn würde, ihn sein ganzes Unglück vergessen zu machen. Alle baten Leoniſſen, ihm seine Bitte zu gewähren, weil sie darin durchaus dem Anstand und der Sittsamkeit nicht zu nahe treten würde; sie that, warum sie gebeten wurde, und der Cadi ersuchte sie, ihre Hände auf sein Haupt zu legen, damit er Hoffnung bekäme, von seiner Wunde zu genesen, und auch dies bewilligte ihm Leoniſſa. Nachdem dies geschehen war und man Hassans Schiff angebohrt hatte, blies ein günstiger Ostwind, der sie zum Weiterschiffen einzuladen schien; sie spannten also die Segel auf und

verloren in wenigen Stunden das Fahrzeug des Cadi aus dem Geſicht, welcher mit Thränen in den Augen zuſah, wie der Wind ſein Vermögen, ſeine Freude, ſein Weib und ſeine ganze Seele fortführte. Ricardo und Mahamut ſchifften unter ganz andern Gedanken davon, als der Cadi. Ohne daß ſie irgendwo Luſt gehabt hätten, zu landen, fuhren ſie Alexandrien und deſſen reizendem Buſen vorbei, und ohne die Segel zu rühren, oder der Ruder zu bedürfen, gelangten ſie an die Inſel Corfu, wo ſie Waſſer einnahmen und ſogleich, ohne ſich aufzuhalten, die berüchtigten akrokerauniſchen Klippen durchſchifften. Nun entdeckten ſie von weitem Paguino, ein Vorgebirge des fruchtbaren Tinakriens, dem ſie, ſo wie der berühmten Inſel Malta, vorbeiflogen, denn ſo leicht ſegelte das glückliche Fahrzeug. Nachdem ſie dieſe Inſel umſchifft hatten, entdeckten ſie nach vier Tagen Lampeduſa, und kurz darauf die Inſel, an welcher ſie geſcheitert waren, bei deren Anblick Leoniſſa ſehr bewegt wurde, indem ſie ſich der Gefahr erinnerte, in welcher ſie dort geſchwebt hatte. Den Tag darauf ſahen ſie das erſehnte, geliebte Vaterland vor ſich, bei deſſen Anblick ſich die Freude in ihren Herzen erneuerte, und ihre Lebensgeiſter ſich durch wiederkehrende, frohe Gefühle belebten; denn es iſt eine der herrlichſten Empfindungen, die man in dieſem Leben haben kann, wenn man nach einer langen Sklaverei geſund und wohlbehalten ſein Vaterland wieder erreicht, und nur das Gefühl eines über die Feinde errungenen Sieges kann mit dieſem verglichen

werden. Man hatte in der Galiote eine Kiste voll seidener Flaggen und Wimpeln von verschiedenen Farben gefunden, mit welchen Ricardo das Schiff schmücken ließ. Kurz vor dem Anbruche des Tages befanden sie sich weniger, als eine Meile von der Stadt entfernt. Nun fuhren sie, indem sie abwechselnd ruderten, und von Zeit zu Zeit ein Freudengeschrei erhoben, auf den Hafen zu, wo in einem Augenblicke unzählige Leute aus der Stadt erschienen, denn weil man gesehen hatte, wie das schön geschmückte Schiff sich langsam dem Lande näherte, blieb kein Mensch in der ganzen Stadt, der nicht an das Ufer gekommen wäre. Unterdessen hatte Ricardo Leonissen gebeten, sich eben so zu kleiden, wie damals, als sie in das Zelt der Pascha's getreten war, denn er wollte ihren Eltern eine angenehme und frohe Ueberraschung verursachen. Sie that es, häufte Schmuck auf Schmuck, Perlen auf Perlen, und Schönheit auf Schönheit (welche letztere in der Zufriedenheit zunimmt), und kleidete sich so, daß sie auf's neue Erstaunen und Bewunderung erregte. Auch Ricardo kleidete sich türkisch, und dasselbe that auch Mahamut und alle christlichen Ruderer, denn es waren Kleider genug von den getödteten Türken da. Es mochte ungefähr früh acht Uhr seyn, als sie im Hafen anlangten, und der junge Morgen schien diese fröhliche Ankunft aufmerksam zu betrachten. Ehe sie noch in den Hafen selbst einsegelten, ließ Ricardo die Stücke der Galeote lösen, welche in einer Kanone und zwei Feldschlangen bestanden, und die

Stadt antwortete mit eben so vielen Stücken. Das Volk war ganz zweifelhaft und erwartete die Ankunft des herrlichen Fahrzeugs; als aber die Leute bemerkten, daß es ein türkisches war (wie sie aus den weißen Turbanen der Mohren schlossen, welche zum Vorscheine kamen), fürchteten und ahneten sie irgend einen Betrug, griffen zu den Waffen, und die Soldaten der Stadt, so wie auch die Reiter stellten sich am Ufer auf, und das alles gewährte denen ein großes Vergnügen, welche langsam in den Hafen segelten und dicht am Lande die Anker warfen. Hierauf warfen sie das Bret über, verließen die Ruder und stiegen Alle, einer nach dem andern, wie eine Procession an das Land, welches sie mit Freudenthränen ein- und mehreremal küßten — ein deutlicher Beweis, daß es Christen waren, welche aus diesem Fahrzeuge kamen. Ganz zuletzt kamen der Vater und die Mutter Halima's mit ihren zwei Neffen, Alle (wie schon gesagt worden ist) in türkischer Kleidung, und die schöne Leoniffa, mit einem Schleier von carmoisinrothem Taffet vor dem Gesicht, machte den Beschluß; Ricardo und Mahamut gingen an ihren Seiten, und dies Schauspiel fesselte die Augen der ganzen versammelten Menge. Als sie an das Land kamen, machten sie es wie die andern, warfen sich nieder und küßten den heimischen Boden. Indem kam der Hauptmann und Befehlshaber der Stadt zu ihnen, der wohl sah, daß sie die Vornehmsten von allen waren; kaum hatte er sich aber genähert, als er Ricardo'n erkannte, und mit offenen Armen und

den Zeichen der größten Freude auf ihn zueilte, um ihn zu umarmen. Mit dem Gouverneur kamen auch Cornelio und sein Vater, nebst Leoniſſens Eltern und allen ihren, ſo wie auch Ricardo's Verwandten, welche alle die angeſehenſten Leute in der Stadt waren. Ricardo umarmte den Gouverneur und dankte für alle die Glückswünſche, die man ihm abſtattete; hierauf ergriff er die Hand Cornelio's, welcher, als er ihn erkannte und ſich von ihm feſtgehalten ſah, die Farbe verlor und vor Furcht beinahe zu zittern anfing. Auch Leoniſſens Hand faßte Ricardo und ſagte:

„Habt die Gefälligkeit, meine Herren, einige Worte, die ich Euch zu ſagen wünſche, anzuhören, noch ehe wir in die Stadt und in den Tempel gehen, um Gott den, ihm ſo rechtmäßig gebührenden Dank abzuſtatten für die großen Wohlthaten, die er in unſerm Unglück an uns gethan hat.“

Hierauf antwortete der Gouverneur, er möchte nur ſagen, was ihm beliebte, denn Alle würden mit Vergnügen und Stillſchweigen zuhören. Alle die Vornehmſten ſtellten ſich um ihn her; er erhob die Stimme ein wenig und ſagte:

„Ihr werdet Euch noch Alle, meine Herren, des großen Unglücks erinnern, welches ich vor einigen Monaten im Garten bei den Salzgruben durch den Verluſt Leoniſſens erlitt; eben ſo gut auch werdet Ihr die Mühe nicht vergeſſen haben, die ich anwendete, um ihr die Freiheit wieder zu ſchaffen; denn ich vergaß meine eigene und bot mein ganzes Vermö-

gen zu ihrer Auslösung, obgleich diese scheinbare Großmuth mir nicht als Verdienst kann angerechnet werden, denn ich wollte ja nur meine eigene Seele auslösen. Was uns Beiden seitdem begegnet ist, zu erzählen, erfordert längere Zeit, günstigere Gelegenheit und eine andere, kaltblütigere Sprache, als jetzt die meinige ist; für den Augenblick ist es hinlänglich, Euch zu sagen, daß der barmherzige Himmel, nach verschiedenen seltsamen Begebenheiten und tausend verlorenen Hoffnungen, Hülfe in unserm Unglück zu finden, uns, eben so reich an Zufriedenheit, als überhäuft mit Schätzen, ohne alle unser Verdienst nach dem ersehnten Vaterlande zurückgeführt hat. Doch weder aus diesen Reichthümern, noch aus der wieder erlangten Freiheit entspringt die beispiellose Freude, die ich fühle, sondern aus der, welche, wie ich mir einbilde, diese meine, im Frieden, wie im Kriege geliebte Feindin empfinden muß, da sie nicht allein frei ist, sondern auch, wie ich sehe, das Abbild ihrer Seele erblickt. Ich nehme Theil an der allgemeinen Freude, welche die genießen, die Gefährten meines Unglücks gewesen sind, und obgleich traurige Begebenheiten die Gemüther umzustimmen und auch hohen Muth zu vernichten pflegen, so ist doch dies nicht der Fall gewesen mit der Vernichterin meiner süßen Hoffnungen; denn sie hat muthiger und standhafter, als man füglich sagen kann, sowohl den Schiffbruch ihres Unglücks überstanden, als auch den Angriffen meiner, eben so glühenden, als tugendhaften Bewerbungen, und hier bewährt es sich, daß

diejenigen wohl den Himmelsstrich, aber nicht ihre Gewohnheiten ändern können, in denen diese einmal fest begründet sind. Aus allem, was ich gesagt habe, will ich nun folgenden Schluß ziehen: Daß ich ihr in meinem Vermögen ein Lösegeld, und in meiner Liebe meine Seele darbot; daß ich ihre Freiheit bewerkstelligte und für dieselbe mehr wagte, als für die meinige, nämlich mein Leben. Aber alles dies, was ein anderes, dankbareres Wesen vielleicht als Verbindlichkeit von einiger Wichtigkeit betrachten würde, mag immerhin nicht dafür angesehen werden, wenn nur diejenige dafür gilt, die ich Dir jetzt auferlegen will."

Bei diesen Worten erhob er die Hand, nahm mit achtungsvollem Anstande den Schleier von Leonissens Antlitz, und es war, als wenn eine Wolke verfliegt, die zuweilen die Klarheit der Sonne bedeckt; nun fuhr er fort:

„Sieh, Cornelio, hier übergebe ich Dir die Geliebte, welche Du höher schätzen sollst, als alle Dinge, welche schätzenswerth sind, und Dich, reizende Leonissa, übergebe ich demjenigen, an welchen Du stets gedacht hast. Dies aber soll man für Großmuth halten, in deren Vergleich es nichts ist, Vermögen, Leben und Ehre aufzuopfern. Empfange sie, glücklicher Jüngling, empfange sie, und wenn Dein Verstand hinreichend ist, so großen Werth zu erkennen, so halte Dich für den glückseligsten Menschen auf Erden. Mit ihr zugleich gebe ich Dir meinen ganzen Antheil an allem, was der Himmel uns geschenkt

hat, und den ich auf mehr, als dreißigtausend Thaler schätze; genieße alles nach Deinem Gefallen in Freiheit, Ruhe und ohne Sorgen, und gebe der Himmel, daß dieß lange, glückliche Jahre hindurch der Fall seyn mag. Ich Unglücklicher will arm bleiben, weil ich Leoniſſen entſagen muß, denn wem ſie fehlt, für den iſt das Leben überflüſſig.“

Hier ſchwieg er, als wenn ihm die Zunge am Gaum klebte; gleich darauf aber, ehe nach jemand Anderes redete, fuhr er fort:

„Gerechter Gott, wie ſehr verwirren heftige Leiden den Verſtand! Beſeelt von dem Wunſche, Gutes zu thun, habe ich nicht bedacht, was ich ſagte, denn es iſt nicht möglich, daß Jemand mit fremdem Gute freigebig ſeyn kann. Welches Recht habe ich auf Leoniſſen, um ſie einem Andern zu geben? Oder wie kann ich Jemanden dasjenige anbieten, was ſo weit entfernt iſt, mein Eigenthum zu ſeyn? Leoniſſa gehört ſich ſelbſt an, und zwar ſo ohne Einſchränkung, daß Ihr Wille nicht des geringſten Widerſpruches fähig wäre, wenn ſie ihre Eltern nicht hätte, welche noch lange glücklich leben mögen. Was ihr nun auch die Verpflichtungen mögen auferlegen, die ſie, als ein kluges Frauenzimmer vielleicht gegen mich zu haben glaubt, ſo vernichte ich dieſelben von dieſem Augenblicke an und erkläre ſie für ungültig, und deshalb widerrufe ich das, was ich geſagt habe; ich gebe Cornelio'n nichts, weil ich ihm nichts geben kann, doch beſtätige ich die Abtretung meines Vermögens an Leoniſſen, ohne einen andern Lohn zu

verlangen, als den, daß sie meine sittsame Zuneigung für wahr halte und von derselben überzeugt sey, daß sie nie auf etwas anderes abgezweckt hat, als auf das, was ihre eigene Sittsamkeit, Tugend und unendliche Schönheit erfordert.“

Ricardo schwieg und Leoniſſa antwortete:

„Wenn Du glaubst, daß ich Cornelio'n zu der Zeit, als Du in mich verliebt und auf ihn eifersüchtig warst, einige Gunst bewiesen habe, so bedenke nur auch, daß sie nicht allein sittsam war, sondern auch dem Willen und Gebot meiner Eltern entsprach, welche mir dies erlaubten, indem sie ihn dadurch bewegen wollten, mein Gatte zu werden, und wenn Du nun mit dieser Erklärung zufrieden bist, so wirst Du es noch mehr mit dem seyn, was die Erfahrung Dich von meiner Sittsamkeit und Vorsicht gelehrt hat. Ich sage dies, um Dich zu überzeugen, Ricardo, daß ich immer meinen eigenen Willen gehabt habe, ohne von jemand anders, als von meinen Eltern abzuhängen, welche ich jetzt, so demüthig, wie es sich geziemt, ersuche, daß sie mir erlauben mögen, von der Freiheit Gebrauch zu machen, welche Deine große Tapferkeit und Großmuth mir gewährt hat.“

Die Eltern gewährten ihr diese Bitte, indem sie ihrer großen Klugheit zutrauten, daß sie die erhaltene Freiheit auf eine Art anwenden würde, die immer nur zu ihrer Ehre und zu ihrem Vortheile gereichte.

„Mit dieser Erlaubniß also,“ fuhr die verständige Leoniſſa fort, „bitte ich, daß man nicht übel

von mir denke, wenn ich, um mich dankbar zu beweisen, etwas frei zu seyn scheine. Tapferer Ricardo, meine bis jetzt ungewisse, zweifelhafte Neigung erklärt sich für Dich, damit die Welt erfahre, daß nicht alle Weiber undankbar sind, denn ich wenigstens will dankbar seyn. Ich bin Dein, Ricardo, und werde Dein bleiben bis zum Tode, wenn nicht eine andere, bessere Erkenntniß Dich bewegt, mir die Hand zu versagen, die ich Dich bitte, mir als mein Gatte zu reichen."

Ricardo war fast außer sich über Leonissens Rede; er wußte und vermochte ihr auf keine andere Art zu antworten, als daß er vor ihr auf die Knie fiel und ihre Hände küßte, die er gewaltsam an sich riß und sie mit den Thränen zärtlicher Liebe benetzte. Cornelio weinte vor Verdruß, Leonissens Eltern vor Freude, und alle Umstehende vor Verwunderung und Zufriedenheit. Der Bischof, oder Erzbischof der Stadt befand sich gegenwärtig; er führte sie unter seinem Segen in die Kirche, erließ ihnen die gesetzliche Zeit und verband sie in demselben Augenblicke. Die Freude verbreitete sich in der ganzen Stadt und äußerte sich sowohl diese Nacht hindurch, als auch viele Tage lang durch unzählige Erleuchtungen, Spiele und Feste, welche die Verwandten Ricardo's und Leonissens anstellten. Mahamut und Halima vereinigten sich wieder mit der Kirche, und da Halima die Unmöglichkeit sah, Ricardo'n zu besitzen, war sie damit zufrieden, Mahamuts Gattin zu werden, und Ricardo's Freigebigkeit beschenkte ihre Eltern und

Neffen von dem Theile der Beute, der ihm zufiel, hinlänglich, daß sie leben konnten, kurz, Alle waren vergnügt, frei und zufrieden, und Ricardo's Ruhm, der die Grenzen von Sicilien überflog, erstreckte sich durch ganz Italien und noch durch andere Länder; man legte ihm den Namen des großmüthigen Liebhabers bei, und noch jetzt lebt er fort in den vielen Kindern, die Leoniſſa ihm gebar, welche ein seltenes Beispiel war von Klugheit, Sittsamkeit, Tugend und Schönheit.

III.

Rinconet und Cortadillo.

In dem Gasthofe zur kleinen Mühle, welche am Ende der Felder von Alcudia liegt, wenn man aus Castilien nach Andalusien geht, befanden sich zufällig an einem heißen Sommertage zwei Buben, von denen der eine etwa vierzehn bis funfzehn, der andere aber nicht über siebzehn Jahre alt seyn mochte; Beide waren wohl gebildet, aber sehr zerrissen, liederlich und schmutzig. Mäntel hatten sie nicht um; ihre Beinkleider waren von Leinwand und die Strümpfe von ihrer eigenen Haut; obgleich die Schuhe diesen Mangel ersetzten, denn die des Einen waren von Binsen geflochten, die des Andern aber so durchlöchert und entsohlt, daß sie ihm mehr zu Fußblöcken, als zu Schuhen dienten. Der Eine trug eine Jägermütze, der Andere einen schlechten Hut mit niedrigem Kopf und breitem Rande. Der Eine trug über der Schulter und vorn auf der Brust zusammengebunden,

ein Hemd, welches wie Gemsleder aussah und ganz in einen Aermel hinein gesteckt war; der Andere ging ganz ledig und hatte nur im Busen ein dickes Pack, welches, wie es sich nachher zeigte, eine gestärkte walonische Halskrause war, steif von Schmutz und so zerrissen und lumpig, daß sie wie Charpie aussah. In diese Krause war ein Spiel Karten von eirunder Gestalt eingewickelt, denn durch den häufigen Gebrauch waren die Ecken abgenutzt, und damit sie länger dauern sollten, hatte man sie beschnitten und ihnen diese Form gegeben. Beide waren sie von der Sonne verbrannt und hatten schmutzige Nägel und unreine Hände. Der Eine trug einen kurzen Degen, der Andere ein Messer mit einem gelben Hefte. Sie waren in die Laube oder das Vordach vor dem Wirthshause gekommen, um da Mittagsruhe zu halten, und wie sie nun so einander gegenüber saßen, sagte der Aeltere zu dem Jüngern:

„Aus welchem Lande ist Euer Gnaden, gestrenger Herr, und welches Weges zieht Ihr?“

„Mein Vaterland, Herr Cavalier,“ antwortete der Gefragte, „ist mir unbekannt, und eben so wenig weiß ich, wo ich hin will.“

„Nun wahrlich, Euer Gnaden kann doch nicht vom Himmel herunter gefallen seyn, und dies ist auch nicht der Ort, wo Ihr Euch ansiedeln könnt, also werdet Ihr wohl gezwungen seyn, weiter zu gehen.“

„Das ist allerdings so, ich habe aber dennoch Wahrheit geredet. Mein Vaterland ist nicht mein,

denn ich habe dort Niemand, als einen Vater, der mich nicht für seinen Sohn hält, und eine Stiefmutter, die mich wie einer Stiefsohn behandelt. Den Weg, den ich gehe, lasse ich vom Zufall bestimmen, und er würde da zu Ende seyn, wo ich Jemand fände, der mir das Nothdürftige gäbe, um dies elende Leben hinzuhalten.“

„Kann Euer Gestrengen irgend ein Handwerk?“

„Ich kann weiter nichts, als wie ein Hase laufen, springen wie ein Gemsbock, und gar zierlich mit der Scheere ausschneiden.“

„Das ist alles recht gut, nützlich und vortheilhaft, denn es wird sich schon ein Küster finden, der Euch die Opferpfennige am Allerheiligenfeste giebt, damit Ihr ihm zum grünen Donnerstage papierene Blumenzierrathen für das heilige Grab ausschneidet.“

„Mein Schneiden ist nicht von dieser Art, sondern mein Vater ist durch Gottes Barmherzigkeit ein Schneider und Strumpfmacher und hat mich Halbstiefeln zuschneiden gelehrt, welche, wie Euer Gnaden weiß, Stiefeletten mit Laschen sind, die mit ihrem eigentlichen Namen Halbstrümpfe oder Gamaschen heißen, und ich hätte wahrlich darin mein Meisterstück machen können, wenn mich das Unglück nicht so sehr niedergedrückt hielt.“

„Dies und noch mehr pflegt ehrlichen Leuten zu begegnen, und ich habe immer sagen hören, daß gute Geschicklichkeiten am meisten verloren gehen. Ihr seyd indeß noch in dem Alter, um Euer Schicksal verbessern zu können. Wenn ich aber nicht irre und

mein Auge mich nicht trügt, so hat Euer Gnaden noch andere, geheime Geschicklichkeiten, die Ihr nicht an den Tag legen wollt."

„Die habe ich allerdings, allein sie dürfen nicht allgemein bekannt gemacht werden, wie Euer Gnaden ganz richtig bemerkt hat."

„Nun, so kann ich Euch versichern, daß ich einer der verschwiegensten Menschen bin, die man weit und breit finden kann, und damit ich Euer Gnaden veranlasse, mir Euer Herz zu eröffnen und Zutrauen zu mir zu fassen, so will ich mich Euch zuerst entdecken, denn ich stelle mir vor, daß uns das Schicksal nicht ohne geheime Absicht hier zusammengeführt hat, und ich denke, wir werden von jetzt an bis zum letzten Augenblicke unseres Lebens recht aufrichtige Freunde bleiben. Ich, mein edler Herr, bin aus Fuenfrida gebürtig, einem, wegen der vornehmen Fremden, welche dort immer durchreisen, bekannten und berühmten Orte. Ich heiße Pedro del Rincon, und mein Vater ist ein Mann von Stande, denn er ist ein Diener des heiligen Kreuzzuges, d. h., wie das Volk zu sagen pflegt, Ablaßkrämer, oder Bullenausrufer. Ich hatte ihm eine Zeit lang bei seinem Geschäft geholfen und es so gut gelernt, daß ich im Ausrufen der Ablaßbullen auch dem Geschicktesten nichts nachgab; da ich aber eines Tages mehr Neigung zum Gelde für die Bullen, als zu den Bullen selbst verspürte, so umarmte ich einen solchen Geldsack und begab mich mit ihm nach Madrid, wo ich mit der Bequemlichkeit, welche sich dort gewöhn-

lich darbietet, in wenigen Tagen seine Eingeweide ausleerte, und ihn welker machte, als das Schnupftuch eines Neuvermählten. Der Cassenbeamte folgte mir nach, ich ward festgesetzt und fand wenig Begünstigung; da indeß die Herren mein geringes Alter sahen, so begnügten sie sich damit, mich an das Halseisen zu stellen, mir den Rücken ein wenig kehren zu lassen und mich vier Jahre lang aus der Hauptstadt zu verweisen. Ich faßte Geduld, zog die Schultern ein, erlitt das Halseisen und die Staupe, und ging in solcher Eile fort, um meine Verweisung zu befolgen, daß ich nicht Zeit hatte, mir ein Reitpferd zu suchen. Von meinen Sachen nahm ich mit, was ich konnte, und was mir am nöthigsten schien, und unter andern auch diese Karten (hier zog er das erwähnte Spiel hervor, welches er in die Halskrause gewickelt hatte), womit ich in den Schenken und Wirthshäusern von Madrid bis hierher meinen Unterhalt im Vingt et un gewonnen habe; denn so schmutzig und abgenutzt sie Euer Gnaden auch vorkommen mögen, so haben sie doch für den, der sie kennt, eine gar wunderbare Tugend, weil man immer so abheben kann, daß ein Aß unten liegt, und wenn Euer Gnaden mit diesem Spiele bekannt ist, so werdet Ihr einsehen, daß derjenige einen großen Vortheil hat, welcher gewiß weiß, daß die erste Karte ein Aß ist, welches ihm als Eins und auch als Elf dienen kann, denn durch diesen Vortheil bekommt man Einundzwanzig und nimmt das Geld weg. Außerdem lernte ich auch von dem Koche eines Gesand-

ten gewisse Kniffe im Quinola und im Pariren, welche man gewöhnlich die Volte nennt, und so wie Euer Gnaden im Zuschneiden Eurer Halbstiefeln bestehen kann, so kann ich auch als ein Meister gelten in der Wissenschaft der Beutelschneider. Damit bin ich sicher, nicht Hungers zu sterben, denn wenn ich auch nur in ein Bauernhaus komme, so findet sich immer Jemand, der die Zeit ein wenig mit Spielen vertreiben will, und damit wollen wir Beide sogleich einen Versuch anstellen. Wir wollen das Netz ausspannen und sehen, ob nicht ein Vogel von den Fuhrleuten, die hier sind, hineinfällt. Wir wollen nämlich, als wenn es Ernst wäre, Vingt et un mit einander spielen; läßt sich nun Einer gelüsten, den dritten Mann zu machen, so wird er der Erste seyn, der sein Geld sitzen läßt."

„Das mag in Gottesnamen geschehen! Uebrigens habt Ihr mir, gestrenger Herr, einen großen Dienst erwiesen, daß Ihr mir Euern Lebenslauf erzählt habt, wodurch ich mich verpflichtet fühle, Euch auch den meinigen nicht zu verhehlen, welcher kürzlich folgender ist: Ich bin gebürtig aus Pedroso, einem, zwischen Salamanca und Medina del Campo gelegenen Orte. Mein Vater ist ein Schneider, lehrte mich sein Handwerk, und durch meine gute Geschicklichkeit habe ich neben dem Schneiden mit der Scheere auch das Beutelschneiden gelernt. Das beschränkte Leben im Dorfe und die lieblose Behandlung meiner Stiefmutter wurde mir lästig; ich verließ meine Heimath, ging nach Toledo, um mein Handwerk zu

treiben und that Wunder darin, denn es war keine Reliquienbüchse unter einer Haube, keine so verborgene Tasche, die meine Hand nicht untersucht, meine Scheere nicht abgeschnitten hätte, wären sie auch von Argusaugen bewacht worden, und in vier Monaten, die ich dort war, bin ich niemals auf der That ertappt, überrascht, von Häschern verfolgt, oder von einem Ohrenbläser angeschwärzt worden; aber vor ungefähr acht Tagen brachte ein Erzspion die Nachricht von meiner Geschicklichkeit zu den Ohren des Stadtrichters, welcher, von meinen guten Eigenschaften angezogen, mich zu sehen wünschte; da ich aber sehr demüthig bin und nicht mit so vornehmen Leuten umgehen mag, so vermied ich seine Gegenwart und verließ die Stadt so eilig, daß ich mich weder mit einem Pferde, noch mit Geld, noch mit einer Kutsche, ja nicht einmal mit einem Karrn versehen konnte.“

„Genug davon, und da wir uns nun einmal kennen, so ist es nicht mehr Zeit zu diesem Großthun und Prahlen; wir wollen uns nur einander offen gestehen, daß wir keinen Heller im Vermögen, ja nicht einmal Schuhe haben.“

„Meinetwegen,“ sagte Diego Cortado (so hieß der Jüngere), „und da, wie Ihr gesagt habt, Herr Rincon, unsere Freundschaft ewig dauern soll, so wollen wir sie mit heiligen und löblichen Feierlichkeiten beginnen.“

Hier erhob sich Diego Cortado, umarmte Rinconen, und Rincon ihn wieder zärtlich und fest, wor-

auf sie sich sogleich hinsetzten und Vingt et un mit den erwähnten Karten spielten, welche zwar rein von Staub und Spreu waren, aber nicht von Schmuz und Spitzbüberei, und nach wenigen Spielen hob Cortado sein Aß eben so gut ab, wie sein Lehrer Rincon. Indem kam ein Fuhrmann in die Laube und bat um Erlaubniß, den dritten Mann zu machen; sie nahmen ihn sehr gern auf und gewannen in weniger, als einer halben Stunde zwölf Realen und zweiundzwanzig Maravedis von ihm, welches für ihn so gut war, wie zwölf Lanzenstöße und zweiundzwanzigtausend Hiebe. Da der Fuhrmann glaubte, sie würden sich nicht vertheidigen, weil sie so jung wären, so wollte er ihnen das Geld wieder nehmen; der Eine zog aber seinen kurzen Degen und der Andere sein Messer, und sie machten ihm so viel zu schaffen, daß es ihm ohne Zweifel übel würde ergangen seyn, wenn seine Gefährten nicht dazu gekommen wären. Indem kamen zufälliger Weise mehrere Reisende auf Maulthieren vorbei, die in der Schenke zum Schulzen, eine halbe Stunde weiter, Mittagsruhe halten wollten, als sie den Streit des Fuhrmanns mit den zwei Burschen hörten, stifteten sie Frieden und sagten zu den letztern, wenn sie vielleicht nach Sevilla gingen, so sollten sie mit ihnen kommen.

„Da wollen wir eben hin," sagte Rincon, „und wir werden Euer Gnaden in allem dienen, was Ihr uns befehlt."

Ohne sich nun weiter aufzuhalten, sprangen sie

vor den Maulthieren her, gingen mit den Fremden und ließen den Fuhrmann zornig und verdrießlich zurück. Die Wirthin verwunderte sich über das freie Wesen der beiden Schelme, denn sie hatte, ohne von ihnen bemerkt zu werden, ihre Unterhaltung mit angehört, und als sie dem Fuhrmann sagte, sie hätte aus ihren Aeußerungen vernommen, daß ihre Karten falsch wären, raufte er sich den Bart aus und wollte ihnen in die andere Schenke nachfolgen, um sein Geld wieder zu nehmen, denn er meinte, es wäre Schimpf und Schande, daß zwei solche Buben einen so alten Kerl, wie ihn, betrogen hätten; seine Gefährten hielten ihn aber zurück und riethen ihm, nicht nachzugehen, um seine Ungeschicklichkeit und Einfalt nicht bekannt zu machen; kurz, sie redeten ihm so viel zu, daß sie ihn, wo nicht trösteten, doch zum Bleiben bewogen. Indeß waren Cortado und Rincon so eifrig im Bedienen der Reisenden, daß diese sie den größten Theil des Weges hinter sich auf die Thiere nahmen; ob sich ihnen aber gleich verschiedene Gelegenheiten darboten, die Felleisen ihrer halben Herren zu untersuchen, so benutzten sie dieselben doch nicht, um nicht die gute Gelegenheit zur Reise nach Sevilla zu verlieren, wohin zu kommen sie großes Verlangen trugen. Wie sie indeß um die Vesperzeit ankamen, und wegen der Untersuchung und Bezahlung der Mauth zum Zollthore hineinritten, konnte sich Cortado nicht enthalten, den Mantelsack oder das Felleisen anzuschneiden, welches ein zur Gesellschaft gehörender Franzos hinter sich hatte. Er

brachte ihm mit seinem Messer eine so weite und tiefe Wunde bei, daß die Eingeweide gänzlich zum Vorschein kamen, und nun zog er vorsichtig zwei gute Hemden, eine Sonnenuhr und ein Taschenbuch heraus, lauter Sachen, worüber sie eben kein großes Vergnügen hatten, und da sie glaubten, weil der Franzos diesen Mantelsack bei sich führte, so würden gewiß nicht bloß solche unbedeutende Sachen darin seyn, wie sie gefunden hätten, so hätten sie die Untersuchung gern noch einmal vorgenommen, sie thaten es aber nicht, denn sie dachten, man hätte das Fehlende schon vermißt, und das Uebrige in Sicherheit gebracht. Sie hatten sich, ehe sie den Diebstahl begingen, schon bei denen beurlaubt, welche sie bis dahin mitgenommen hatten; am andern Tage verkauften sie die Hemden auf dem Trödelmarkte vor dem Sandthore und lösten zwanzig Realen daraus. Nachdem dies geschehen war, besahen sie die Stadt, bewunderten die Größe und Pracht der Hauptkirche, den großen Zusammenfluß von Leuten am Flusse, denn es war eben die Zeit, wo die Flotte beladen wurde, und es waren sechs Galeeren da, deren Anblick ihnen Seufzer auspreßte und sie mit Furcht vor der Zeit erfüllte, wo ihre Verbrechen ihnen eine Wohnung auf denselben verschaffen würden. Endlich sahen sie auch die vielen Knaben mit Körben, die dort herumgingen und fragten einen von ihnen, was dies für ein Gewerbe, ob es mit vieler Arbeit verbunden, und was dabei zu verdienen wäre? Ein asturischer Bursche, an welchen sie die Frage thaten, antwortete

ihnen, das Handwerk wäre sehr leicht, man bezahlte keine Abgabe davon und verdiente manchen Tag fünf bis sechs Realen, wofür man essen, trinken und Trumpf aus machen könnte, wie ein König. Uebrigens brauchte man keinen Herrn zu suchen, dem man ein Pfand geben müßte, und könnte zu jeder beliebigen Zeit essen, denn in der kleinsten Garküche der ganzen Stadt fände man immer Speise. Die Schilderung des Asturiers behagte den beiden Freunden nicht übel, und auch das Handwerk mißfiel ihnen nicht; denn es schien ihnen trefflich zu passen, um das ihrige verborgen und mit Sicherheit treiben zu können, weil sich ihnen Gelegenheit darbot, in alle Häuser zu gehen; sie beschlossen also, sich das dazu nöthige Geräth sogleich zu kaufen, weil sie dieses Handwerk ohne vorherige Prüfung reiben konnten. Sie fragten den Asturier, was sie kaufen müßten? Er antwortete ihnen: einige reine, neue Säcke, ein Jeder drei Körbe, zwei große und einen kleinen, in welchen das Fleisch, die Früchte und die Fische vertheilt würden; die Säcke dienten zum Brot tragen. Er führte sie hierauf dahin, wo dergleichen Gegenstände verkauft wurden, und mit dem, für die Hemden des Franzosen gelösten Gelde kauften sie Alles. Nach zwei Stunden waren sie für graduirt in dem neuen Geschäft anzusehen, so schön trugen sie die Körbe und die Säcke. Ihr Führer benachrichtigte sie von den Posten, die sie einzunehmen hätten: früh in den Fleischbänken und auf dem Platze San Salvador; an Fasttagen auf dem Fischmarkte und an

der Costanilla; Abends am Flusse und Donnerstags auf dem großen Markte. Diesen ganzen Unterricht faßten sie wohl im Gedächtniß auf und stellten sich den andern Tag ganz früh auf den Platz San Salvador. Kaum waren sie angelangt, als andere Bursche von demselben Gewerbe sie umringten, welche an den glänzenden Säcken und Körben sahen, daß sie ihr Amt eben erst anträten und ihnen tausend Fragen vorlegten, die sie alle mit vieler Klugheit beantworteten. Indem kamen eine Art von Student, und ein Soldat hinzu, und angezogen von den reinlichen Körben der beiden Neulinge, rief der Student Cortado'n, und der Soldat Rinconen, und Beide riefen: in Gottes Namen!

„Mein Handwerk," sagte Rincon, „beginnt gut, weil Ihr, gnädiger Herr, den Anfang mit mir macht."

„Das Handgeld," antwortete der Soldat, „soll gut seyn, denn ich habe gewonnen und bin verliebt, und will heut einigen Freundinnen meiner Geliebten einen Schmaus geben."

„Nun, so ladet mir nur nach Belieben auf, gnädiger Herr, denn ich habe Lust und Kräfte, den ganzen Markt fortzutragen, und sollte meine Hülfe beim Zubereiten der Speisen nöthig seyn, so bin ich auch dazu erbötig."

Der Soldat war zufrieden mit dem guten Willen des Knaben und sagte zu demselben: wenn er Lust hätte, zu dienen, so wollte er ihn von dieser geringen Beschäftigung wegnehmen, worauf aber

Rincon antwortete: weil dies der erste Tag wäre, wo er dasselbe triebe, so wollte er es nicht gern so schnell wieder aufgeben, wenigstens nicht eher, als bis er sähe, welche gute und schlimme Seiten es hätte; befriedigte es ihn aber nicht, so gäbe er ihm sein Wort, lieber ihm zu dienen, als einem Canonicus. Der Soldat lächelte, ladete ihm tüchtig auf und zeigte ihm das Haus seiner Dame, damit er es künftig wissen sollte, und er nicht nöthig hätte, ihn zu begleiten, wenn er ihn einmal wieder dahin schickte. Rincon gelobte Treue und gutes Betragen; der Soldat gab ihm drei Quartos, und er kehrte eilig nach dem Platze zurück, um keine anderweitige Gelegenheit zu verlieren, denn solche Geschwindigkeit hatte ihnen der Asturier empfohlen und ihnen auch gesagt, wenn sie kleine Fische trügen, wie Gründlinge, Sardellen, oder Plattfische, so könnten sie wohl einige davon behalten und aufbewahren, wenigstens für den Bedarf des Tages; das müßte indeß sehr pfiffig angefangen werden, damit sie das Zutrauen nicht verlören, welches die wichtigste Sache bei dem ganzen Gewerbe sey. So schnell indeß Rincon auch wieder kam, so fand er doch seinen Gefährten Cortado auf seinem Posten. Cortado kam seinem Freund entgegen und fragte ihn, wie die Geschäfte gegangen wären. Rincon öffnete die Hand und zeigte ihm die drei Quartos. Cortado griff in den Busen und zog ein Beutelchen hervor, dem man es ansah, daß es in vergangenen Zeiten gelb gewesen war; übrigens war es ziemlich angefüllt.

„Mit diesem Beutelchen“ sagte Cortado, „und mit noch zwei Quartos darüber, hat mich Seine Ehrwürden, der Herr Student, bezahlt; für jeden möglichen Fall aber nimm Du es in Verwahrung, Rincon.“ Wie er es ihm nun bereits heimlich zugesteckt hatte, sieh, da kam der Student schwitzend und zum Tode betrübt, zurück, und wie er Cortado'n erblickte, fragte er ihn, ob er nicht vielleicht eine Börse mit den und den Kennzeichen gesehen hätte, in welcher funfzehn Goldthaler gewesen wären, drei Doppelrealen und mehrere Maravedis, und welche ihm fehlte. Er möchte ihm nur sagen, ob er sie ihm weggenommen hätte, während er mit ihm zum Einkaufen herumgegangen wäre? Mit großer Verstellung und ohne im geringsten zu erschrecken, oder die Farbe zu verändern, antwortete Cordato:

„Was ich von diesem Beutel zu sagen weiß, ist, daß er nicht kann verloren seyn, wenn Euer Ehrwürden ihn nicht etwa hat schlecht verwahrt gehabt.“

„Das ist es ja eben, zum Henker,“ entgegnete der Student,“ daß ich ihn muß schlecht verwahrt haben, weil man mir ihn gestohlen hat.“

„Das sage ich auch; für Alles aber giebt es Mittel, nur nicht für den Tod, und dasjenige, welches Euer Ehrwürden ergreifen kann, ist das Erste und Vorzüglichste, nämlich — Geduld. Aus nichts hat Gott die Welt erschaffen, ein Tag kommt nach dem andern, und wo gegeben wird, wird auch genommen. Es kann ja seyn, daß derjenige, der Euch den Beutel gestohlen, seine That bereut und Euch

denselben in einem noch bessern Zustande zurückbringt.“

„Den bessern Zustand wollte ich ihm gern erlassen.“

„Uebrigens giebt es ja auch Excommunicationsbriefe, Bannedicte und Schlauheit die Mutter alles Glückes. Ich möchte aber wahrlich der Entwender dieser Börse nicht seyn, denn wenn Euer Ehrwürden schon irgend einen heiligen Orden empfangen hat, so würde ich glauben, eine große Blutschande, oder einen Kirchenraub begangen zu haben.“

„Freilich hat der Thäter einen Kirchenraub begangen, denn wenn ich auch nicht Priester bin, sondern nur Küster in einem Nonnenkloster, so gehörte doch das im Beutel befindliche Geld zur Einnahme von einer Capellanei, welches ein guter Freund von mir, ein Priester, mir aufzuheben gab; es ist also heiliges, geweihtes Geld.“

„Der Dieb wird es schon auf seinem Brote essen! Ich mag den Gewinnst nicht mit ihm theilen, denn es kommt ja ein Tag des Gerichts, wo Alles vergolten wird, und da wird sich's zeigen, wer hier der Gerechtigkeit entlaufen und so unverschämt gewesen ist, die Einkünfte einer Capellanei zu stehlen und zu entwenden. Aber sagt mir doch, Herr Küster, was trägt diese Capellanei jährlich wohl ein?“

„Den Teufel trägt sie ein“ antwortete der Küster ziemlich entrüstet; „soll ich denn jetzt aufgelegt seyn, Euch solche Einkünfte vorzurechnen? Wißt Ihr etwas von meiner Börse, so sagt es mir;

wo nicht, so geht mit Gott, und ich will sie ausrufen lassen.“

„Das ist kein übles Mittel; indeß rathe ich Euer Ehrwürden, daß Ihr nicht vergeßt, die Kennzeichen des Beutels, so wie auch das Geld genau anzugeben, welches darin ist; denn wenn Ihr Euch um einen Heller irrt, so sage ich Euch im Voraus, daß Ihr es in Euerm Leben nicht wieder bekommt.“

„Das hat nichts zu sagen, denn ich habe es besser im Gedächtniß, als das Lauten und werde mich nicht im Geringsten irren.“

Indem zog er ein mit Spitzen besetztes Schnupftuch aus der Tasche, um sich den Schweiß abzutrocknen, der ihm, wie aus einem Destillirkolben, vom Gesicht herab lief, und kaum hatte Cortado dies Tuch gesehen, als er es auch für gute Prise erklärte. Nachdem also der Küster fortgegangen war, folgte ihm Cortado nach, holte ihn an der Treppe ein, rief ihn dort bei Seite und fing an, ihm so vieles dummes Zeug vorzuschwatzen über den Diebstahl und das Wiederfinden der Börse, und ihm gute Hoffnung zu machen, ohne jemals einen angefangenen Satz zu vollenden, daß der arme Küster ihm ganz verblüfft zuhörte, und da er gar nicht begriff, was jener sagte, sich alles zwei- und dreimal wiederholen ließ. Cortado sah ihm aufmerksam in's Gesicht und ließ seine Blicke nicht aus den Augen; der Küster sah ihn ebenfalls so an und hing an seinem Munde. Diese Betäubung gab Cortado'n Gelegenheit, sein Vorhaben auszuführen; er zog ihm also

geschickt das Tuch aus der Tasche, nahm Abschied und sagte zu ihm: er möchte ihn auf den Abend hier wieder aufsuchen, weil er vermuthete, daß ein Bursche von seinem Gewerbe und seiner Größe, der ein ziemlicher Schelm sey, die Börse genommen habe, und er selbst machte sich verbindlich, es über kurz oder lang auszuforschen. Damit beruhigte sich der Küster ein wenig und nahm Abschied von Cortado'n; dieser kehrte zu seinem Freunde Rincon, welcher, nicht weit entfernt von ihm, Alles mit angesehen hatte. Etwas weiter entfernt stand ein anderer Korbträger, der alles gesehen hatte, was vorgefallen war, und auch wie Cortado seinem Cameraden Rincon das Tuch gegeben hatte; er kam zu ihnen hin und sprach:

„Sagt mir doch, meine schönen Herren, seyd Ihr vielleicht gut Chochem?“

„Das verstehen wir nicht, schöner Herr,“ antwortete Rincon.

„Wie? Ihr solltet es nicht verstehen, Ihr Herren Genfer?“

„Wir sind,“ sprach Cortado, „weder aus Genf noch aus Basel; wollt Ihr etwas von uns, so sagt es; wo nicht, so geht mit Gott.“

„Ihr versteht es also wirklich nicht? Nun, so will ich es Euch verständlich machen und mit einem Löffel einfüllen! Ich meine nämlich, Ihr Herren, ob Ihr Spitzbuben seyd? Aber ich weiß gar nicht, warum ich noch frage, denn ich weiß ja schon, daß

Ihr es seyd; sagt mir indeß, warum Ihr nicht auf das Zollamt des Herrn Monipodio gegangen seyd?“

„Ei, mein edler Herr,“ sagte Rincon, „bezahlen denn hier zu Lande die Spitzbuben Zoll?“

„Wenn man auch keinen Zoll bezahlt, so wird man doch wenigstens beim Herrn Monipodio eingeschrieben; denn der ist der Vater, Meister und die Stütze der Spitzbüberei. Ich rathe Euch daher, mit mir zu gehen und ihm bei Zeiten Gehorsam anzugeloben; wollt Ihr das nicht, so wagt es ja nicht, ohne seinen Befehl zu stehlen, sonst wird es Euch theuer zu stehen kommen.“

„Ich habe geglaubt,“ sprach Cortado, „das Stehlen wäre eine freie Kunst, die weder Abgaben noch Zoll entrichtete, oder wenn man dafür bezahlen müßte, so geschähe dies zusammen und auf Kosten der Kehle, oder des Rückens; da es aber nun einmal nicht anders ist und jedes Land seine Eigenthümlichkeiten hat, so wollen wir uns auch fügen, und weil dieser Ort der vornehmste in der Welt ist, so muß es hier auch am ordentlichsten zugehen. Führt uns also nur, gestrenger Herr, zu dem Cavalier, von welchem Ihr sprecht, denn ich bin schon überzeugt, daß er sehr geschickt, großmüthig und im Handwerk erfahren seyn muß.“

„Allerdings ist er geschickt, erfahren und heldenmüthig, und zwar so, daß in vier Jahren, während welcher er den Posten unseres Vorgesetzten und Vaters bekleidet, nur vier von uns in finibus terrae

gekommen, etwa dreißig ausgebürstet, und zweiundsechzig in die Wasserschlösser sind gesteckt worden.“

„Wahrlich, Herr,“ sagte Rincon, „wir verstehen diese Sprache eben so wenig, als wir fliegen können.“

„Wir wollen nur gehen und auf dem Wege will ich Euch Alles erklären, so wie auch noch einige andere Ausdrücke, deren Kenntniß Euch so nöthig ist, wie das Brot, welches Ihr eßt.“

Er sagte und erklärte ihnen also noch viele Benennungen in der Sprache, die man Rothwälsch, oder die Chochemsprache zu nennen pflegt, mit großer Weitläuftigkeit, denn der Weg war lang. Im Laufe des Gesprächs fragte Rincon den Führer:

„Ist Euer Edeln vielleicht ein Spitzbube?“

„Allerdings,“ antwortete jener, „um Gott und guten Leuten zu dienen, ob ich gleich nicht zu den Ausgelernten gehöre, denn ich stehe noch immer in meinem Lehrjahre.“

„Es ist mir ganz etwas Neues,“ sprach Cortado, „daß es Spitzbuben in der Welt geben soll, welche Gott und guten Leuten dienen.“

„Herr,“ antwortete der Bursche hierauf, „ich kümmere mich nicht um die Theologie; so viel weiß ich aber, daß ein Jeder in dem, was er treibt, Gott dienen kann, zumal bei den Befehlen, welche Monipodio allen seinen Untergebenen ertheilt hat.“

„Diese Befehle,“ meinte Rincon, „müssen ohne Zweifel gut und heilig seyn, weil sie es dahin bringen können, daß Spitzbuben Gott dienen.“

„Sie sind so gut und heilig,“ entgegnete der Bursche, „daß ich nicht weiß, ob man für unsere Kunst bessere finden könnte. So hat er z. B. befohlen, daß wir von dem, was wir stehlen, etwas als Almosen in seine Hände legen müssen zu Lampenöl für ein Heiligenbild, welches sich in dieser Stadt befindet, und wir haben schon große Dinge erblickt, die uns für dieses gute Werk geschehen sind. So bekam neulich ein Vierbeiner, der einen Griller gewiderhakt hatte, dreimal den Gruß, und ob er gleich schwächlich war und das viertägige Fieber hatte, so hielt er doch Alles aus, ohne zu singen, als wenn es nichts wäre, und wir andern Kunstgenossen schrieben dies lediglich seiner Frömmigkeit zu, denn seine Kräfte waren nicht hinreichend, Steppchens erstes Mitspielen auszuhalten. Da ich nun weiß, daß Ihr mich nach einigen Ausdrücken fragen werdet, deren ich mich bedient habe, so will ich dem zuvorkommen, ehe Ihr mich fragt. Wißt also, meine Herren, daß ein Vierbeiner ein Viehdieb, und der Gruß die Folter ist; Griller sind Esel, mit Erlaubniß zu sagen, widerhaken heißt so viel, als stehlen, und Steppchens erstes Mitspielen ist die Daumschraube. Uebrigens beten wir wöchentlich unsere Anzahl Rosenkränze, und einige von uns stehlen Freitags nicht, und geben sich Sonnabends mit keinem Weibsbild ab, welches Maria heißt.“

„Das ist Alles ganz köstlich,“ sprach Cortado, „sagt mir aber, gestrenger Herr, findet noch andere

Zurückgabe oder Buße Statt, als die Ihr genannt habt?“

„Von Zurückgabe kann die Rede nicht seyn, denn sie ist unmöglich, indem das Gestohlne in so viele Theile getheilt wird; ein jeder der Helfershelfer und Mitgesellen nimmt das Seinige davon, und folglich kann der eigentliche Dieb nichts wieder zurückgeben, vorzüglich, da uns Niemand dies zu thun befiehlt, denn wir gehen niemals zur Beichte; und wenn man Excommunicationsbriefe gegen uns erläßt, so erfahren wir nichts davon, weil wir nicht eher in die Kirche gehen, als an Festtagen, wo der Zusammenfluß so vieler Menschen uns reichen Gewinn darbietet.“

„Und demungeachtet meint Ihr Herren, Euer Leben sey heilig und gut?“

„Nun, was ist denn Böses daran? Ist es nicht schlimmer, ein Ketzer zu seyn, Vater oder Mutter todt zu schlagen, oder sich der Solomiterei schuldig zu machen?“

„Sodomiterei will Euer Gestrengen sagen.“

„Das meine ich auch.“

„Es ist Alles schlimm; da es aber unser Schicksal nun so gewollt hat, daß wir in diese Brüderschaft eintreten sollen, so geht zu, denn ich sterbe vor Begierde, Herrn Monipodio zu sehen, von dem Ihr so viel herrliche Sachen erzählt.“

„Dieser Wunsch wird Euch bald erfüllt werden, denn von hier sieht man schon sein Haus; bleibt Ihr Beide vor der Thür, und ich will hineingehen

und sehen, ob er unbeschäftigt ist, denn dies ist die Stunde, wo er Audienz zu geben pflegt."

„Nun, in Gottes Namen," sagte Rincon.

Der Bursche ging ein wenig voraus, trat in ein Haus, welches eben nicht gut, sondern vielmehr sehr schlecht aussah und die Beiden blieben vor der Thür stehen. Bald kam Jener wieder heraus und rief sie; sie traten ein, und ihr Führer befahl ihnen, in einem kleinen, mit Ziegelsteinen gepflasterten Hofraume zu harren, der so rein abgewaschen war, daß er wie der feinste Carntol aussah. Auf einer Seite stand eine Bank mit drei Beinen, auf der andern ein irdener Krug ohne Hals, nebst einem Schöpftopfe, der eben so mangelhaft war, als der Krug. An einem dritten Orte lag eine Matte von Schilfrohr und in der Mitte stand ein Blumentopf. Die Bursche besahen das Hausgeräth aufmerksam, indem sie Herrn Monipodio erwarteten, und da sie sahen, daß er zögerte, so wagte es Rincon, in eines von zwei kleinen Zimmern im untern Stocke zu treten, welche auf den Hof hinaus gingen; er erblickte hier, an vier Nägeln hängend, zwei Rappiere und zwei runde Korkschilde, ferner einen großen Kasten ohne Deckel, und auf dem Fußboden lagen noch drei Rohrmatten. An der Wand, der Thür gegenüber, hing ein schlecht in Kupfer gestochenes Bildniß der heiligen Jungfrau, unter demselben ein kleines Körbchen und daneben, in der Wand eingemauert, ein weißes Becken, woraus Rincon schloß, daß der Korb als Opferstock diente und das Becken Weihwasser enthielt, und so war es

auch. Indem traten zwei Burſche, jeder von etwa zwanzig Jahren, in das Haus, die wie Studenten gekleidet waren, und kurz darauf zwei Korbträger und ein Blinder. Ohne ein Wort zu reden, begannen ſie Alle im Hofe auf und ab zu gehen. Es dauerte nicht lange, ſo traten zwei alte Männer in wollenen Kleidern ein; ſie hatten Brillen vor, die ſie ernſthaft und verehrungswürdig machten, und Roſenkränze von raſſelnden Kugeln. Nun kam eine wohlbeleibte Alte, ging, ohne zu reden, in den Saal, nahm mit großer Andacht Weihwaſſer und kniete vor dem Muttergottesbilde nieder; ſo blieb ſie eine gute Weile, küßte dann den Fußboden dreimal, hob Arme und Augen eben ſo oft gen Himmel, ſtand auf, legte ihr Almoſen in das Körbchen und ging zu den Andern in den Hof. Kurz, es dauerte gar nicht lange, ſo waren in dieſem Hofe gegen vierzehn Perſonen von verſchiedenen Trachten und Ständen verſammelt, und zu dieſen kamen noch zwei muntere, wackere Burſche mit großen Stutzbärten, Hüten mit breiten Rändern, walloniſchen Halskragen, farbigen Strümpfen, Kniegürteln mit großen Schleifen, und ungewöhnlich langen Degen; anſtatt der Dolche trugen ſie Piſtolen, und ihre Schilde hingen an den Gürteln. So wie ſie eintraten, ſahen ſie Rinconen und Cortado'n von der Seite an, indem ſie ihnen ſeltſam vorkamen, da ſie ſie nicht kannten. Sie näherten ſich ihnen hierauf und fragten, ob ſie von der Brüderſchaft wären? Rincon antwortete:

„Das sind wir, und Euer Gnaden ganz ergebene Diener.“

Jetzt erschien die Zeit und Stunde, wo Herr Monipodio herab kam, der von der ganzen vortrefflichen Gesellschaft so sehnlich erwartet und mit so vielem Vergnügen gesehen wurde. Er schien fünf- und vierzig Jahre alt zu seyn, war groß von Körper, braun von Gesicht, hatte zusammengewachsene Augenbraunen, einen dicken, schwarzen Bart und tiefliegende Augen. Er war im Hemde, durch dessen vordere Oeffnung man einen Wald entdeckte, so viel Haare hatte er auf der Brust. Er trug einen wollenen Mantel, der ihm fast bis auf die mit übergetretenen Schuhen bekleideten Füße reichte, seine Beine waren bis auf die Knöchel mit weiten, leinenen Hosen bedeckt, und sein Hut war groß, glockenförmig und hatte einen breiten Rand; über Schulter und Brust hing ein Wehrgehenke mit einem kurzen, breiten Degen, fast wie ein Hirschfänger, seine Hände waren kurz und haarig, die Finger dick und die Nägel krumm und verwachsen; die Beine sah man nicht, allein die Füße waren ungeheuer groß, breit und übel gestaltet, kurz er hatte das Ansehen des roheſten, häßlichſten Kerls von der Welt. Der Führer unserer beiden Reisenden kam mit ihm herunter, ergriff diese bei den Händen und stellte sie Monipodio'n vor, indem er sagte:

„Dies sind die beiden wackern Burſche, Herr Monipodio, von denen ich Euer Gestrengen gesagt

habe; unterſucht ſie und Ihr werdet finden, daß ſie werth ſind, in unſere Verbindung zu treten.“

„Das will ich recht gern thun,“ antwortete Monipodio.

Wir haben zu ſagen vergeſſen, daß, als Monipodio herab kam, alle, die da auf ihn warteten, ihm tiefe Verbeugungen machten, die beiden Langdegen ausgenommen, welche nur ſo obenhin, wie man zu ſagen pflegt, die Hüte ein wenig lüfteten und ſogleich wieder umhergingen. Monipodio ging auf allen Seiten der Halle herum und fragte die Neulinge nach ihrem Gewerbe, Vaterlande und ihren Eltern. Rincon antwortete:

„Unſer Gewerbe iſt ſchon genannt, da wir zu Euch kommen; unſer Vaterland und unſere Eltern zu wiſſen, mag für Euch, wie ich denke, nicht von großer Wichtigkeit ſeyn, indem hier nicht die Rede davon iſt, daß wir irgend einen Orden empfangen ſollen.“

„Ihr ſeyd auf dem rechten Wege, mein Sohn,“ ſprach Monipodio, „und thut recht wohl, die erwähnten Gegenſtände zu verhehlen, denn wenn die Sachen nicht gut gehen, dann iſt es ſchlimm, wenn unter dem Namenszuge des Schreibers, oder im Buche der Zugegangenen ſteht: der und der, ein Sohn des und des, gebürtig da und da her, wurde an dem und dem Tage gehangen, gepeitſcht, oder dergleichen, wenigſtens tönt das übel in kitzliche Ohren. Ich ſage alſo noch einmal, daß es ausgemacht vortheilhaft ſey, das Vaterland zu verſchweigen, die

Eltern nicht zu nennen, und die Namen zu verändern, obgleich unter uns nichts Verborgenes Statt finden muß; jetzt verlange ich nur die Namen von Euch Beiden zu wissen.“

Beide nannten ihre Namen.

„Nun, so will ich, daß Ihr, Rincon, Euch von jetzt an Rinconet, und daß Ihr, Cortado, Euch Cortadillo nennet, denn das sind Namen, die vortrefflich zu Euerm Alter und zu unsern Verordnungen passen, nach welchen es auch nothwendig ist, die Namen der Eltern unserer Mitbrüder zu wissen, denn wir haben die Gewohnheit jährlich gewisse Messen für die Seelen unserer Verstorbenen und Wohlthäter lesen zu lassen, wozu wir das Almosenstipendum von einem Theile unseres Erwerbs verwenden, und diese gelesenen und bezahlten Messen sollen, wie man sagt, jene Seelen in modum naufragii erretten. Unter unsere Wohlthäter gehören: der Procurator, der uns vertheidigt, der Häscher, der uns warnt, der Büttel, der Mitleiden für uns hat, derjenige, welcher, wenn einer von uns durch die Straße flieht, und man hinter ihm her ruft: ein Dieb! ein Dieb! Haltet auf! haltet auf! dazwischen tritt, sich dem Strome der Verfolgenden widersetzt und sagt: Ueberlaßt ihn doch seinem Bewußtseyn, er ist ja unglücklich genug und mag es selbst verantworten; sein Verbrechen mag ihn bestrafen! So sind auch die Hülfreichen Schwestern unsere Wohlthäterinnen, welche, im Schweiße ihres Angesichts, uns sowohl im Gefängniß, als vor Gericht

beistehen; auch unsere Väter und Mütter gehören dazu, die uns in die Welt setzen; ferner ist der Schreiber mit inbegriffen, der guten Willen hat, unsere Verbrechen schuldlos und die Strafe für die Schuld gering zu machen. Für alle die genannten Personen begeht unsere Brüderschaft jährlich ein Adversarium mit der größten Pumpe und Solicität."

„Gewiß," sprach Rinconet (denn so heißt er nun schon), „dieß ist ein Werk, des hohen und tiefen Verstandes würdig, den Ihr, Herr Monipodio, wie wir dasselbe gehört haben, besitzen sollt. Unsere Eltern sind aber noch am Leben; überleben wir sie aber, so wollen wir sogleich diese glorwürdige, vortreffliche Brüderschaft davon benachrichtigen, damit die Rettung in modum suffragii und das Adversarium, wovon Euer Gestrengen sprach, wie es gewöhnlich ist, mit Pomp und Solennität veranstaltet werde, wenn es nicht besser mit der Pumpe und Solicität geschieht, wie Ihr gar richtig sagtet."

„Das soll geschehen," sagte Monipodio, „oder ich will mich zerreißen lassen."

Nun rief er den, der die Beiden hergeführt hatte und sagte zu ihm:

„He, Sanchuelo, sind die Posten ausgestellt?"

„Ja," antwortete jener, „drei Schildwachen stehen auf der Lauer, und wir haben nicht zu fürchten, daß man uns überfalle."

„Nun, also wieder auf das Vorige zurück zu kommen! Ich wünschte zu wissen, meine Söhne, was

Ihr verſteht, um Euch nach Eurer Neigung und Geſchicklichkeit Anſtellung und Arbeit zu übertragen.“

„Ich,“ antwortete Rinconet, „verſtehe mich ein wenig auf das Nehmen und nicht wieder geben, kann durch dicken Rauch hindurchſehen, und verſtehe alle möglichen Spiele. Jeder Betrug dabei iſt mir bekannt. Ich bin rechts und links, wie ein Studentenmantel, verſtehe mich beſſer auf Spaß, als auf Ernſt, und getraue mir, auch dem Geſchickteſten die Augen auszuwiſchen.“

„Das iſt wenigſtens ein Anfang; indeß iſt es doch nichts Ordentliches und Alles ſo verbraucht, daß es keinen Neuling giebt, der es nicht wüßte. Solche Künſte dienen bloß dazu, einen Dummkopf zu bearbeiten, der ſich am hellen Tage anführen läßt; die Zeit wird aber vergehen und die Ernte wird kommen; denn wenn wir auf dieſen Grund ein halbes Dutzend Lehrſtunden bauen, ſo hoffe ich zu Gott, daß Ihr ein guter Geſelle, wo nicht gar Meiſter werden ſollt.“

„Alles, um Euer Geſtrengen und den Herren Mitbrüdern zu dienen,“ antwortete Rinconet.

„Und Ihr, Cortadillo,“ fragte Monipodio, „was könnt Ihr?“

„Ich verſtehe die Kunſt, welche man zwei hinein und fünf heraus nennt, und kann ſehr geſchickt und ſchnell eine Taſche ausleeren.“

„Wißt Ihr noch mehr?“

„Ach, leider, nein!“

„Betrübt Euch darüber nicht, mein Sohn, denn

Ihr seyd in einen Hafen gekommen, wo Ihr nicht ertrinken sollt, sondern Ihr werdet vielmehr, versehen mit allem, was Euch am dienlichsten seyn kann, wieder aus demselben herauskommen. Wie steht es aber nun mit Eurem Muth, meine Söhne?“

„Wie soll es anders stehen,“ sagte Rinconet, „als sehr gut? Wir haben Muth, alles zu unternehmen, was unsere Kunst und unser Gewerbe betrifft.“

„Das ist gut; allein ich wünschte zu wissen, ob Ihr Kraft genug hättet, wenn es nöthig wäre, ein halbes Dutzend Grüße auszuhalten, ohne die Lippen zu öffnen, oder zu sagen, dieser Mund ist mein?“

„Wir wissen schon,“ antwortete Cortadillo, „was Grüße sind, Herr Monipodio, und haben Muth zu Allem; denn wir sind gerade klug genug, um einzusehen, daß die Gurgel für die Zunge büßen muß, und der Himmel erzeigt ja einem kühnen Menschen (um mich eines andern Ausdruckes zu bedienen) schon Gnade genug, daß er sein Leben und seinen Tod in den Schutz seiner Zunge stellt, und ein Nein kostet eben nicht mehr, als ein Ja.“

„Genug, es ist nichts mehr nöthig; dieser Grund allein überzeugt, verpflichtet, beredet und zwingt mich, Euch sogleich als wirkliche Brüder aufzunehmen und Euch das Probejahr zu erlassen.“

„Auch ich bin der Meinung,“ sprach einer von den beiden Raufern; einstimmig bestätigten es auch alle Gegenwärtigen, welche das ganze Gespräch mit angehört hatten, und baten Monipodio'n, den beiden

Ankömmlingen zu gestatten und zu erlauben, daß sie an den Vorrechten der Brüderschaft Theil nehmen könnten, weil ihr gutes Aeußere und ihre verständigen Reden dies allerdings verdienten. Er antwortete, daß er, um ihnen Allen gefällig zu seyn, dies augenblicklich bewilligen wollte, wobei er die Neulinge ermahnte, dies sehr zu schätzen, denn sie brauchten von dem ersten Diebstahle, den sie begingen, nicht die Hälfte abzugeben, in dem ganzen Jahre keine niedern Dienste zu thun, als zum Beispiel ältern Brüdern Nachrichten in das Gefängniß, oder in die Häuser ihrer Helfershelfer zu bringen; sie dürften ungemischten Wein trinken, schmausen, wann, wie und wo sie wollten, ohne ihre Vorgesetzten um Erlaubniß zu fragen, könnten unverzüglich mit den ältern Brüdern gleichen Antheil an der Beute fordern, nebst andern Dingen, die sie als ausgezeichnete Gunst schätzten, und wofür sie mit sehr höflichen Worten dankten. Indem kam ein Bursche athemlos hereingelaufen und sagte:

„Der Polizeidiener kommt auf das Haus zu, hat aber keine Häscher bei sich.“

„Macht nur kein Geräusch,“ sprach Monipodio; „er ist unser Freund und kommt nicht, um uns zu schaden; seyd nur still, ich will hinaus gehen und mit ihm sprechen.“

Damit beruhigten sich diejenigen, die schon etwas zu fürchten begonnen hatten; Monipodio ging vor die Thür und fand den Bettelvogt, mit welchem er

ein wenig sprach, sodann wieder hineinkam und fragte:

„Wer hat heut den Platz San-Salvador zu besorgen gehabt?“

„Ich,“ antwortete der Führer unserer Abentheurer.

„Warum ist mir denn ein gelbes Beutelchen noch nicht eingehändigt worden, welches man diesen Morgen auf jenem Platze mit funfzehn Goldthalern, zwei Doppelrealen, und ich weiß nicht, wie viel Quartos, gewiderhakt hat?“

„Es ist wohl wahr, daß dieser Beutel heut weggekommen ist, ich habe ihn aber nicht entwendet und kann mir auch nicht vorstellen, wer ihn sollte genommen haben.“

„Keine Betrügerei gegen mich! Der Beutel muß her; denn der Polizeidiener verlangt ihn und der ist unser Freund und thut uns in einem Jahre tausend Gefälligkeiten.“

Der Bursche schwor von neuem, daß er nichts davon wüßte, und Monipodio begann so zornig zu werden, daß ihm Feuer aus den Augen zu lodern schien, wobei er sagte:

„Niemand mache sich etwa den Spaß, die geringste unserer Verordnungen zu verletzen, oder es soll ihm das Leben kosten. Den Sack heraus! Wenn ihn Jemand verbirgt, um die Abgaben nicht zu bezahlen, so will ich ihm seinen ganzen Antheil geben und das Uebrige aus meinem Beutel bezahlen, denn

der Polizeidiener muß auf jeden Fall befriedigt werden.“

Der Bursche fing wieder an, zu schwören und sich zu verfluchen, und versicherte, daß er den Beutel nicht genommen, ja, nicht einmal gesehen hätte; dies Alles aber entflammte Monipodio's Zorn nur noch mehr und gab Gelegenheit, daß die ganze Gesellschaft in Gährung gerieth, weil sie sah, daß ihre Statuten und wohlthätigen Verordnungen so verletzt wurden. Wie nun Rinconet so viel Zwist und Unruhe bemerkte, schien es ihm schicklich, die Ruhe wieder herzustellen und seinen Vorgesetzten zu befriedigen, der von Wuth außer sich war; er berathschlagte sich also mit seinem Freunde Cortadillo, und nach ihrer gemeinschaftlichen Meinung zog er den Beutel des Küsters hervor und sagte:

„Der Streit mag aufhören, meine Herren, denn hier ist der Beutel, ohne daß etwas von dem Gelde fehlt, welches der Polizeidiener angiebt; mein Camerad Cortadillo hat ihn heut nebst einem Tuche erbeutet, welches er demselben Eigenthümer abgenommen hat.“

Sogleich zog Cortadillo das Tuch heraus und zeigte es vor. Als es Monipodio sah, sprach er:

„Cortadillo der Gute (denn diesen Titel und Zunamen soll er von jetzt an führen), mag das Tuch behalten, und ich übernehme es, diesen Dienst zu belohnen; den Beutel aber muß der Polizeidiener bekommen, denn er gehört einem seiner Verwandten, einem Küster, und wir müssen das Sprichwort er-

füllen: Demjenigen, welcher Dir ein ganzes Huhn giebt, kannst Du wohl ein Bein davon wiedergeben; denn der gute Polizeidiener übersieht in einem Tage mehr von uns, als wir ihm in hundert Tagen geben können."

Alle lobten einstimmig den Edelmuth der beiden neuen Mitglieder, und das Urtheil und die Meinung ihres Meisters, welcher hinausging, um dem Polizeidiener den Beutel einzuhändigen; Cortadillo aber behielt den Zunamen des Guten, so wie Don Alonzo Perez von Guzman, der Gute, welcher das Messer über die Mauer von Tarifa warf, um seinem einzigen Sohne den Kopf damit abzuschneiden. Wie Monipodio zurückkehrte, kamen mit ihm zwei Mädchen mit geschminkten Gesichtern, bemalten Lippen und weiß angestrichenen Busen; sie trugen Halbmäntel von Sarse, und waren voller Frechheit und Unverschämtheit, deutliche Zeichen, an denen Rinconet und Cortadillo beim ersten Anblicke sahen, daß es gefällige Schwestern wären, und sie irrten sich auch durchaus nicht. So wie sie eintraten, eilten sie mit offenen Armen, die eine auf Chiquiznaque'n, die andere auf Maniferro'n zu (so hießen die beiden Raufer, und zwar der letztere, weil er eine eiserne Hand hatte anstatt seiner eigentlichen, welche die Obrigkeit ihm hatte abhauen lassen). Sie umarmten die Mädchen mit großer Freude und fragten: ob sie etwas mitbrächten, um den Hauptkanal anzufeuchten?

„Wie sollte das fehlen, mein Herzblatt?" sagte die eine, welche Gananciosa hieß; „Dein Scharwen-

zel Silvatillo wird bald mit einem Wäschkorbe hier seyn, der mit Allem angefüllt ist, was uns Gott gegeben hat."

Und so war es auch, denn in demselben Augenblicke kam ein Bursche mit einem Wäschkorbe, der mit einem Betttuche bedeckt war. Alle Gegenwärtigen freuten sich über Silvato's Eintritt, und Monipodio befahl sogleich, eine von den Schilfmatten aus dem Zimmer zu holen und sie mitten in den Hof zu breiten, worauf er gebot, daß man sich in die Runde setzen sollte, um den Zorn zu unterdrücken und das abzuhandeln, was am nöthigsten wäre. Hierauf sagte die Alte, welche vor dem Bilde gebetet hatte:

„Mein Sohn Monipodio, ich bin nicht zu Fasten aufgelegt, denn ich habe seit zwei Tagen einen Schwindel, der mich fast närrisch macht; übrigens gedenke ich auch noch vor Mittags meine Andacht zu verrichten und vor unserer lieben Frau zum Wasser und vor Sanct Augustins Crucifix meine Lichtchen aufzustecken, was ich nicht unterlassen würde, wenn es auch schneite und hagelte. Ich bin bloß hergekommen, weil der Renegat und Centopies gestern Abend einen Wäschkorb, der wohl noch etwas größer war, als dieser hier ist, voll weißer Wäsche in mein Haus gebracht haben, und bei Gott und meiner Seele, sie war noch ganz voll Lauge, welche die armen Teufel wohl nicht hatten ausringen können, daß es ein Jammer war, wie sie athemlos gelaufen kamen, und das Wasser von ihren Gesichtern floß, daß sie aussahen, wie die lieben Engelein. Sie sagten mir, sie wären

einem Viehhändler auf der Spur, der in der Fleischbank mehrere Hammel gewogen hätte, und nun wollten sie versuchen, ob sie nicht einer großen Geldkatze voll Realen, die er bei sich führte, habhaft werden könnten. Sie packten die Wäsche nicht aus und zählten sie auch nicht, weil sie meiner großen Gewissenhaftigkeit vertrauten, und so wahr Gott meine guten Wünsche erfüllen und uns vor der Gewalt der Gerechtigkeit bewahren möge, ich habe den Korb nicht angerührt und er steht noch so da, wie er war.“

„Wir glauben Euch Alles, Frau Mutter,“ antwortete Monipodio, „und der Korb mag dort bleiben; beim Einbruche der Nacht will ich hingehen, alles untersuchen was da ist und Jedem geben, was ihm gebührt, so gewissenhaft und treu, wie ich es zu thun gewohnt bin.“

„Es geschehe, wie Ihr denkt, mein Sohn. Es wird aber spät; gebt mir also ein Schlückchen, wenn Ihr es habt, um meinen Magen zu stärken, der immer so schwach ist.“

„Das sollt Ihr haben, Mutter,“ sagte Escalanta (so hieß die Gefährtin Gananciosens). Sie deckte den Korb auf, und es zeigte sich ein lederner Schlauch von ungefähr zwei Arroben Wein, nebst einem Korkbecher, der ganz füglich und ohne Uebertreibung eine Azumbre fassen konnte. Escalanta füllte diesen und reichte ihn der sehr andächtigen Alten, die ihn mit beiden Händen faßte, den Schaum ein wenig abblies und sagte:

„Du haſt mir viel eingeſchenkt, Tochter Escalanta, Gott wird mir aber Kräfte zu Allem geben.“

Nun ſetzte ſie den Becher an den Mund und in einem Zuge, ohne Athem zu holen, goß ſie Alles in den Magen, leerte aus und ſagte:

„Ach, das Herrlein iſt von Guadalcanal, und hat ſo eine gewiſſe Blume; Gott ſtärke Dich, Tochter, wie Du mich geſtärkt haſt; ich fürchte aber nur, er wird mir ſchaden, weil ich noch nüchtern bin.“

„Das wird er nicht, Mutter,“ ſagte Monipodio, „denn er iſt dreijährig.“

„Ich hoffe es zu unſerer lieben Frau,“ antwortete die Alte und fuhr fort: „Seht doch zu, Kinder, ob Ihr etwa einen Quarto habt, daß ich meine Andachtslichter kaufen kann, denn in der Eile und Freude, womit ich hierher gelaufen bin, um Euch die Nachricht von dem Korbe zu bringen, habe ich zu Hauſe den Geldbeutel vergeſſen.“

Hierauf ſagte Gananciosa: „Ich habe Geld, Frau Pipota (dies war der Name der guten Alten); hier ſind zwei Quartos; mit dem einen bitte ich Euch, ein Licht für mich zu kaufen und es dem heiligen Michael aufzuſtecken; bekommt Ihr aber zwei dafür, ſo ſteckt das andere dem heiligen Blaſius auf, denn Beide ſind meine Schutzpatrone. Ich wünſchte, Ihr könntet auch der heiligen Lucia eins verehren, die ich wegen der Augen anbete, aber ich habe keine kleine Münze mehr. Ein andermal will ich aber ſchon alles beſorgen.

„Daran wirſt Du wohl thun, meine Tochter,

Sey ja nicht geizig, denn es ist von großer Wichtigkeit, die Heiligen durch Lichter zu verehren, ehe man stirbt, und nicht zu warten, bis die Erben oder Testamentvollzieher es thun."

„Mutter Pipota hat Recht," sagte Escalanta, zog den Beutel, gab ihr noch einen Quarto und trug ihr auf, denjenigen Heiligen noch zwei Lichter aufzustecken, die sie für die nützlichsten und dankbarsten hielt. Damit ging Pipota fort und sagte:

„Freut Euch, Ihr Kinder, da es noch Zeit dazu ist, denn das Alter wird kommen, und dann werdet Ihr, so wie ich, die in der Jugend verlorenen Augenblicke beweinen. Empfehlt mich Gott in Euern Gebeten; ich will gehen und dasselbe für Euch und für mich thun, damit er uns bei unserm gefährlichen Handwerke schütze und von den Ueberfällen der Gerechtigkeit befreie."

Damit ging sie. Als die Alte fort war, setzten sich Alle um die Matte herum, und Ganancia breitete das Betttuch als Tischtuch auf. Das Erste, was sie aus dem Korbe zog, war ein großes Bündel Rettige und gegen zwei Dutzend Pomeranzen und Zitronen; hierauf kam eine sehr große Schüssel mit Stücken gebackenen Stockfisches, ein halber flandrischer Käse, ein Topf voll köstlicher Oliven, eine Schüssel voll Seekrebse und eine Menge anderer Krebse, mit einer Durst erregenden Brühe von Kapern und Pfeffer, nebst drei außerordentlich weißen Broten von Gandul. Die Frühstücksgesellschaft mochte sich ungefähr auf vierzehn Personen belaufen, und keiner der Ge-

genwärtigen unterließ es, seine kurzen Messer hervor zu ziehen, außer Riconete'n, welcher sein Seitengewehr zog. Die beiden Alten mit den wollenen Röcken und Ganchuelo bekamen das Schenkenamt mit dem Korkbecher; kaum hatten sie aber angefangen, einen Angriff auf die Pomeranzen zu thun, als sie alle durch wiederholte Schläge an die Thür in großen Schrecken gesetzt wurden. Monipodio gebot Stille, ging in das Gemach und nahm einen Schild vom Nagel; hierauf zog er den Degen, stellte sich an die Thür und rief mit hohler und schrecklicher Stimme: „Wer klopft?"

„Niemand anders als ich, Herr Monipodio," antwortete man von außen; „ich bin Tagarote, habe diesen Morgen die Schildwache, und will Euch nur sagen, daß eben die bausbackige Juliane kommt; sie ist ganz zerzaust und verweint, und sieht aus, als wenn ihr irgend ein Unglück begegnet wäre."

Indem kam sie schluchzend näher; als sie Monipodio hörte, öffnete er die Thür und befahl Tagarote'n, auf seinen Posten zurück zu gehen, künftig aber seine Nachrichten mit weniger Geräusch zu bringen; und jener antwortete: er würde es befolgen. Die Bausbackige trat ein; sie war ein Mädchen von demselben Schlage und Gewerbe, wie die beiden andern, hatte das Gesicht voller Beulen, und fiel, so wie sie in den Hof trat, ohnmächtig zu Boden. Ganancioſa und Escalanda eilten ihr zu Hülfe, und wie sie ihr die Brust entblößten, fanden sie sie ganz blau und

wie zerschlagen. Man spritzte ihr Wasser in's Gesicht, worauf sie zu sich kam und laut rief:

„Gottes und des Königs Gerechtigkeit über den lästerischen Schurken, über den feigen Spitzbuben, über den lausigen Schuft, den ich mehrmal vom Galgen gerettet habe, als er Haare im Barte hat! Ich Unglückliche! Seht nur, meine Jugend und die Blüthe meiner Tage habe ich verloren und hingegeben, und für wen? für einen unbarmherzigen, boshaften, verstockten Hundsfott!“

„Beruhige Dich, Juliane,“ sagte Monipodio, „denn hier bin ich und will Dir Gerechtigkeit verschaffen. Erzähle uns den Schimpf, den man Dir angethan hat, und Du sollst mehr Zeit zum Erzählen brauchen, als ich, um Dich zu rächen. Hast Du etwa mit Deinem Schatz etwas vorgehabt? Wenn dies der Fall ist, und Du verlangst Rache, so darfst Du nur den Mund aufthun.“

„Ei was Schatz! Eher soll der Teufel in der Hölle mein Schatz seyn, als dieser Löwe unter den Lämmern, dieses Schaf unter den Menschen! Mit dem sollte ich wieder an einem Tische essen, oder auf einem Lager liegen? Eher sollen die Schakals mein Fleisch fressen, das er so zugerichtet hat, wie Ihr da seht!“

Hier hob sie die Röcke bis an die Knie, und auch wohl noch etwas weiter, in die Höhe, und man sah, daß ihre Beine voller Schwielen waren.

„So,“ fuhr sie fort, „hat mich der undankbare Repolido zugerichtet, ob er mir gleich mehr Er-

kenntlichkeit schuldig ist, als der Mutter, die ihn gebar. Und aus welcher Ursache glaubt Ihr wohl, daß er es gethan hat? Glaubt Ihr, daß ich ihm Ursache gegeben habe? Nein, wahrlich nicht! Er hatte gespielt und verloren, und nun schickte er seinen Scharwenzel Carbrillas zu mir und verlangte dreißig Realen, ich schickte ihm aber nur vierundzwanzig, die ich mit so vieler Mühe und Arbeit erworben habe, daß ich den Himmel bitte, mir dieselbe zur Buße für meine Sünden anzurechnen. Aber zum Lohne für diese Artigkeit und Güte, (weil er etwa geglaubt hat, ich hielte ihm etwas von dem zurück, was ich, nach seiner Meinung, haben konnte,) führte er mich diesen Morgen hinaus auf das Feld hinter dem königlichen Garten, zog mich dort unter einigen Olivenbäumen aus, und gab mir mit seinem Gurte, ohne sogar das Eisenwerk davon wegzunehmen — wenn ich ihn doch in eisernen Banden sehen sollte! — so viele Hiebe, daß ich wie todt liegen blieb, was auch die Schwielen beweisen, die Ihr gesehen habt.“

Nun erhob sie die Stimme von neuem und verlangte Gerechtigkeit, die ihr auch Monipodio und alle die gegenwärtigen Raufer versprachen. Ganancioſa fing an, sie zu trösten und sagte, sie würde gern eines ihrer besten Kleinode darum geben, wenn es ihr mit ihrem Liebhaber eben so gegangen wäre; „denn Du mußt wissen, liebe Juliane,“ fuhr sie fort, „wenn Du es noch nicht weißt, wen der Herr liebt, den züchtigt er, und wenn diese Spitzbuben uns

schlagen, prügeln und mit Füßen treten, gerade dann beten sie uns an. Und um dieses zu beweisen, gestehe mir nur die Wahrheit; machte Dir Nepolido nicht eine Liebkosung, nachdem er Dich abgedroschen hatte?“

„Nur eine, meinst Du? Hunderttausend, und er hätte wohl einen Finger von der Hand darum gegeben, wenn ich mit ihm gegangen wäre, ja, es schien mir fast, als wenn ihm Thränen in die Augen gekommen wären, wie er mich geprügelt hatte.“

„Daran ist nicht zu zweifeln, und er wird sicher vor Schmerz geweint haben, wie er gesehen hat, in welchem Zustande Du warst, denn die Männer haben bei solchen Gelegenheiten das Vergehen kaum begangen, so bereuen sie es auch schon, und Du wirst sehen, Schwester, ob er nicht, ehe wir noch von hier weggehen, kommt, um Dich zu suchen, Dich wegen des Vorgefallenen um Verzeihung zu bitten, und sich vor Dir zu schmiegen, wie ein Lamm.“

„Wahrlich,“ sagte Monipodio, „der feige Schelm soll nicht zu dieser Thür herein kommen, wenn er nicht vorher wegen des vergangenen Verbrechens ausgezeichnete Buße gethan hat. Wie? Er sollte sich an dem Gesicht und Fleisch Julianens vergriffen haben, die sich in Reinlichkeit und Nutzbarkeit selbst mit der gegenwärtigen Gananciosa vergleichen kann? Ich weiß zu ihrem Lobe nichts Besseres zu sagen.“

„Ach,“ sagte Juliane, „sagt nichts Böses von dem verdammten Schlingel, gestrenger Herr Moni-

podio, denn so schlimm er auch seyn mag, so habe ich ihn doch noch lieber, als mein eigenes Herz; die Dinge, welche meine Freundin Gananciosa zu seiner Vertheidigung gesagt hat, haben mir die Seele im Leibe umgekehrt, und wahrlich, ich bin Willens, hinzugehen und ihn aufzusuchen."

„Wenn ich Dir rathen soll," sagte Gananciosa, „so thue das nicht, denn alsdann würde er die Nase erst hoch tragen, sich brüsten, und Dir mitspielen, wie einem armen Hunde. Verhalte Dich nur ruhig, denn Du wirst sehen, daß er in Kurzem so reuevoll kommt, wie ich gesagt habe, und wenn er nicht kommt, so schreiben wir ihm einen Brief in Versen, der ihm das Gewissen schärfen soll."

„Gut," sagte Juliane, „ich habe ihm so tausend Dinge zu schreiben."

„Und ich," sagte Monipodio, „will den Secretair machen, wenn es nöthig seyn sollte, denn wenn ich auch kein Dichter bin, so kann doch jeder Mensch, wenn er sich nur Mühe giebt und Muth dazu hat, ein Paar tausend Verse machen, wie man eine Hand umwendet; und sollten die meinigen nicht gut ausfallen, so habe ich einen Barbier, der mein Freund ist, und uns in jedem Augenblicke völlig damit versehen wird. Jetzt wollen wir aber unser Frühstück beendigen, und hernach wird sich Alles geben."

Juliane fügte sich zum Gehorsam gegen ihren Vorgesetzten; Alle kehrten zu ihrem Schmause zurück und erblickten bald den Grund des Korbes und die Hefen

des Weinschlauches. Die Alten tranken sine fine, die Jungen im Ueberflusse, und die Damen mit öftern Wiederholungen. Endlich baten die Alten um die Erlaubniß, sich wegbegeben zu dürfen; Monipodio ertheilte sie ihnen, und trug ihnen auf, ihm pünktliche Nachricht zu geben von Allem, was für die Brüderschaft nützlich und zweckmäßig seyn könnte; sie versprachen, es zu besorgen, und gingen. Rinconet, der von Natur neugierig war, fragte, nachdem er vorher um Verzeihung und Erlaubniß gebeten hatte, Monipodio'n, was der Gesellschaft zwei so weißharige, ernsthafte, abgelebte Personen nützen könnten? Worauf dieser antwortete, man nennte sie, nach der hier gewöhnlichen Art zu reden, Spürhunde, und sie dienten dazu, am Tage in der Stadt herumzugehen und nachzuspähen, in welchem Hause man bei Nacht einbrechen könnte; ferner gingen sie denjenigen nach, welche Geld aus dem Kaufhause oder der Münze holten, und sähen zu, wohin es getragen und wo es niedergelegt würde; wüßten sie dies, dann untersuchten sie die Stärke der Mauer und bezeichneten den schicklichsten Ort, wo man Löcher machen und das Einbrechen erleichtern könnte. Kurz, er sagte, diese wären die nützlichsten Leute in der Gesellschaft, oder doch wenigstens eben so nützlich, als Andere, und von Allem, was durch ihre List gestohlen würde, bekämen sie, wie seine Majestät von den öffentlichen Schätzen, den fünften Theil. Uebrigens wären sie Männer von großer Wahrhaftigkeit, gutem Lebenswandel und Rufe, gottesfürchtig

und gewissenhaft und hörten täglich mit außerordentlicher Andacht die heilige Messe. „Einige unter ihnen,“ fuhr Monipodio fort, „und vorzüglich die Beiden, welche eben weggingen, sind so bescheiden, daß sie sich mit weit Wenigerem begnügen, als was ihnen nach unsern Vorschriften gebührt. Nun sind noch zwei Andere da, welche Lastträger sind; da sie nun immer in andern Häusern zu thun haben, so wissen sie die Ein- und Ausgänge aller Häuser in der ganzen Stadt, also auch, welche davon für uns nützlich seyn können, oder nicht.“

„Das kommt mir alles ganz vortrefflich vor,“ sagte Rinconet, „und ich wünschte recht sehr, einer so berühmten Brüderschaft ebenfalls von einigem Nutzen zu seyn.“

„Stets begünstigt der Himmel gute Wünsche.“

Indem sie noch in diesem Gespräche begriffen waren, wurde an die Thür geklopft; Monipodio ging hinaus, um zu sehen, wer da wäre, und als er fragte, antwortete man:

„Macht nur auf, Herr Monipodio, ich bin Repolido!“

Juliane hörte diese Stimme, erhob die ihrige und sagte:

„Oeffnet nicht, Herr Monipodio, macht diesem tarpejischen Ungeheuer, diesem orcanischen Tyger nicht auf!“

Monipodio unterließ deshalb doch nicht, Repolido'n die Thür zu öffnen; als dies aber Juliane sah, stand sie auf, eilte in das Gemach, wo die

Schilde hingen, schloß die Thür hinter sich zu und rief laut von innen heraus:

„Schafft mir dies Affengesicht fort, diese Geißel der Unschuld, diesen Schrecken sanfter Tauben.“

Maniferro und Chiquiznaque hielten Repolido'n fest, welcher durchaus zu Julianen hinein wollte; da sie ihn aber nicht losließen, sagte er von außen:

„Laß es gut seyn, zornige Schöne; beruhige Dich, so lieb Dir Dein Leben ist, und Du sollst auch heirathen.“

„Ich heirathen, Spitzbube?“ rief Juliane, „seht doch, wie der Vogel jetzt pfeift! Du meinst wohl, ich soll Dich heirathen? Lieber einen Todten, als Dich!“

„Ei Du Närrchen, hör' einmal auf, denn es ist spät, und fahre nicht so hoch, weil Du siehst, daß ich so gelind rede, denn wahrlich, wenn mir die Kolleradar schwillt, dann kommst Du aus dem Regen in die Traufe. Demüthige Dich, und wir wollen uns Alle demüthigen, damit wir dem Teufel kein Mittagsbrot anrichten.“

„Ich wollte ihm das Abendbrod noch dazu geben, wenn er Dich nur wohin führte, wo Dich meine Augen nicht wieder erblickten.“

„Ich sage es doch! Ich merke wohl, Fräulein Strohsack, daß ich den Teufel noch einmal austreiben muß.“

„In meiner Gegenwart,“ fiel Monipodio ein, „soll nichts Unanständiges vorfallen. Juliane wird herauskommen, aber nicht auf solche Drohungen,

sondern mir zu Liebe, und Alles wird gut gehen, denn Zänkereien zwischen Leuten, die einander gut sind, verursachen bei der Versöhnung ein doppeltes Vergnügen. Komm, Tochter Juliane, komm heraus, liebes Bausbäckchen, mir zu Gefallen; Repolido soll Dich auf den Knien um Verzeihung bitten!"

„Wenn er das thut," sagte Escalanta, „so wollen wir ihm Alle zu Gunsten reden und Julianen bitten, daß sie heraus kommt."

„Wenn diese Unterwerfung," sagte Repolido, „bloß darauf abzwecken soll, mich zu beschimpfen, so soll mich eine ganze Armee Schweizer nicht dazu zwingen; ist es aber, um Julianen einen Gefallen damit zu thun, so will ich nicht allein vor ihr knien, sondern mir sogar einen Nagel in den Kopf schlagen lassen."

Chiquiznaque und Maniferro lachten, worüber sich Repolido erzürnte, indem er glaubte, sie machten sich über ihn lustig; er sagte daher im höchsten Zorne:

„Wem es einfallen sollte, über das zu lachen, was Juliane gegen mich geäußert hat, oder was ich gesagt habe, oder was wir Beide noch sagen werden, der lügt, und wird lügen, so oft er lacht, oder nur daran denkt, wie ich schon gesagt habe."

Chiquiznaque und Maniferro sahen sich einander an und machten so zornige, aufgebrachte Gesichter, daß Monipodio einsah, es würde ein Unglück entstehen, wenn er sich nicht in's Mittel schlüge; deshalb stellte er sich schnell zwischen sie und sagte:

„Nicht weiter, Ihr Herren Cavaliere; unterlaßt die harten Reden und verschluckt sie, und da diejenigen, die bis jetzt gesagt worden sind, noch keinen Bezug haben, so mag sich auch dieselben Niemand annehmen.“

„Wir sind gewiß,“ antwortete Chiquiznaque, „daß man uns ähnliche Erinnerungen nicht gegeben hat, noch geben wird, denn wenn wir das denken könnten, so wäre die Handtrommel in solchen Händen, die sie wohl zu spielen wüßten.“

„Auch wir verstehen uns auf die Handtrommel, Herr Chiquiznaque,“ rief Repolido, „und könnten auch wohl die Cymbeln dazu spielen, wenn es nöthig wäre; ich habe schon gesagt, wer lacht, der lügt, und wer anders denkt, der folge mir, denn wenn auch mein Degen eine Spanne kürzer ist, so will ich doch wohl meinen Satz behaupten.“

Bei diesen Worten wollte er zur Thür hinausgehen. Juliane hatte Alles mit angehört, und als sie merkte, daß er zornig fortgehen wollte, kam sie heraus und sagte:

„Haltet ihn auf, daß er nicht weggeht, sonst spielt er wieder einen von seinen gewöhnlichen Streichen. Seht Ihr denn nicht, wie aufgebracht er ist? Er ist im Losschlagen ein wahrer Judas Macatelus! Kehre um, Du, aller Welt Eisenfresser und mein Augapfel!“

Damit ergriff sie ihn und hielt ihn fest am Mantel; auch Monipodio kam hinzu, und sie hielten ihn zurück. Chiquiznaque und Maniferro wußten nicht,

ob sie zürnen sollten, oder nicht; sie blieben indeß ruhig und erwarteten, was Nepolido thun würde. Als dieser sah, daß Juliane und Monipodio ihn baten, kehrte er um und sagte:

„Freunde sollten ihre Freunde niemals erzürnen, noch die Freunde ausspotten, vorzüglich, wenn sie sehen, daß es die Freunde verdrießt.“

„Es ist hier kein Freund,“ antwortete Manisferre, „der einen andern Freund erzürnen, oder verspotten will, und da wir Alle Freunde sind, so mögen sich auch die Freunde einander die Hände geben.“

„Ihr habt Alle wie gute Freunde gesprochen,“ sagte Monipodio, „und als solche gebt Euch auch Freundeshände.“

Dies geschah sogleich. Escalanta zog einen Holzschuh aus und fing an, darauf zu trommeln, wie auf einer Handpauke, Gananciosa nahm einen neuen Palmbesen, der da lag, kratzte damit hin und her und brachte einen Ton hervor, der, wenn er auch rauh und hart war, doch mit dem des Holzschuhs übereinstimmte. Monipodio zerbrach einen Teller und machte zwei Stücken davon, die er zwischen die Finger nahm, und mit großer Leichtigkeit an einander schlug, so daß daraus der Contrapunkt zum Holzschuh und Besen wurde. Rinconet und Cortadillo verwunderten sich über die neue Erfindung mit dem Besen, die sie bis jetzt noch niemals gesehen hatten; Manisferro merkte dies und sagte zu ihnen:

„Ihr wundert Euch über den Besen? Da habt Ihr Recht, denn eine schneller ausführbare, weniger

ſchwierige und wohlfeilere Muſik iſt in der Welt noch nicht erfunden worden, und wahrlich, ich habe neulich von einem Studenten ſagen hören: weder der Ohrbeißer, der die Eierkitze aus der Hölle holte, noch der Dummerjan, der aus dem Meere geritten kam, wie ein Cavalier auf einem Miethesel, noch der andere große Muſikant, der eine Stadt mit hundert Thoren und eben ſo vielen Pforten aus der Erde herausleierte, hätten jemals eine beſſere Art von Muſik erfunden, die ſo leicht zu begreifen, ohne Taſten, Schlüſſel und Saiten zu ſpielen ſey, und des Stimmens ſo wenig bedürfe, als dieſe. Und bei Gott, man ſagt auch, es hätte ſie ein munterer Kerl aus dieſer Stadt erfunden, der ſich etwas darauf zu gute thut, ein Hector in der Muſik zu ſeyn.“

„Das glaube ich wohl,“ antwortete Rinconet; „wir wollen aber doch auch hören, was unſere Muſikanten ſingen werden; denn ich dächte, Gananciosa hätte ausgeſpuckt, und das iſt ein Zeichen, daß ſie ſingen will.“

So war es auch, denn Monipodio hatte ſie gebeten, einige der gebräuchlichen Seguidillas zu ſingen; Escalanta begann aber zuerſt, und ſang mit klarer, zitternder Stimme Folgendes:

Ein Sevillaner, kraus von Haar,
Verbrennt mir's Herz im Leibe gar.

Gananciosa fuhr fort:

Ein jung und bräunlich Angeſicht,
Welch feurig Mädchen liebt' es nicht?

Hierauf sang Monipodio, indem er seine Scherben tüchtig handhabte:

Ist zwischen zwei Verliebten Streit,
So wird daraus bald Einigkeit.

Juliane wollte ihre Freude nicht mit Stillschweigen übergehen; sie nahm daher auch einen Holzschuh, mischte sich unter die Fröhlichen und sang:

Schlag' mich nicht wieder bis auf's Blut,
Denn glaub' nur, daß es wehe thut.

„Langsam gesungen!" sagte hier Repolido; „redet nicht von alten Geschichten, denn dazu ist keine Ursache da, und was vorbei ist, das ist vorbei. Zieht ein anderes Register, und damit Basta!"

Sie waren auf gutem Wege, den angefangenen Gesang nicht so bald zu beendigen, allein sie hörten hastig an die Thür klopfen; Monipodio eilte schnell hin, um zu sehen, wer da sey, und die Schildwache sagte ihm, der Gerichtsdiener käme die Gasse herunter, und vor ihm her gingen die zwei neutralen Häscher Tordillo und Cernicalo. Die inwendig waren, hörten dies und erschraken Alle so sehr darüber, daß Juliane und Cecalanta ihre Holzschuhe verkehrt anzogen, Gananciosa den Besen, Monipodio seine Scherben fallen ließ, und die Musik vor lauter Schrekken schwieg; Chiquiznaque verstummte, Repolido stand mit offenem Munde da, Maniferro war verwirrt, und Alle verschwanden, der Eine da, der Andere dorthin, indem sie theils in die Schornsteine, theils auf die Dächer kletterten, um zu entschlüpfen und von da in eine andere Straße zu kommen. Nie

hat ein unvermuthet abgeschossenes Gewehr, oder ein plötzlicher Donnerschlag ein Volk sorgloser Tauben so sehr erschreckt, als diese ganze auserlesene Gesellschaft wackerer Leute durch die Nachricht in Furcht und Angst gesetzt wurde, daß der Gerichtsdiener mit seinen Häschern im Anzuge sey. Die beiden Novizen Rinconet und Cortadillo wußten nicht, was sie machen sollten; sie verhielten sich also ruhig und erwarteten, wie dieser plötzliche Sturm ablaufen würde; es wurde aber weiter nichts daraus, als daß die Schildwache wieder kam und anzeigte, der Gerichtsdiener sey vorübergegangen, ohne das geringste Zeichen irgend eines bösen Verdachtes zu geben. Während dies Monipodio'n gesagt wurde, kam ein junger Cavalier in sogenannter häuslicher Kleidung an die Thür; Monipodio brachte ihn mit herein, befahl, daß man Chiquiznaqu'en, Maniferro'n und Repolido'n rufen, die Andern aber oben lassen sollte. Da Rinconet und Cortadillo im Hofe geblieben waren, so konnten sie das ganze Gespräch mit anhören, welches zwischen Monipodio und dem zuletzt angekommenen Cavalier vorfiel; dieser fragte, warum das, was er bestellt hätte, so schlecht wäre besorgt worden? Monipodio antwortete: er wisse noch nicht, was geschehen sey, indeß wäre der Beamte hier, welchem er die Sache aufgetragen hätte, und dieser würde sehr gute Rechenschaft geben können. Indem kam Chiquiznaque herunter, und Monipodio fragte ihn: ob er den Auftrag wegen des Messerschnittes von vierzehn Enden erfüllt hätte?

„Welchen?“ fragte Chiquiznaque, „den beim Kaufmann aus der Kreuzstraße?“

„Eben den,“ antwortete der Cavalier.

„Was diese Sache betrifft, so erwartete ich meinen Mann gestern Abend an der Thür seines eigenen Hauses, und er kam auch noch vor der Vesper. Ich ging ihm sehr nahe, betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit, maß sein Gesicht mit den Augen und fand dasselbe so klein, daß es die unmöglichste Unmöglichkeit war, auf demselben einen vierzehnendigen Schnitt anzubringen. Da ich mich nun in der Unmöglichkeit befand, das Versprochene auszuführen und das zu thun, was meine Destruction befahl . . . .“

„Instruction wollt Ihr sagen, und nicht Destruction.“

„Ja, so wollt' ich sagen. Da ich also sah, daß auf diesem kleinen, schmalen Gesichte die vierzehn Enden keinen Platz hatten, so gab ich, um nicht vergebens gegangen zu seyn, seinem Bedienten den Schnitt, der wohl noch einige Enden mehr haben mochte.“

„Ich wünschte aber doch, Ihr hättet lieber dem Herrn sieben Enden gegeben, als dem Diener vierzehn. Kurz, man hat gegen mich nicht Wort gehalten, wie man gesollt hätte; es thut aber nichts, denn die dreißig Ducaten, die ich Euch drauf gegeben habe, drücken mich wenig, ich bin also Euer Diener.“

Hier zog er den Hut ab, drehte sich um und

wollte gehen; allein Monipodio faßte ihn an dem bunten Mantel, den er trug, und sagte:

„Bleibt, gnädiger Herr, und erfüllt Euer Versprechen, denn wir haben das unsrige ehrlich und gut erfüllt. Es fehlen noch zwanzig Ducaten, und Ihr werdet nicht hier weggehen, ohne entweder diese, oder ein gültiges Pfand zu erlegen.“

„Das nennt Ihr also Euer Wort erfüllen, wenn Ihr dem Diener den Schnitt gebt, welcher für den Herrn bestimmt war?“

„Ganz recht, gnädiger Herr,“ sagte Chiquiznaque; „es scheint, als wenn Ihr Euch des Sprichwortes nicht erinnertet: Wer den Herrn liebt, liebt auch den Hund.“

„Wie kann denn dieses Sprichwort hierher passen?“

„Ist es denn nicht dasselbe, wenn man sagt: Wer den Herrn haßt, haßt auch den Hund? Da nun der Kaufmann der Herr ist, den Euer Gnaden haßt, so ist der Diener sein Hund, und wer den Hund schlägt, der schlägt auch den Herrn; unsere Schuld ist also abgetragen und hat die gültigste Ausführung, weßhalb auch hier weiter nichts zu thun ist, als sie gleich und ohne Weigerung zu bezahlen.“

„Ja, bei Gott,“ sagte Monipodio, „das muß geschehen, und Ihr, Freund Chiquiznaque, habt mir in allem, was Ihr gesagt habt, das Wort aus dem Munde genommen. Daher, mein schöner Herr, laßt Euch mit Euern Dienern und Freunden nicht in Kleinigkeitskrämereien ein, sondern nehmt meinen

Rath an und bezahlt sogleich die gethane Arbeit. Wünscht Ihr, daß man dem Herrn auch noch einen Schnitt beibringe, so groß ihn sein Gesicht eben fassen kann, dann ist es so gut, als wenn er schon unter den Händen des Wundarztes wäre."

„Nun, wenn das ist, so will ich sehr gern sowohl den einen, als den andern Schnitt für voll bezahlen."

„Zweifelt daran eben so wenig, als daran, daß Ihr ein Christ seyd, denn Chiquiznaque wird ihn so vortrefflich zeichnen, daß es aussieht, als wenn er so geboren wäre."

„Auf dieses Versprechen hin nehmt die Kette hier zum Pfande der rückständigen zwanzig Dukaten und vierzig anderen, die ich Euch für den nächsten Messerschnitt anbiete. Sie ist tausend Realen werth, und es könnte seyn, daß sie ganz darauf ginge, denn ich glaube immer, ich werde in kurzem noch einen Vierzehnender brauchen."

Hierbei nahm er eine fein gearbeitete Kette vom Halse und gab sie Monipodio'n, der sich durch das Gefühl und ihre Schwere überzeugte, daß sie nicht von Messing war. Monipodio nahm sie sehr vergnügt und höflich an, denn er war überaus artig; die Ausführung wurde Chiquiznaque'n übertragen, der sich nur Frist bis zum Abend ausbat. Der Cavalier ging sehr zufrieden fort und Monipodio rief sogleich die Abwesenden und Verscheuchten hinzu. Sie kamen Alle herab; Monipodio stellte sich mitten unter sie, zog ein Taschenbuch hervor, welches er in

der Mantelkappe hatte, und gab es Rinconeten, daß es derselbe lesen sollte, denn er selbst konnte nicht lesen. Rinconet schlug es auf und las auf dem ersten Blatte:

Messerschnitte, welche in dieser Woche müssen ausgetheilt werden.

Den Ersten bekommt der Kaufmann aus der Kreuzstraße; trägt funfzig Dukaten ein, wovon dreißig auf Abschlag gezahlt sind; Executor: Chiquiznaque.

„Ich glaube nicht, mein Sohn," sagte Monipodio, „daß hier noch weiter etwas steht, geh weiter, wo die Stockprügel stehen."

Rinconet schlug das Blatt um und las:

Stockprügel.

Dem Garkoche zum Kleeblatt zwölf Prügel erster Klasse, jeden zu einem Thaler; acht auf Abschlag gegeben; Frist: sechs Tage. Executor: Maniferro.

„Das kann man ausstreichen," sagte Maniferro, „denn heut Abend soll die Rechnung geschlossen werden."

„Ist noch mehr da, mein Sohn?" fragte Monipodio.

„Ja," antwortete Rinconet und las weiter:

Dem buckligen Schneider, der mit seinem Spitznamen der Distelfink heißt, sechs Hiebe erster Klasse, auf Verlangen der Dame, der er das Halsband zurückbehalten hat. Executor: Desmochado.

„Es wundert mich," sagte Monipodio, „daß diese Sache noch nicht abgemacht ist. Ohne Zweifel

muß Desmochado krank seyn, denn es sind schon zwei Tage über die Frist verflossen und er hat seinen Auftrag noch nicht besorgt."

„Ich traf ihn gestern," sagte Maniferro, „und er sagte mir: weil der Schneider krank gewesen und nicht ausgegangen sey, hätte er seine Schuld nicht abtragen können."

„Das glaube ich wohl," entgegnete Monipodio, „denn Desmochado ist ein brauchbarer Bursche, der ohne ein so wichtiges Hinderniß wohl schon größere Unternehmungen ausgeführt hätte. Ist noch etwas da, Bursche?"

„Nein, Herr," antwortete Rinconet.

„Nun, so geh' weiter, zu den gewöhnlichen Beschimpfungen."

Rinconet fuhr fort und las:

Gewöhnliche Beschimpfungen, nämlich: Tintenflaschen anwerfen, Einsalbungen mit Wachholderöl, Teufelsbilder und Hörner anheften, ausspotten, erschrecken, verstellte Messerschnitte, Pasquille, u. drgl.

„Was steht weiter unten?"

„Einsalbung mit Wachholderöl im Hause . . ."

„Lies das Haus nicht; ich weiß schon, wo es ist und bin selbst die Hauptperson und der Executor dieser Posse. Es sind vier Thaler auf Abschlag bezahlt und das Ganze beträgt acht Thaler."

„Richtig, das steht alles hier und weiter unten heißt es: Hörner anzuheften . . . ."

„Auch dies lies nicht. Es ist genug, daß die Beschimpfung geschehe, und man braucht sie nicht öffentlich bekannt zu machen, denn das wäre gewissenlos. Ich wenigstens wollte lieber hundert Hörner anheften und eben so viele Teufelsbilder, wenn man mich dafür bezahlte, als es nur einmal Jemanden sagen, wäre es auch der Mutter, die mich geboren hat.“

„Der Executor dieser Sache ist Mariqueta.“

„Es ist schon gethan und bezahlt. Sieh nach, ob sonst noch etwas da ist, denn wenn ich mich recht erinnere, so muß noch ein Erschrecken für zwanzig Thaler da seyn. Die Hälfte ist schon bezahlt, die ganze Brüderschaft soll die Sache ausführen, und der ganze laufende Monat ist als Frist gesetzt. Die Sache soll buchstäblich ausgeführt werden, ohne daß ein Titelchen daran fehlt, und einen Spaß soll es geben, wie er seit langen Zeiten in dieser Stadt nicht vorgefallen ist. Gieb mir das Buch, junger Mensch; ich weiß, daß weiter nichts da ist und daß das Handwerk sehr schläfrig geht, indeß wird schon eine andere Zeit auf die jetzige folgen, und wir werden zu thun bekommen, mehr als wir wünschen, denn es bewegt sich kein Blatt ohne Gottes Willen, und wir können Niemand zwingen, sich zu rächen, vorzüglich, da jeder seine Angelegenheiten am liebsten selbst besorgt, und nicht gern Andere für das bezahlt, was er mit eigenen Händen verrichten kann.“

„So ist es,“ sagte Repolido; „bedenkt aber jetzt, was Ihr uns zu verordnen und zu befehlen

habt, Herr Monipodio, denn es wird spät und fängt schon an, sehr heiß zu werden.“

„Es braucht weiter nichts gethan zu werden, als daß Jeder sich auf seinen Posten begiebt, und unverändert dort bleibt, bis zum Sonntage, wo wir uns hier wieder zusammenfinden und, ohne Jemand zu beeinträchtigen, das vertheilen wollen, was eingegangen ist. Rinconet dem Guten und Cortadillo'n ertheile ich bis zum Sonntage die Strecke vom Goldthurme außerhalb der Stadt bis zur Schloßpforte, wo sie ganz bequem ihre Kartenkünste machen können, denn ich habe Andere gesehen, die weniger geschickt waren, als sie, und doch jeden Tag ihre zwanzig Realen Münze, ohne das Silber, verdienten, und das mit einem einzigen Kartenspiele, an welchem noch vier Blätter fehlten. Ganchoso wird Euch diesen Platz anweisen, und wenn Ihr auch bis nach Sanct Sebastian und Sanct Elmo geht, so hat das wenig zu sagen, ob es gleich den Rechten gemäß ist, daß Niemand den Bezirk eines Andern betrete.“

Die Beiden küßten ihm die Hand für die erzeigte Gnade und versprachen, ihr Amt mit aller möglichen Geschicklichkeit und Vorsicht zu verwalten. Hierauf zog Monipodio aus seiner Mantelkappe ein zusammengelegtes Papier, auf welchem das Verzeichniß der Brüder stand, und trug Rinconeten auf, seinen und Cortadillo's Namen dazu zu schreiben; da er aber kein Tintefaß hatte, so gab er ihm das Papier, daß er in der ersten Apotheke, die er finden

würde, einzeichnen sollte: Rinconet und Cortadillo, Brüder; kein Novizíat; Rinconet, Blätterer; Cortadillo, Taschenpfiff; hierbei Tag, Monat und Jahr, ohne Eltern und Vaterland zu nennen. Indem kam einer von den alten Spürhunden hinein und sagte:

„Ich komme, Euch zu melden, daß ich so eben Lobillo'n aus Malaga getroffen habe; er sagte mir, er hätte sich in seiner Kunst so gebessert, daß er mit einer neuen Karte dem Teufel selbst das Geld abnehmen würde; man hätte ihm aber übel mitgespielt, deshalb könnte er nicht sogleich kommen, um sich einschreiben zu lassen, und den gebührenden Gehorsam zu bezeigen; allein auf den Sonntag würde er ohne Zweifel hier seyn."

„Ich habe immer geglaubt," sagte Monipodio, „daß dieser Lobillo einzig in seiner Kunst werden würde, indem er die besten und tauglichsten Hände dazu hat, die man sich nur wünschen kann; denn wer sein Handwerk, oder seine Kunst ordentlich treiben will, braucht eben sowohl gute Werkzeuge zum Ausführen, als Geschicklichkeit zum Lernen."

„Eben so habe ich auch in einer Herberge in der Färberstraße, den Juden getroffen, der in geistlicher Kleidung dort wohnt, weil er Nachricht bekommen hat, daß in demselben Hause zwei Peruaner leben; er will nun versuchen, sie in's Spiel zu verwickeln, und meint, wenn es auch anfangs wenig eintrüge, so könnte es doch mit der Zeit viel werden. Auch er wird auf den Sonntag bei der Zusammenkunft nicht fehlen, und Rechenschaft von sich ablegen."

„Auch dieser Jude ist ein tüchtiger Falk, ich habe ihn aber lange nicht gesehen, und das macht er nicht gut; wahrlich, wenn er sich nicht bessert, reiße ich ihm die Larve ab, denn der Spitzbube hat so wenig die Priesterweihe empfangen, als ein Türke, und versteht eben so wenig Lateinisch, als meine Mutter. Giebt es noch etwas Neues?“

„Nein, wenigstens nichts, was ich wüßte.“

„Nun gut! Da, Ihr Herren, nehmt diese Kleinigkeit (er vertheilte gegen vierzig Realen unter sie Alle), und auf den Sonntag fehle Keiner, denn auch an der Einnahme soll es nicht fehlen.“

Alle dankten ihm; Repolido und Juliane, Escalanta und Maniferro, und Gananciosa und Chiquiznaque umarmten sich, und verabredeten mit einander, dieselbe Nacht, wenn sie daheim ihre Geschäfte besorgt hätten, sich in Pipota's Wohnung zu versammeln, wohin auch Monipodio zu kommen versprach, um das Verzeichniß der Wäsche aufzunehmen, und dann sogleich das Geschäft wegen der Wachholderölsalbung zu besorgen und zu vollenden. Er umarmte Rinconeten und Cortadillo'n, gab ihnen seinen Segen und entließ sie, indem er ihnen empfahl, niemals eine gewisse Wohnung, oder einen bestimmten Aufenthaltsort zu haben, weil diese Vorsicht zum Heil der ganzen Gesellschaft nothwendig sey. Ganchoso begleitete sie, bis er ihnen ihre Posten gezeigt hatte, und erinnerte sie, den Sonntag nicht wegzubleiben, weil er glaubte, Monipodio würde ihnen eine Oppositions-Lehrstunde über ihre Kunst ertheis

len. Damit ging er fort, und ließ die Beiden voll Verwunderung zurück über das, was sie gesehen hatten. Rinconet hatte, ungeachtet seiner Jugend, einen sehr gesunden Verstand und gute, natürliche Anlagen, und da er in dem Bullengeschäft viel mit seinem Vater umhergezogen war, so verstand er etwas von richtigem Sprachgebrauche und mußte sehr über die Redensarten lachen, die er von Monipodio'n und den übrigen Gliedern seiner ehrenwerthen Gesellschaft gehört hatte, wie z. B. in modum naufragii, anstatt in modum suffragii, Allmosenstupendum, anstatt Almosenstipendium; oder wie Juliana Repolido'n einen orcanischen, anstatt einen hyrkanischen Tyger genannt hatte, und vorzüglich gefiel es ihm, daß sie gemeint hatte, der Himmel würde ihr den mühevollen Verdienst der vierundzwanzig Realen als Bußübung für ihre Sünden anrechnen; am meisten aber bewunderte er die Sicherheit, womit sie darauf rechneten, wegen der pünktlichen Ausübung ihrer Andacht, in den Himmel zu kommen, ob sie gleich mit Diebstählen und Beleidigungen Gottes belastet waren. Er lachte über die wackere, alte Pipota, welche einen gestohlenen Korb mit Wäsche in ihrem Hause aufbewahrte, während dem aber hinging, um den Heiligenbildern Licht aufzustecken, und dadurch spornstreichs im Himmel einzuziehen glaubte. Nicht weniger verwunderte er sich über den Gehorsam und die Ehrfurcht, welche Alle gegen Monipodio'n hatten, da derselbe doch ein wilder, roher und seelenloser Mensch war. Er überlegte, was er in dem Taschenbuche ge-

lesen hatte, und mit welchem Handwerke die Gesellschaft sich beschäftigte; zuletzt machte er noch Bemerkungen über die Sorglosigkeit der Justiz in der so berühmten Stadt Sevilla, weil in dieser fast offenbar eine so verderbliche und der Natur selbst zuwider handelnde Menschenklasse lebte, und er beschloß bei sich selbst, seinem Gefährten vorzuschlagen, daß sie dieses verworfene Leben nicht lange führen wollten. Demungeachtet wurde er durch seine Jugend und geringe Erfahrung hingerissen, einige Monate lang dabei zu bleiben, während welcher ihm Dinge begegneten, die eine längere Beschreibung erforderten, und wir unterlassen es daher bis zu einer andern Gelegenheit, sein Leben und seine Thaten, nebst denen seines Lehrers Monipodio zu erzählen, so wie andere von den Begebenheiten jener ehrlosen Akademie, denen Allen große Rücksicht gebührt und die denen, welche sie lesen, als Beispiel und Warnung dienen können.

III.

Die englische Spanierin.

Unter der Beute, welche die Engländer aus Cadiz wegführten, nahm auch Clotald, ein englischer Ritter und Befehlshaber eines Schiffsgeschwaders, ein Mädchen von ungefähr sieben Jahren mit nach London, und das gegen Wissen und Willen des Grafen von Essex, welcher das Kind mit allem Eifer suchen ließ, um es den Eltern wieder zuzustellen, die sich bei ihm über den Verlust ihrer Tochter beklagten und ihn baten, er möchte, da er sich mit dem Vermögen begnügte und die Personen freilie, nicht zugeben, daß sie, da sie ohnehin schon arm geworden wären, auch noch ihre Tochter verlören, welche das Licht ihrer Augen sey. Der Graf ließ auf seiner ganzen Flotte einen Befehl bekannt machen: Wer das Kind hätte, sollte dasselbe bei Lebensstrafe wieder abliefern; allein weder Furcht noch angedrohte Strafe waren hinreichend, Clotalden zum Gehorsam

zu bringen, welcher das Mädchen in seinem Schiffe verborgen hielt und, wiewohl auf sehr christliche Art, von der unvergleichlichen Schönheit Isabellens (so hieß das Kind) angezogen wurde. Kurz, die Eltern bekamen sie nicht wieder und waren traurig und trostlos, indeß Clotald außerordentlich vergnügt in London ankam und seiner Gattin das schöne Mädchen als seine reichste Beute übergab. Das günstige Schicksal fügte es, daß die ganze Familie Clotalds aus heimlichen Katholiken bestand, ob sie gleich öffentlich dem allgemeinen Glauben anzugehören schienen. Clotald hatte einen zwölfjährigen Sohn, Namens Richard, den seine Eltern schon lehrten, Gott zu fürchten und zu lieben und fest an den Wahrheiten des katholischen Glaubens zu halten. Katharina, Clotalds Gattin, eine edle, christliche und verständige Dame, faßte so große Liebe zu Isabellen, daß sie sie erzog, pflegte und unterrichtete, als wenn sie ihre wirkliche Tochter wäre, und das Mädchen hatte so gute, natürliche Anlagen, daß sie mit Leichtigkeit alles lernte, was man sie lehrte. Mit der Zeit und unter der guten Behandlung verlor sich zwar in ihr das Andenken an ihre Eltern, aber doch nicht so ganz, daß sie nicht oft an dieselben gedacht und die Trennung von ihnen beseufzt hätte, und ob sie gleich die englische Sprache lernte, so vergeß sie doch die spanische nicht, denn Clotald sorgte dafür, daß heimlich Spanier in das Haus kamen, die mit ihr sprachen, und auf diese Art sprach sie, ohne (wie schon gesagt worden ist) ihre Muttersprache zu ver-

geſſen, engliſch, als wenn ſie in London geboren wäre. Nachdem ſie alle Arbeiten gelernt hatte, die ein vornehmes Frauenzimmer können und wiſſen muß, lehrte man ſie auch Leſen und Schreiben, worin ſie mehr als mittelmäßige Fortſchritte machte; worin ſie es aber zu einer außerordentlichen Fertigkeit brachte, das war die Muſik, denn ſie ſpielte alle Inſtrumente, die ſich für ein Frauenzimmer ſchicken, und begleitete ihr herrliches Spiel mit einem Geſange, der Alle bezauberte, die ihn hörten. Alle dieſe erworbenen Reize, verbunden mit denen, welche die Natur ihr verliehen hatte, entflammten nach und nach das Herz Richards, welchen ſie, als den Sohn ihres Gebieters, liebte und achtete. Anfangs überraſchte ihn die Liebe dadurch, daß er Freude und Vergnügen empfand, die unvergleichliche Schönheit Iſabellens zu ſehen, ihre unendlichen Tugenden und Reize zu betrachten und ſie zu lieben, als wenn ſie ſeine Schweſter wäre, ohne daß ſeine Wünſche die Grenzen der Sittſamkeit und Tugend überſchritten; da aber Iſabella, die bereits zwölf Jahre alt war, als Richard für ſie zu glühen begann, empor wuchs, da verwandelte ſich jenes erſte Wohlwollen, jenes Gefallen, jene Freude, ſie zu ſehen, in den heißeſten Wunſch, ſich ihres vollen Beſitzes zu erfreuen, ob er gleich durch kein anderes Mittel zu dieſem Glück gelangen wollte, als durch das Ehrenvolle, ihr wirklicher Gatte zu werden, denn von Iſabellens unvergleichlicher Tugend ließ ſich nichts Anderes erwarten, und er ſelbſt wollte nichts Anderes, wenn es

auch möglich gewesen wäre; denn sein edles Gemüth und die große Achtung, die er gegen Isabellen hegte, gaben es nicht zu, daß irgend ein böser Gedanke in seinem Herzen Wurzel schlug. Tausendmal beschloß er, seinen Eltern seine Liebe zu entdecken, aber eben so oft verwarf er auch diesen Entschluß wieder, weil er wußte, daß sie ihn dazu bestimmt hatten, sich mit einer sehr reichen und vornehmen Schottin zu vermählen, die eben so, wie sie selbst, eine heimliche Christin war. Seiner Meinung nach war es also ausgemacht, daß sie keiner Sklavin, (wenn man Isabellen diesen Namen beilegen kann), denjenigen geben würden, den sie bereits für eine Herrin bestimmt hatten; er wurde daher tiefsinnig, ohne zu wissen, welchen Weg er einschlagen, noch wem er seine Leidenschaft mittheilen sollte, um zur Erfüllung seiner rechtlichen Wünsche zu gelangen, und lebte ein so trauriges Leben, daß er auf dem Punkte stand, dasselbe ganz zu verlieren. Da er es aber für eine große Feigheit hielt, so geradezu in den Tod zu gehen, ohne auf irgend eine Art Hülfe für seinen Schmerz zu suchen, ermuthigte und zwang er sich, Isabellen seine Liebe zu gestehen. Alle im Hause waren traurig und bekümmert über Richards Niedergeschlagenheit, denn er wurde von Allen, von seinen Eltern aber grenzenlos geliebt, sowohl deswegen, weil sie keinen andern Sohn hatten, als auch, weil seine hohe Tugend und Tapferkeit, so wie sein Verstand, es verdienten. Die Aerzte konnten die Ursache seiner Krankheit nicht erforschen, und

er selbst wollte es nicht wagen, sie zu entdecken. Endlich war er entschlossen, die Hindernisse, die er sich vorstellte, zu durchbrechen; als daher einst Isabelle in sein Zimmer trat, um ihm irgend einen kleinen Dienst zu leisten, und er sie allein sah, sagte er mit schwacher Stimme und zitternder Sprache zu ihr:

„Reizende Isabella, Dein innerer Werth, Deine große Tugend und hohe Schönheit versetzen mich in die Lage, in welcher Du mich siehst; wenn Du nicht willst, daß ich das Leben unter den größten Schmerzen aufgeben soll, die man sich denken kann, so erwiedere meine sittsame Zuneigung, welche nichts anderes bezweckt, als mich mit Dir zu vermählen, jedoch ohne Wissen meiner Eltern, von denen ich fürchte, daß sie mir das Glück, wonach ich so sehr strebe, versagen werden, indem sie Dein Verdienst nicht so kennen, wie ich. Wenn Du mir versprichst, die Meinige zu seyn, so verspreche ich Dir augenblicklich, als wahrhafter katholischer Christ, auch der Deinige zu seyn; denn wenn ich auch nicht sogleich zu Deinem vollen Besitze gelange, (was nicht anders geschehen wird, als durch den Segen der Kirche und meiner Eltern), so wird doch die Vorstellung, daß Du gewiß die Meinige werden wirst, hinreichend seyn, mir die Gesundheit wieder zu geben und mich bis zu dem ersehnten glücklichen Augenblicke heiter und vergnügt zu erhalten.“

Während Richard dies sagte, hörte Isabella mit niedergeschlagenen Augen zu und zeigte hier, daß

ihre Sittsamkeit ihrer Schönheit, und ihre Klugheit ihrer Bescheidenheit glich. Als sie nämlich sah, daß Richard schwieg, antwortete sie bescheiden und anspruchslos:

„Seitdem der Zorn, oder die Gnade des Himmels es gefügt hat, (denn ich weiß nicht, ob ich es dieser oder jenem zuschreiben soll), mich meinen Eltern zu entreißen und mich den Eurigen, Richard, zu übergeben, habe ich, dankbar für die vielen Wohlthaten, die sie mir erzeigt haben, beschlossen, daß mein Wille niemals den ihrigen überschreiten sollte, und ich würde also ohne ihre Zustimmung die unschätzbare Gunst, welche Ihr mir bietet, nicht für ein Glück, sondern vielmehr für ein Unglück halten; wäre ich aber so glücklich, Euch mit ihrer Einwilligung zu verdienen, so würde ich Euch sogleich die Freiheit unterwerfen, die sie mir alsdann gäben; so lange sich dies aber verzögert, oder nicht geschieht, so begnügt Euch damit, zu wissen, daß meine reinen Wünsche ewig das höchste Glück vom Himmel für Euch erflehen werden.“

Hier schloß Isabella ihre sittsame und kluge Rede, und hier begann Richards Genesung, wodurch die Hoffnung seiner Eltern wieder aufzuleben anfing, die durch seine Krankheit war niedergedrückt worden. Die beiden Liebenden schieden freundschaftlich von einander, er mit Thränen in den Augen, und sie mit Bewunderung darüber im Herzen, das seinige so ganz der Liebe zu ihr hingegeben zu sehen. Als Richard (wie seine Eltern glaubten, durch ein

Wunder) das Bett verlassen hatte, wollte er denselben seine Gesinnungen nicht länger verhehlen; er entdeckte sie also einst seiner Mutter und erklärte am Schlusse seiner langen Rede, daß wenn man ihm Isabellen versagte, dies unausbleiblich seinen Tod nach sich ziehen würde. Dabei erhob er die Tugenden Isabellens mit solchen Ausdrücken und Betheuerungen in den Himmel, daß es seiner Mutter schien, als würde Isabelle noch hintergangen, wenn sie ihren Sohn zum Gatten nähme. Sie machte diesem gute Hoffnung, daß sie seinen Vater bewegen wollte, seine Zustimmung zu dem zu geben, was sie schon so sehr wünschte, und wirklich, als sie ihrem Gatten dasselbe vorstellte, was Richard ihr gesagt hatte, bewog sie diesen leicht dazu, dies zu wollen, wonach sein Sohn so sehr verlangte, und Entschuldigungen zu ersinnen, welche die, schon fast abgeschlossene Verbindung mit jenem schottischen Fräulein verhinderten.

Zu jener Zeit war Isabella vierzehn, und Richard zwanzig Jahre alt, allein Beider großer Verstand und anerkannte Klugheit, waren schon in diesem frühen Alter ihren Jahren weit voraus geeilt. Vier Tage fehlten noch bis zu demjenigen, an welchem Richard das Haupt unter das heilige Joch der Ehe beugen sollte, und zwar nach dem Willen seiner Eltern, die sich klug und höchst glücklich schätzten, ihre Gefangene für ihren Sohn gewählt zu haben, indem sie die Mitgift ihrer Tugenden höher achteten, als die großen Reichthümer, die mit der Schottin

ſich ihnen darboten. Die Feierlichkeiten waren ſchon vorbereitet, die Verwandten und Freunde eingeladen, und es fehlte weiter nichts mehr, als die Königin von dieſer Verbindung zu benachrichtigen, ohne deren Willen und Einſtimmung unter Perſonen von hohem Range keine Vermählung durfte vollzogen werden; indeſſen zweifelten ſie nicht an dieſer Erlaubniß, und zögerten daher, dieſelbe einzuholen. In dieſer Lage waren die Sachen, als eben bis zur Hochzeit die erwähnten vier Tage noch fehlten. Da wurde eines Abends die Freude der Glücklichen durch einen Abgeordneten der Königin geſtört, der Clotalden den Befehl überbrachte, den andern Morgen Ihrer Majeſtät die gefangene Spanierin aus Cadix vorzuſtellen. Clotald antwortete, daß er mit Vergnügen dem Befehle Ihrer Majeſtät Folge leiſten würde; der Abgeordnete entfernte ſich und verließ Alle mit Herzen voll Unruhe, Schrecken und Furcht.

„Ach,“ ſagte Lady Catharina, „wenn es die Königin erfahren hat, daß ich dieſes Mädchen katholiſch erzogen habe, dann wird ſie gewiß daraus ſchließen, daß wir Alle Katholiken ſind! Und wenn die Königin ſie nun fragt, was ſie in den acht Jahren, während welcher ſie unſere Gefangene iſt, erlernt hat, was ſoll die Arme antworten, das nicht unſere Verdammung nach ſich zöge, und wäre ſie auch noch ſo klug?“

„Macht Euch deshalb keine Sorge, meine Gebieterin,“ ſagte Iſabella, als ſie dies hörte; „denn ich habe das Zutrauen zum Himmel, daß er mir

durch seine göttliche Güte und Barmherzigkeit Worte leihen werde, die nicht allein Eure Verbannung nicht bewirken, sondern vielmehr noch zu Euerm Nutzen gereichen."

Richard zitterte, fast, als wenn er irgend ein Unglück ahnete; Clotald suchte Mittel, seine große Furcht in Muth umzustimmen, fand aber keine, als das Vertrauen auf Gott und Isabellens Klugheit, welcher letztern er dringend empfahl, auf alle mögliche Art die Entdeckung zu vermeiden, daß sie Katholiken wären, denn wenn sie auch Alle im Geiste bereit wären, den Märtyrertod zu sterben, so weigerte sich doch immer das Fleisch, eine so schwere Prüfung zu bestehen. Zu wiederholten Malen versicherte ihnen Isabella, daß durch ihre Schuld gewiß nichts von dem vorfallen sollte, was sie fürchteten, denn wenn sie auch jetzt noch nicht wüßte, was sie auf die Fragen antworten sollte, die man bei dieser Gelegenheit an sie thun würde, so hoffte sie doch mit Gewißheit, auf eine Art reden zu können, daß, wie sie schon gesagt hätte, ihre Antworten ihnen nützlich wären. Sie sprachen diesen Abend noch über mancherlei Dinge, und vorzüglich darüber, daß die Königin, wenn sie wüßte, daß sie Katholiken wären, ihnen keine so freundliche Botschaft geschickt haben würde, woraus man schließen könnte, daß sie Isabellen bloß sehen wollte, von deren unvergleichlicher Schönheit und Geschicklichkeit sie wohl eben so gut würde gehört haben, als alle Einwohner der Stadt. Sie waren zwar schon dadurch schuldig, daß sie Isa-

bellen noch nicht vorgestellt hatten, fanden aber, daß sie sich deshalb leicht entschuldigen könnten, wenn sie sagten: daß sie dieselbe von dem Augenblicke an, wo sie in ihre Gewalt gekommen sey, ihrem Sohne Richard zur Gemahlin bestimmt hätten, und wenn sie nun auch hier wieder schuldig waren, daß sie die Heirath ohne Erlaubniß der Königin beschlossen hatten, so hielten sie doch diese Schuld keiner großen Strafe werth. Damit trösteten sie sich und beschlossen, daß Isabella sich nicht demüthig, wie eine Gefangene, sondern wie eine Braut kleiden sollte, indem sie doch einen so vornehmen Bräutigam hätte, wie Richard sey. Da sie nun dies beschlossen hatten, kleideten sie des andern Tages Isabellen spanisch in ein ganzes, geschlitztes, mit Goldstoff gefüttertes und mit köstlichen Steinen gesticktes Kleid von grünem Atlas, dessen Schlitze mit Perlen besetzt waren; ihr Halsschmuck und Gürtel waren von Diamanten und sie trug, nach der Weise der vornehmen, spanischen Damen, einen Fächer; ihre eigenen, vollen, langen und goldenen Haare, welche mit Diamanten und Perlen durchflochten und besäet waren, dienten ihr als Kopfputz. In diesem reichen Schmuck und mit ihrer heitern Laune und bewundernswürdigen Schönheit, zeigte sie sich an diesem Tage in London in einem prächtigen Wagen, und Augen und Herzen aller, die sie erblickten, hingen fest an ihr. Clotald, seine Gattin und Richard befanden sich bei ihr im Wagen, und viele erlauchte Verwandte umgaben denselben zu Pferde, denn Clotald wollte seiner Gefan-

genen alle diese Ehre erzeigen, um die Königin dadurch zu bewegen, sie als die Braut seines Sohnes zu behandeln. Als sie im Pallast und dort bei einem großen Saale angekommen waren, wo sich die Königin befand, trat Isabella zuerst ein im vollen Glanze höchster Schönheit, den menschliche Einbildungskraft nur zu fassen vermag. Der Saal war groß und geräumig; nicht weit vom Eingange blieben die Begleiter Isabellens stehen, indeß diese vorwärts trat, und wie sie so allein war, schien sie ein Stern zu seyn, oder ein glänzendes Meteor, welches in einer heitern, ruhigen Nacht sich durch die Region des Feuers dahin zu schlängeln pflegt, oder auch ein Sonnenstrahl, der beim Erscheinen des jungen Tages zwischen zwei Bergen hindurch scheint. Alles dies schien sie zu seyn, und auch ein Comet, der die Entzündung von mehr, als einem Herzen der Gegenwärtigen verkündete, welche die glänzenden Sonnen von Isabellens schönen Augen beängstigten. Demüthig und mit Anstand neigte sie die Knie vor der Königin und sagte in englischer Sprache zu derselben:

„Reicht die Hand, gnädigste Königin, Eurer Magd, die von heut an sich für eine Herrin halten wird, weil sie so glücklich gewesen ist, Eure Majestät zu sehen.“

Die Königin betrachtete sie lange, ohne eine Sylbe zu sprechen, denn es schien ihr (wie sie später einer ihrer Damen gesagt hat), als sähe sie in einen gestirnten Himmel, dessen Sterne die vielen Perlen und Edelsteine waren, welche Isabelle trug; ihr rei-

zendes Antlitz und ihre Augen schienen ihr die Sonne und der Mond zu seyn, und das ganze Geschöpf ein neues Wunderwerk der Schönheit. Die Damen, welche bei der Königin waren, hätten gern tausend Augen gehabt, damit ihnen nichts mehr an Isabellen zu sehen übrig bleiben möchte; die eine lobte die Lebhaftigkeit ihrer Augen, die andere die Farbe ihres Gesichts, eine dritte den üppigen Wuchs ihres Körpers, wieder eine ihre sanfte Sprache, und eine sagte gar aus bloßem Neide: „Die Spanierin mag angehen, allein ihre Kleidung gefällt mir nicht.“ — Nachdem das Erstaunen der Königin vorüber war, ließ sie Isabellen aufstehen und sagte zu ihr:

„Redet spanisch mit mir, Fräulein, ich verstehe es gut und höre es gern.“ Hierauf wandte sie sich zu Clotalden und sagte: „Ihr habt großes Unrecht gehabt, Clotald, mir diesen Schatz so viele Jahre hindurch zu verbergen, er ist aber auch von der Art, daß er Euch wohl zum Eigennutze mag verleitet haben; Ihr müßt mir denselben aber überlassen, denn er ist mein rechtmäßiges Eigenthum.“

„Gnädigste Monarchin,“ antwortete Clotald, „was Ihr gesagt habt, ist sehr wahr; ich gestehe meine Schuld, wenn es anders eine ist, daß ich dieses Kleinod so lange aufbewahrt habe, bis es die nöthige Vollkommenheit erlangt hätte, um vor Eurer Majestät erscheinen zu können. Jetzt, da dies der Fall ist, dachte ich ihr Verdienst noch zu erhöhen, indem ich Eure Majestät um Erlaubniß bitten wollte, Isabellen mit meinem Sohne Richard vermählen zu

dürfen, um Euch, hohe Königin, in ihnen Beiden alles zu geben, was ich Euch zu geben vermag.“

„Selbst der Name gefällt mir; es fehlte weiter nichts, als daß die Spanierin Isabella heißt, damit mir keine Vollkommenheit mehr an ihr zu wünschen übrig bleibt. Ich weiß aber, Clotald — dies bedenkt wohl — daß Ihr sie ohne meine Erlaubniß mit Euerm Sohne versprochen habt.“

„Das ist wahr, meine Königin; es geschah aber in dem Vertrauen, daß die vielen und bedeutenden Dienste, welche ich und meine Vorfahren dieser Krone geleistet haben, von Eurer Majestät noch andere, größere Gnade erlangen könnten, als diese Erlaubniß, vorzüglich, da mein Sohn noch nicht mit Isabellen verbunden ist.“

„Und auch nicht mit ihr soll verbunden werden, bis er sie selbst verdient hat, denn weder Eure Dienste, noch die Eurer Vorfahren sollen ihm hierzu helfen. Er selbst soll sich bereit machen, mir zu dienen und diesen Schatz zu erringen; denn ich betrachte das Mädchen als meine Tochter.“

Kaum vernahm Isabella dies letzte Wort, als sie sich der Königin auf's neue zu Füßen warf und in castilianischer Sprache zu ihr sagte:

„Das Unglück, welches einen solchen Ausgang nimmt, erlauchte Monarchin, ist eher für ein Glück, als für ein Unglück zu schätzen. Eure Majestät hat mir den Tochternamen gegeben — welches theure Pfand ist mir dies, daß es kein Unglück mehr giebt,

welches ich zu fürchten hätte, und kein Glück, welches ich nicht hoffen könnte!“

Isabella sagte dies alles mit so viel Anmuth und Reiz, daß die Königin sie außerordentlich lieb gewann. Sie befahl sogleich, daß sie in ihrem Dienste bleiben sollte und übergab sie der Oberhofmeisterin, um sie in der herkömmlichen Lebensweise zu unterrichten. Richard, welcher das Leben zu verlieren glaubte, wenn ihm Isabelle entrissen würde, war auf dem Punkte, die Besinnung zu verlieren; zitternd und erschrocken warf er sich vor der Königin auf die Knie, und sagte:

„Es bedarf, um mich zum Dienst Eurer Majestät zu verpflichten keiner andern Belohnungen, als derjenigen, die meine Vorfahren im Dienst ihrer Könige erhalten haben; da Eure Majestät aber so gnädig ist, meinen Diensten neue Wünsche und Ansprüche zu gestatten, so wünschte ich nun auch zu wissen, auf welche Art und in welchem Stande ich zeigen könnte, wie sehr ich mich gedrungen fühle, meine Schuldigkeit gegen Eure Majestät zu erfüllen.“

„Zwei Schiffe,“ antwortete die Königin, „deren Befehlshaber der Baron Lansac ist, liegen zum Auslaufen bereit; ich ernenne Euch zum Capitain des einen derselben, denn ich bin überzeugt, daß das Blut, aus welchem Ihr stammt, Euern Mangel an Jahren ersetzen wird. Erkennet die Gnade, die ich Euch erzeige, denn ich gebe Euch durch dieselbe Gelegenheit, daß Ihr, Eurem Range gemäß, Eurer Königin dienen, den Werth Eures Verstandes und

Eure persönliche Tapferkeit zeigen und die herrlichste Belohnung erlangen könnt, die Ihr, wie ich glaube, nur zu begehren wagen dürft. Ich selbst will für Euch über Isabellen wachen, ob man es ihr gleichwohl ansieht, daß ihre Sittsamkeit ihre beste Wächterin seyn wird. Geht mit Gott, denn da Ihr verliebt seyd, wie ich mir einbilde, so verspreche ich mir große Dinge von Euern Thaten. Glücklich wäre der kriegerische König, der in seinem Heere zehntausend verliebte Soldaten hätte, welche als Belohnung ihrer Siege den Besitz ihrer Geliebten hoffen könnten. Steht auf, Richard, und bedenkt, ob Ihr Isabellen noch etwas zu sagen habt, denn morgen früh sollt Ihr abfegeln."

Richard küßte der Königin die Hand und dankte für die Gnade, welche sie ihm erzeigte; hierauf kniete er vor Isabellen und wollte sprechen, vermochte es aber nicht, denn Zunge und Lippen waren ihm, wie gefesselt, und seinen Augen entstürzten Thränen, die er so viel als möglich zurückzuhalten bemüht war, ob es ihm gleich nicht gelang, sie den Augen der Königin zu verbergen, welche zu ihm sagte:

„Schämt Euch Eurer Thränen nicht, Richard, schätzt Euch deshalb auch nicht selbst gering, daß Ihr unter diesen Umständen Euer zärtliches Herz offenbart habt, denn es ist ein Unterschied zwischen dem Kampfe mit den Feinden und dem Abschiede von der Geliebten. Isabella, umarmt Richarden und gebt ihm Euern Segen, denn seine Liebe verdient es."

Isabelle war erschrocken und bestürzt über Ri-

chards Kümmerniß und Schmerz, den sie bereits wie ihren Gatten liebte, und verstand nicht, was die Königin ihr befahl, sondern sie fing an, Thränen zu vergießen, ohne daß sie wußte, was sie that, sah nicht mehr und stand so unbeweglich, daß es aussah, als ob eine alabasterne Bildsäule weinte. Dieser Schmerz der beiden zärtlichen Verliebten machte, daß viele der Umstehenden ebenfalls Thränen vergossen; ohne daß indeß Richard und Isabelle ein Wort mit einander gesprochen hatten, machten Clotald und seine Begleiter der Königin eine Verbeugung und verließen den Saal, voll Mitleiden und Kummer, und mit Thränen in den Augen. Isabelle blieb zurück, wie eine Waise, deren Eltern man eben begraben hat, und fürchtete, ihre neue Gebieterin möchte verlangen, daß sie die Gewohnheiten verändern sollte, in denen die vorige sie erzogen hatte. Kurz, sie blieb, und nach zwei Tagen ging Richard unter Segel, gedrängt von vielen Gedanken, von denen vorzüglich zwei ihn außer sich selbst brachten. Erstens bedachte er nämlich, daß er Thaten ausführen müßte, durch welche er Isabellen verdienen könnte, und zweitens, daß er nicht im Stande sey, eine einzige zu thun, wenn er seinem katholischen Glauben genug thun wollte, der es ihm verbot, sein Schwert gegen Katholiken zu ziehen; vermied er dies nun, so zeigte er sich entweder als Katholik, oder als ein Feiger, und beides brachte sein Leben in Gefahr und war seinen Ansprüchen ein Hinderniß. Indeß beschloß er endlich, die Liebe dem Glauben unterzuordnen und

hat in seinem Herzen den Himmel, ihm Gelegenheiten zu verleihen, wo er, ohne seine Religion zu beeinträchtigen, durch Tapferkeit seine Königin befriedigen und Isabellen verdienen könnte. Sechs Tage lang segelten die beiden Schiffe mit günstigem Winde, und steuerten auf die azorischen Inseln zu, wo es niemals an portugiesischen Schiffen fehlt, die entweder aus Ostindien kommen, oder vom Wege aus Westindien dahin verschlagen sind. Nach Verlauf dieser sechs Tage wehte ihnen ein sehr heftiger Wind in die Seite, der im Ocean einen andern Namen hat, als im Mittelländischen Meere, wo er Südwind heißt. Dieser Wind war so anhaltend und so heftig, daß er sie verhinderte, die Inseln zu erreichen und sie zwang, auf Spanien zuzusteuern. An der Küste dieses Landes, und zwar am Eingange der Meerenge von Gibraltar, entdeckten sie drei Schiffe, ein starkes und großes, und zwei kleine. Richard näherte sich seinem Hauptschiffe, um von dem Befehlshaber zu erfahren, ob die drei Schiffe, die man bemerkte, sollten angegriffen werden? Ehe er aber noch ganz nahe kam, sah er, daß am Hauptmast eine schwarze Flagge aufgezogen wurde, und als er noch näher kam, hörte er, daß man Hörner und gedämpfte Trompeten blies, ein deutliches Zeichen, daß entweder der Befehlshaber selbst, oder eine andere, bedeutende Person des Schiffes gestorben sey. In dieser Ungewißheit kamen sie endlich so nahe, daß sie mit einander sprechen konnten (was noch nicht geschehen war, seitdem sie den Hafen verlassen hatten); da rief

man vom Hauptschiffe aus und verlangte, daß der Capitain Richard hinüber kommen sollte, weil der Befehlshaber in der vergangenen Nacht an einem Schlagflusse gestorben sey. Alles war traurig. so wie auch Richard sich nicht über den Tod seines Befehlshabers freute, sondern nur darüber, daß er nun allein beide Schiffe zu befehlen hatte, denn die Königin hatte verordnet, im Fall der Befehlshaber stürbe, sollte Richard diese Stelle einnehmen, welcher sich sogleich an Bord des Hauptschiffs begab, wo Einige den Todten beweinten, Andere sich über den Lebenden freuten; aber die Einen und die Andern gelobten ihm bald Gehorsam an und erkannten ihn ohne große Umstände für ihren Vorgesetzten, denn zu andern Dingen hatten sie keine Zeit, da zwei von den drei Schiffen, die sie entdeckt hatten, sich von dem größern trennten und auf sie zukamen. Sie wurden an dem halben Monde, den sie in ihren Flaggen führten, sogleich für türkische Galeeren erkannt, worüber Richard eine außerordentliche Freude hatte, da es ihm schien, daß diese Prise, wenn der Himmel sie ihm gewährte, sehr bedeutend seyn würde, ohne daß er dabei einem Katholiken zu schaden brauchte. Die türkischen Galeeren kamen näher, um die englischen Schiffe zu recognosciren, welche nicht unter englischer, sondern unter spanischer Flagge fuhren, um ihre Gegner zu täuschen, und die Türken hielten sie keinesweges für Corsaren, sondern für verschlagene Indienfahrer, deren sie sich leicht würden bemächtigen können. Sie segelten also nach und nach heran und

Richard ließ sie mit Fleiß so nahe kommen, bis sie ihm ganz schußrecht für sein Geschütz waren, welches er auch so zur rechten Zeit spielen ließ, daß die eine Galeere fünf Kugeln in die Mitte bekam, sich öffnete und auf die Seite legte und zu sinken begann, ohne sich helfen zu können. Als die andere Galeere dies Unglück bemerkte, nahm sie sie sogleich an das Schlepptau, um sie unter den Schutz des großen Schiffes zu bringen; allein Richard, dessen Schiffe schnelle und leichte Segler waren, die man so gut, wie mit Rudern bewegen konnte, ließ von neuem seine Artillerie spielen und verfolgte sie bis zum großen Schiffe, indem er einen furchtbaren Kugelregen auf sie hinschleuderte. Die Mannschaften der beschädigten Galeere verließen dieselbe, sobald sie das Schiff erreicht hatte, an dessen Bord sie sich eiligst begaben. Als Richard dies bemerkte, so wie auch, daß die unbeschädigte Galeere sich mit der andern beschäftigte, setzte er ihr mit seinen beiden Fahrzeugen so heftig zu, daß sie sich weder wenden, noch der Ruder bedienen konnte, und zwang die darauf befindlichen Türken, sich ebenfalls auf das große Schiff zu flüchten, und zwar nicht, um sich dort zu vertheidigen, sondern um für den Augenblick ihr Leben zu retten. Die Christen, mit denen die Galeeren bemannt waren, rissen die Bankringe aus, zerbrachen ihre Ketten und mischten sich unter die nach dem Schiffe flüchtenden Türken. So wie sie am Bord hinaufstiegen, wurden die Türken von den Büchsenschützen der beiden Schiffe einzeln weggeschossen, die Christen aber befahl Richard

zu ſchonen. Auf dieſe Art waren alle, oder doch die meiſten Türken todt, und diejenigen, die wirklich das Schiff erreichten, wurden von den, mit ihnen zugleich eingedrungenen Chriſten, die ſich ihrer eigenen Waffen bedienten, in Stücke gehauen, denn die Kraft des fallenden Starke geht auf den ſich erhebenden Schwachen über, daher thaten auch die Chriſten, in der Meinung, die engliſchen Schiffe wären ſpaniſche, Wunder der Tapferkeit, um ihre Freiheit zu erlangen. Wie nun faſt alle Türken umgebracht waren, traten einige Spanier auf dem Schiffe hervor und riefen denen, die ſie auch für Spanier hielten, laut zu, ſie möchten kommen und die Früchte ihres Sieges genießen. Richard fragte ſie ſpaniſch, was dies für ein Schiff ſey? Man antwortete ihm: es wäre ein portugieſiſches Schiff, welches aus Indien käme und mit Spezereien und ſo vielen Perlen und Diamanten beladen ſey, daß es den Werth einer Million überſtiege; es wäre durch Sturm in dieſe Gegend verſchlagen, befände ſich ganz ohne Geſchütz, weil es daſſelbe in's Meer geworfen hätte, die Mannſchaft wäre krank und ſtürbe faſt vor Hunger; dieſe beiden, dem Arnauten Mami gehörigen Galeeren hätten es den Tag vorher genommen, ohne daß es ſich hätte vertheidigen können; da nun, wie ſie hätten ſagen hören, die Türken ſo viele Reichthümer nicht auf ihre beiden Fahrzeuge hätten bringen können, ſo hätten ſie es in den nahen Fluß Larache bugſiren wollen. Richard entgegnete ihnen: ſie irrten ſich, wenn ſie dieſe beiden Schiffe für ſpaniſche hielten,

denn sie gehörten der Königin von England. Diese Nachricht flößte denen, die sie vernahmen, Besorgniß und Furcht ein, denn sie hatten allerdings Grund, zu glauben, sie wären aus einer Schlinge in die andere gefallen. Richard sagte ihnen indeß, sie möchten keinen Nachtheil fürchten und ihrer Freiheit gewiß seyn, dafern sie sich nur nicht vertheidigten.

„Wir können uns gar nicht vertheidigen," antworteten sie, „denn wie wir schon gesagt haben, fehlt es diesem Schiff an Geschütz und uns selbst an Waffen, und daher sind wir gezwungen, zur Großmuth und Rechtlichkeit Eures Befehlshabers unsre Zuflucht zu nehmen; denn auf jeden Fall wird derjenige, der uns aus der unerträglichen Sklaverei der Türken befreit hat, diese Gnade und Wohlthat vollkommen machen, denn er kann dadurch überall seinen Ruhm erhöhen, wohin die Nachricht dieses denkwürdigen Sieges und seiner Großmuth dringen wird, und wir Alle hoffen mehr, als wir fürchten."

Die Antwort der Spanier kam Richarden nicht unrecht vor; er berief seine Officiere zum Rathe zusammen und legte ihnen die Frage vor: wie er es wohl machen könnte, um alle Christen nach Spanien zu schicken, ohne sich der Gefahr eines widerwärtigen Erfolgs auszusetzen, wenn ihre Anzahl ihnen vielleicht Muth gäbe, sich zu empören? Einige waren der Meinung: Richard sollte sie Alle Einen nach dem Andern nach seinem Schiffe kommen, und so wie sie unter das Verdeck wären, ermorden lassen, um das große Schiff ohne Furcht und Besorgniß nach London

bringen zu können. Richard antwortete aber hierauf:

„Da uns Gott die Gnade erzeigt hat, so große Reichthümer in unsere Hände zu geben, so will ich dieselbe nicht durch Grausamkeit und Undankbarkeit erwiedern, noch mich da des Schwertes bedienen, wo Klugheit hinreichend ist. Ich bin also der Meinung, daß kein katholischer Christ sterbe, nicht weil ich *ihnen*, sondern *mir selbst* wohl will. Ich wünschte, daß die heutige That weder mir, noch Euch, die Ihr meine Gefährten dabei gewesen seyd, neben dem Ruhme der Tapferkeit, auch den Ruf der Grausamkeit einträge, denn Tapferkeit mit Grausamkeit vermischt ist niemals gut. Meine Meinung ist demnach diese, daß wir von einem unserer Schiffe alles Geschütz auf das große portugiesische bringen, ohne auf dem erstern irgend etwas anderes zu lassen, als die nöthigen Lebensmittel. Das große Schiff bemannen wir dann mit unsern Leuten, und die Spanier gehen in unserm Fahrzeuge nach Spanien.“

Niemand wagte es, diesem Vorschlage zu widersprechen; Einige erklärten Richarden für tapfer, großmüthig und verständig, andere aber hielten ihn in ihrem Innern für einen bessern Katholiken, als er seyn sollte. Als nun Richard seinen Entschluß festgesetzt hatte, begab er sich mit funfzig Büchsenschützen, die Alle seines Winkes gewärtig waren und ihre Lunten angezündet hatten, auf das portugiesische Schiff, wo er fast dreihundert Menschen fand, die sich von den Galeeren dahin gerettet hatten. Er ver-

langte sogleich das Schiffsregister, allein eben derjenige, der vom Bord aus zuerst mit ihm gesprochen hatte, antwortete ihm: der Eigenthümer der beiden verunglückten Galeeren habe es weggenommen. Richard ließ sogleich die Schiffswinde in Ordnung bringen, sein zweites Fahrzeug an das große Schiff legen, und sehr schnell, und mit Hülfe starker Gangspillen, alles Geschütz von dem kleinen Fahrzeug auf das große Schiff überschaffen. Hierauf hielt er eine kurze Anrede an die Christen, befahl ihnen, sich in das ausgeräumte Fahrzeug zu begeben, wo für länger als einen Monat und für zahlreichere Mannschaft hinlänglicher Mundvorrath sey, und so wie sie sich entfernten, gab er Jedem vier spanische Goldthaler, die er von seinem Schiffe kommen ließ, um einigermaßen ihren Bedürfnissen zuvorzukommen, wenn sie an das Land gelangen würden, welches so nahe war, daß man die hohen Berge von Avila und Calpe schon erblickte. Alle dankten ihm unendlich für die Gnade, die er ihnen erzeigte. Der letzte, der sich einschiffte, war derjenige, der für die Uebrigen gesprochen hatte, und fügte noch hinzu:

„Ich würde es für ein noch größeres Glück halten, tapferer Mann, wenn Du mich mit Dir nach England nähmest, als daß Du mich nach Spanien schickst; denn ob dieses gleich mein Vaterland ist, und ich es erst seit ungefähr sechs Tagen verlassen habe, so habe ich doch nichts weiter dort zu finden, als Ursach zu Trauer und Klage. Bei der Eroberung von Cadiz nämlich, welche vor ungefähr funfzehn

Jahren Statt fand, verlor ich eine Tochter, welche die Engländer wahrscheinlich mit nach ihrem Lande genommen haben, und mit ihr verlor ich die Ruhe meines Alters und das Licht meiner Augen, denn seitdem sie mir fehlt, habe ich nichts mehr gesehen, was mir Freude gemacht hätte. Der schwere Kummer über ihren Verlust, so wie über den meines Vermögens, das ich gleichfalls verloren hatte, schlug mich dergestalt nieder, daß ich meinen Handelsgeschäften nicht vorstehen konnte und wollte, die mir den Ruf des reichsten Kaufmannes in der Stadt verschafft hatten. Das war ich auch, denn außer einem Credit, der sich auf mehrere hunderttausend Thaler erstreckte, betrug mein Vermögen mehr, als funfzigtausend Dukaten. Ich verlor Alles, aber ich würde nichts verloren haben, wenn meine Tochter mir geblieben wäre. Nach diesem allgemeinen, und meinem besondern Unglück, brach die Noth so über mich ein, daß ich ihr nicht mehr widerstehen konnte; ich und meine Gattin (es ist die, welche so traurig dasitzt) beschlossen also nach Indien zu gehen, dem gewöhnlichen Zufluchtsorte armer, edeldenkender Menschen. Als wir nun vor sechs Tagen in einem Avisschiffe unter Segel gegangen waren, fielen wir schon beim Auslaufen aus dem Hafen von Cadiz jenen beiden Raubschiffen in die Hände; sie nahmen uns gefangen, wodurch unser Unglück sich vergrößerte und unser Mißgeschick festen Grund erhielt, welches noch bedeutender würde gewesen seyn, wenn die Corsaren dieses portugiesische Schiff nicht genommen hätten, welches

sie so lange aufhielt, bis das geschah, was Ihr gesehen habt.“

Richard fragte ihn, wie seine Tochter hieße? Er antwortete, Isabella, und dies bestätigte Richarden in der Vermuthung, daß der, welcher eben gesprochen hatte, der Vater seiner geliebten Isabella sey. Ohne nun irgend etwas von ihr zu erwähnen, erklärte er ihm, daß er ihn und seine Gattin sehr gern mit nach London nehmen würde, wo sie vielleicht Nachrichten von ihrer Tochter finden könnten. Er ließ sie sogleich auf sein Hauptschiff gehen und versah das portugiesische mit hinlänglichen Matrosen und Soldaten. Noch denselben Abend gingen sie unter Segel und entfernten sich eilig von der spanischen Küste, weil sie Verrätherei von dem Schiffe mit den freigelassenen Sklaven fürchteten, unter denen auch gegen zwanzig Türken waren, welchen Richard ebenfalls die Freiheit gegeben hatte, um zu zeigen, daß mehr seine edle Denkungsart und sein hoher Geist ihn zur Großmuth bewogen hätten, als die Vorliebe für die Katholiken, weßhalb er auch die Spanier gebeten hatte, bei erster Gelegenheit die Türken in Freiheit zu setzen, die ebenfalls ihren Dank gegen ihn aussprachen. Der Wind, welcher erst günstig und frisch zu seyn versprach, begann indeß schwächer zu werden, und diese Windstille erregte bei den Engländern die Furcht, daß sie für Richards Großmuth würden büßen müssen, denn sie meinten, die Freigelassenen könnten in Spanien die Nachricht des Vorfalls verbreiten; wenn dann vielleicht Kriegsschiffe

zum Auslaufen bereit lägen, so könnten diese ihnen nachsetzen, sie in Gefahr bringen und ihr Verderben verursachen. Richard sah wohl ein, daß sie Recht hatten, allein er wendete seine ganze Ueberredungskunst an und beruhigte sie, was aber der Wind noch mehr vermochte, welcher wieder so frisch wurde und so herrlich alle ihre Segel schwellte, daß sie, ohne dieselben zu verringern, oder anders zu richten, sich in neun Tagen im Angesicht von London befanden, wohin sie dreißig Tage, nachdem sie von dort abgesegelt waren, siegreich zurückkehrten. Aus Rücksicht auf den Tod des Oberbefehlshabers wollte Richard nicht mit vollen Freudenbezeigungen in den Hafen einziehen, daher suchte er Freude mit der Trauer zu vermischen. Einmal erschallten fröhliche Hörner, das anderemal gedämpfte Trompeten; dann hörte man wieder Waffengetöse und lustiges Wirbeln der Trommeln, und hierauf den klagenden Ton der Pfeifen. Von einem Maste hing eine umgekehrte, mit halben Monden besäete Flagge herab, auf einem andern hing eine lange Wimpel von schwarzem Taffet, deren Spitzen das Wasser küßten. Kurz, mit diesen, einander so entgegengesetzten Zeichen näherte sich Richard bloß mit seinem Schiffe der Stadt, weil das große portugiesische dort nicht Wasser genug fand, und deshalb weiter im Meere liegen blieb. Die, einander so sehr widersprechenden Zeichen und Signale setzten die, an das Ufer gekommene, unzählige Menge von Zuschauern sehr in Erstaunen. An einigen Merkmalen erkannten sie wohl das Hauptschiff des Barons Lansac,

allein sie konnten durchaus nicht begreifen, wie das andere Fahrzeug sich in jenes große Schiff hätte verwandeln können, welches dort auf der hohen See war liegen geblieben. Dieser Zweifel wurde ihnen indeß gelöst, als der tapfere Richard, mit reichen, glänzenden Waffen bedeckt, die Schaluppe bestieg, an's Land kam und zu Fuß, ohne eine andere Begleitung zu erwarten, als die unzählige Volksmenge, die ihm folgte, sich nach dem Pallaste begab, wo die Königin schon in einer Gallerie auf Nachricht von den Schiffen harrte. Unter den Damen, welche die Königin umgaben, befand sich auch Isabelle in englischer Tracht und war in dieser eben so reizend, als in der spanischen. Ehe noch Richard erschien, wurde der Königin seine Ankunft gemeldet, und Isabella ward unruhig, als sie seinen Namen hörte, denn sie fürchtete und hoffte in einem und demselben Augenblicke von seiner Ankunft gute und böse Folgen. Richard war schlank gewachsen, wohlgebildet und ebenmäßig gebaut, und da er mit prächtigem vergoldetem und mit Gravirarbeit geziertem Brust- und Rückenharnisch, Ringkragen und Arm- und Beinschienen gerüstet war, so kam er allen, die ihn sahen, außerordentlich schön vor. Sein Haupt war mit keinem Helme bedeckt, sondern mit einem grauen Hute mit breitem Rande und vielen, auf walonische Art geordneten Federn; sein breites Schwert hing an einem reichen Wehrgehänge, und Schweizerhosen bedeckten seine Schenkel. In diesem Schmucke und wegen seines feurigen Schrittes hielten ihn Manche für den

Gott der Schlachten; Andere, verleitet von der Schönheit seines Gesichts, verglichen ihn mit der Venus, welche, um dem Mars einen Possen zu spielen, sich so verkleidet hätte. Endlich gelangte er vor die Königin, kniete nieder und sagte:

„Erhabene Herrscherin! In Folge Eures Glükkes und meiner heißen Wünsche, hatte ich kaum, nachdem der Baron Lansac an einem Schlagflusse gestorben war, durch Eurer Majestät Gnade den Oberbefehl übernommen, als das Glück mir zwei türkische Galeeren zuführte, die jenes große Schiff bugsirten, das man von hier aus sieht. Ich griff sie an; Eure Soldaten fochten, wie immer, mit großem Muthe, die Fahrzeuge der Corsaren wurden in den Grund gebohrt, und auf einem der unsrigen gab ich in Eurem königlichen Namen den Christen die Freiheit, die der Gewalt der Türken entkommen waren. Nur einen Mann und eine Frau, geborne Spanier, bringe ich mit, welche aus eigenem Antriebe hierher kommen, um Eure Majestät zu sehen. Jenes Schiff ist ein portugiesisches und kommt aus Indien; es ist durch den Sturm in die Gewalt der Türken gekommen, die es mit wenig, oder vielmehr ganz ohne Mühe überwältigt haben, und wie einige Portugiesen sagten, welche darauf befindlich waren, so übersteigt der Werth der Spezereien, Perlen und Diamanten, die es enthält, eine Million Goldthaler. Ich habe nichts davon angerührt, und auch die Türken haben noch nichts genommen, denn der Himmel hat es gegeben und ich habe befohlen, Alles für Eure

Majestät zu bewahren; denn durch ein einziges Kleinod, welches Eure Majestät mir geben kann, werde ich mit noch zehn andern solchen Schiffen Euer Schuldner bleiben. Dies Kleinod hat mir Eure Majestät versprochen — es ist meine Isabella. Mit ihr werde ich reich und belohnt seyn, nicht allein für diesen Dienst, den ich geleistet habe, er sey so bedeutend, als er wolle, sondern auch für viele andere, die ich Euch noch zu leisten gedenke, um nur einigermaßen den unermeßlichen Werth zu bezahlen, den Eure Majestät mir in diesem Kleinode giebt."

„Steht auf, Richard," sagte die Königin, „und glaubt mir, wenn ich Euch Isabellen als Belohnung geben sollte, so könntet Ihr sie, dem Werthe nach, den sie in meinen Augen hat, weder mit der Ladung dieses Schiffes, noch mit allen Schätzen Indiens verdienen; allein ich gebe sie Euch, weil ich es versprochen habe, und weil Ihr Beide einander werth seyd. Euer Muth allein verdient sie; wenn Ihr die Schätze des Schiffes für mich bewahrt habt, so habe ich dagegen Euer Kleinod für Euch bewahrt, und wenn es Euch auch scheint, als wenn ich nicht viel thäte, indem ich Euch Euer Eigenthum zurückgebe, so weiß ich doch, daß ich Euch eine große Gnade dadurch erzeige; denn Schätze, welche durch Wünsche erkauft werden und deren Werth in der Seele des Käufers liegt, sind eben so viel werth, als die Seele selbst und keine Schätze der Welt können damit verglichen werden. Isabella ist Euer; hier seht Ihr sie — sobald Ihr wollt, könnt Ihr in ihren vollen Besitz

treten, und ich glaube, sie hat nichts dagegen, denn sie ist klug und wird die Zuneigung, die Ihr für sie fühlt, zu schätzen wissen. Ich sage nicht Gnade, sondern Zuneigung, denn ich möchte gern allein den Ruf haben, ihr Gnade erzeigen zu können. Geht jetzt und ruht, und kommt morgen wieder zu mir, denn ich will Eure Thaten ausführlicher hören. Bringt mir auch jene Beiden mit, die, wie Ihr gesagt habt, aus eigenem Antriebe mich zu sehen wünschen — ich will ihnen danken."

Richard küßte ihr die Hand für die große Gnade, die sie ihm erzeigte. Die Königin zog sich in einen Saal zurück, allein die Damen umringten Richarden, und eine von ihnen, Lady Tanst, welche bereits mit Isabellen in sehr freundschaftliche Verhältnisse getreten war und für die Klügste, Freimüthigste und Lustigste unter Allen gehalten wurde, sagte zu ihm:

„Was ist das, Lord Richard? Was sind das für Thränen? Glaubtet Ihr denn vielleicht, Ihr kämt hierher, um gegen Eure Feinde zu kämpfen? Wir sind wahrlich hier Alle Eure Freundinnen, Lady Isabella ausgenommen, welche, als Spanierin, verpflichtet ist, Euch eben nicht in gutem Andenken zu haben."

„Bedenkt, Lady Tanst," antwortete Richard, „daß, wenn sie mich nur im Andenken hat, dieses auch gut seyn muß, denn ihre Herzensgüte, ihr Verstand und ihre seltene Schönheit können die häßliche Undankbarkeit gar nicht zulassen."

„Lord Richard," sagte hierauf Isabella, „da ich

die Eurige werden soll, so habt Ihr auch das Recht, Euch wegen Euerer Lobeserhebungen und Gefälligkeiten schadlos zu halten.“

Diese und andere sittsame Reden fielen zwischen Richarden, Isabellen und den andern Damen vor, unter denen auch ein ganz junges Fräulein war, welches weiter nichts that, als Richarden betrachten. Sie hob ihm die Beinschienen auf, um zu sehen, was er darunter hätte, befühlte sein Schwert und wollte mit kindlicher Einfalt aus seiner Rüstung einen Spiegel machen, indem sie hinging und sich ganz nahe darin betrachtete; hierauf wandte sie sich zu den Damen und sagte:

„Ach, Milady's, ich glaube, der Krieg muß doch eine wunderschöne Sache seyn, denn auch unter den Damen gefallen die gewaffneten Männer.“

„Wohl gefallen sie,“ antwortete Lady Tansi; „seht nur den Richard an! Es ist ja nicht anders, als ob der Sonnengott auf die Erde herabgestiegen wäre und in dieser Kleidung einherginge!“

Alle lachten über die Rede des kleinen Mädchens und die abentheuerliche Vergleichung der Lady Tansi. Es fehlte nicht an Uebelgesinnten, welche es unschicklich fanden, daß Richard bewaffnet in den Pallast gekommen war; Andere aber entschuldigten ihn damit, daß er es als Soldat wohl hätte thun können, um seinen kriegerischen Anstand zu zeigen.

Richard wurde von seinen Eltern, Freunden, Verwandten und Bekannten mit den Zeichen herzlicher Liebe empfangen. Abends wurden in London

wegen des glücklichen Ereignisses allgemeine Freudenbezeigungen angestellt. Isabellens Eltern waren bereits in dem Hause Clotalds, dem Richard gesagt hatte, wer sie wären; doch hatte er ihn gebeten, ihnen nichts von Isabellen zu sagen, bis er selbst es thun würde, und diese Bitte wurde von seiner Mutter, Lady Katharina, so wie auch von sämmtlichen Hausbedienten erfüllt. Noch denselben Abend fing man auch an, mit vielen Fahrzeugen, Kähnen und Barken, und unter den Augen einer Menge von Zuschauern, das große Schiff auszuladen, allein erst nach acht Tagen wurde man damit fertig, die Menge von Gewürzen und andern köstlichen Waaren, die es enthielt, an das Land zu schaffen.

Am Tage nach diesem Abend begab sich Richard in den Pallast und nahm Isabellens Eltern mit, die neu und englisch gekleidet waren, und denen er sagte, die Königin wollte sie sehen. Die Königin erwartete sie, umgeben von ihren Damen, und an ihrer Seite Isabellen, welche eben so gekleidet war, als wie sie ihr das erste Mal vorgestellt wurde, und nicht weniger reizend aussah, als damals, denn die Königin wollte Richarden dadurch schmeicheln und ihm ihre Gunst bezeigen. Isabellens Eltern waren verwundert und erstaunt, so viel Größe und Schönheit vereint zu erblicken. Sie richteten ihre Augen auf Isabellen, erkannten sie aber nicht, obgleich ihre Herzen, voll Ahnung des lange gesuchten Glückes, zu klopfen begannen, und zwar nicht mit einem Ungestüme, welche sie traurig gemacht hätte, sondern

mit einem gewissen Vergnügen, das sie nicht auszulegen wagten. Die Königin gab es nicht zu, daß Richard die Knie vor ihr beugte, sondern sie ließ ihn aufstehen und sich auf ein Tabouret setzen, welches zu diesem Behuf allein dastand, und dies war, bei der stolzen Gemüthsart der Königin, eine ungewöhnliche Gnade, weshalb auch Einer der Gegenwärtigen sagte: „Richard sitzt heute nicht auf dem Tabouret, welches man ihm gegeben, sondern auf dem Pfeffer, den er mitgebracht hat.“ Ein Anderer sagte: „Jetzt bewährt sich das, was man gewöhnlich sagt, daß nämlich Geschenke auch Felsen zertrümmern, denn diejenigen, welche Richard bringt, haben das harte Herz unserer Königin weich gemacht.“ Ein Dritter meinte: „Jetzt, da er so gut gesattelt ist, wird Mancher ihn reiten wollen.“ — In der That nahm der Neid von dieser neuen Ehre, welche die Königin Richarden erzeigte, Gelegenheit, sich in die Herzen vieler der Gegenwärtigen einzuschleichen, denn jeder Vorzug, dessen ein Fürst Einen seiner Unterthanen würdigt, ist ein Dolchstich in das Herz des Neidischen. Die Königin wollte von Richarden den Hergang des Gefechts mit den Schiffen der Corsaren umständlich wissen; er erzählte ihr denselben also noch einmal und schrieb den Sieg Gott und den tapfern Armen ihrer Soldaten zu, wobei er allen zusammen das größte Lob ertheilte, und die Thaten einiger Einzelnen hervorhob, die sich mehr, als die Uebrigen, ausgezeichnet hatten, wodurch er die Königin veranlaßte, nicht nur Allen Belohnungen, son-

dern auch den, von ihm vorzüglich Bezeichneten, besondere Gnade angedeihen zu lassen. Wie Richard nun berichtet hatte, daß er im Namen Ihrer Majestät die Türken und die Christen freigelassen habe, fügte er hinzu:

„Diese Frau und dieser Mann (hier zeigte er auf Isabellens Eltern), die Eure Majestät hier sieht, sind dieselben, die, wie ich Euch bereits gesagt habe, mit dem Verlangen, Eure Hoheit zu sehen, mich dringend baten, sie mit hierher zu nehmen. Sie sind aus Cadiz, und nach dem, was sie mir theils erzählten, und was ich theils selbst an ihnen gesehen und bemerkt habe, weiß ich, daß es vornehme und rechtschaffene Leute sind. Die Königin befahl ihnen, näher zu treten, und Isabella richtete die Augen auf diejenigen, welche Spanier, und zwar aus Cadiz seyn wollten, denn sie wünschte zu wissen, ob sie vielleicht ihre Eltern kennten. So wie Isabella die Augen erhob, begegneten sie denen ihrer Mutter, welche stehen blieb, um sie aufmerksamer zu betrachten, und in Isabellens Gedächtniß begannen einige dunkle Erinnerungen zu erwachen, welche ihr zuflüsterten, sie habe schon zu einer andern Zeit diese Frau gesehen, die hier vor ihr stände. Ihr Vater war eben so befangen, ohne daß er es wagte, der Wahrheit Glauben beizumessen, die seine Augen ihm vorstellten. Richard war sehr aufmerksam auf die Bewegungen dieser drei zweifelnden und verlegenen Herzen, die so ungewiß waren, ob sie niemand kannten, oder nicht? Die Königin bemerkte ihre

Bedenklichkeit, so wie auch die Unruhe Isabellens, welche, um ihre Verlegenheit zu verbergen, zuweilen die Hand emporhob und die Locken ordnete. Nun wünschte Isabella, diejenige, welche sie für ihre Mutter hielt, möchte reden, weil sie glaubte, ihr Gehör würde sie vielleicht aus dem Zweifel ziehen, in welchen ihre Augen sie versetzt hatten. Die Königin gebot Isabellen, diese Leute auf Spanisch zu fragen, aus welcher Ursache sie die, ihnen von Richarden gegebene Freiheit nicht angenommen hätten, da die Freiheit doch nicht allein für vernünftige Menschen, sondern auch für Thiere dasjenige sey, was sie am meisten schätzten. Alles dies fragte Isabella ihre Mutter, welche, ohne ein Wort zu entgegnen, ganz unbedachtsam und halb strauchelnd, sich Isabellen näherte; ohne höfische Achtung und Furcht zu berücksichtigen, ergriff sie Isabellens rechtes Ohr und entdeckte ein schwarzes Mal, welches dieselbe dort hatte, und welches ihre Meinung vollkommen bestätigte. Als sie nun deutlich sah, daß Isabelle ihre Tochter sey, umarmte sie sie und sagte mit lauter Stimme:

„O meine geliebte Tochter! O Du Kleinod meines Herzens!“

Sie konnte aber nicht weiter reden, sondern fiel ohnmächtig in Isabellens Arme. Der Vater, welcher nicht weniger zärtlich als klug war, gab sein Gefühl nicht anders kund, als durch Thränen, welche reichlich sein ehrwürdiges Antlitz und seinen Bart benetzten. Isabella beugte sich auf ihre Mutter, wandte

dann die Augen auf ihren Vater und sah ihn so zärtlich an, daß er ganz deutlich die Freude und das Vergnügen bemerken konnte, welche ihr Herz über dieses Wiedersehen empfand. Die Königin bewunderte den ganzen Vorfall und sagte zu Richarden:

„Ich glaube, Richard, Ihr habt dies Wiedersehen mit Vorsatz angeordnet, ich weiß aber nicht, ob Ihr wohl daran gethan habt, denn es ist bekannt, daß plötzliche Freude eben so gut zu tödten vermag, als Trauer.“

Hierauf wandte sie sich zu Isabellen, und entfernte sie von ihrer Mutter, welche, nachdem man ihr das Gesicht mit Wasser benetzt hatte, wieder zu sich kam. Wie sie sich ein wenig gesammelt hatte, kniete sie vor die Königin nieder und sagte:

„Verzeiht, gnädigste Königin, meine Verwegenheit; denn es ist kein Wunder, daß ich über die Freude, dieses geliebte Kind wieder zu finden, die Besinnung verloren habe.“

Die Königin antwortete ihr, sie hätte Recht, wobei Isabella als Dolmetscherin diente, welche auf die erwähnte Art ihre Eltern erkannt hatte, denen die Königin befahl, im Pallaste zu bleiben, damit sie ihre Tochter zuweilen sehen, mit ihr reden und sich ihrer freuen könnten. Richard freute sich sehr darüber und bat die Königin von neuem, ihr Wort zu erfüllen und ihm Isabellen zu geben, wenn er sie verdiente; und verdiente er sie nicht, so ersuchte er sie, ihn fortzusenden und mit Dingen zu beschäftigen, die ihn würdig machten, das zu erreichen, wonach er

so sehr strebte. Die Königin bemerkte recht gut Richards Bewußtseyn seiner selbst und seines Werthes, und daß er nicht nöthig hatte, neue Beweise davon zu geben; daher sagte sie, in vier Tagen würde sie ihm seine geliebte Isabella übergeben und sie so ehrenvoll mit einander verbinden, als es ihr nur möglich sey. Richard beurlaubte sich, äußerst zufrieden mit der nahen Hoffnung, Isabellen bald ganz zu besitzen, ohne ihren Verlust fürchten zu dürfen, denn dies ist der letzte Wunsch der Liebenden. Die Zeit verging, aber nicht so schnell, als er es wünschte; denn wer in der Hoffnung auf künftiges Glück lebt, glaubt niemals, daß sie fliegt, sondern bildet sich immer ein, sie schliche auf den Füßen der Faulheit selbst einher. Endlich kam der erwünschte Tag, und Richard gedachte an demselben nicht bloß seine Wünsche zu krönen, sondern er hoffte an Isabellen neue Reize zu finden, die seine Liebe noch erhöheten, wenn dies möglich wäre. Aber in dieser kurzen Zeit, in welcher er wähnte, das Schiff seines Glückes würde mit günstigem Winde in den ersehnten Hafen einlaufen, erregte sein widriges Schicksal einen solchen Sturm, daß er tausendmal unterzusinken glaubte. Die Oberhofmeisterin der Königin, unter deren Aufsicht Isabella stand, hatte einen Sohn von zwei und zwanzig Jahren, Namens Graf Ernst. Die Hoheit seines Standes, sein edles Blut, und die große Gunst, welche seine Mutter von der Königin genoß, machten ihn hochmüthiger, aufgeblasener und selbstvertrauender, als es Recht war. Dieser Ernst nun

verliebte sich so heftig in Isabellen, daß das Licht ihrer Augen seine ganze Seele entflammte; ob er ihr aber gleich während Richards Abwesenheit seine Liebe durch verschiedene Zeichen entdeckt hatte, so hatte sie doch nie darauf geachtet. Wenn nun auch sonst Widerwillen und Geringschätzung die Liebhaber im Beginnen der Leidenschaft zum Aufgeben ihrer Unternehmung zu veranlassen pflegen, so bewirkte doch die häufige Verachtung, welche Isabelle Ernsten ganz unverhohlen zeigte, bei diesem das Gegentheil, denn sein Herz brannte vor Eifersucht, und Isabellens Zurückhaltung entzündete es nur noch mehr. Wie er nun sah, daß Richard nach der Meinung der Königin Isabellen verdient hatte, und sie bald als Gattin besitzen würde, wollte er sich aus Verzweiflung ermorden; allein ehe er noch zu diesem entehrenden und feigen Mittel seine Zuflucht nahm, sprach er mit seiner Mutter und verlangte von ihr, sie sollte die Königin bitten, ihm Isabellen zur Gemahlin zu geben, und wenn das nicht geschähe, so möchte sie nur erwarten, daß der Tod in Kurzem an die Pforten seines Lebens klopfen würde. Die Oberhofmeisterin war ganz erstaunt über die Reden ihres Sohnes, und da sie die Rauhheit seines stolzen Gemüthes und die Hartnäckigkeit kannte, womit er auf seinen Wünschen bestand, so fürchtete sie, daß seine Liebe zu irgend einem unglücklichen Ende führen würde. So wie indeß jede Mutter aus natürlichem Gefühl das Glück ihrer Kinder wünscht und nach demselben strebt, so versprach sie auch dem ihrigen,

mit der Königin zu reden, nicht, daß sie gehofft hätte, von derselben die Unmöglichkeit eines Wortbruches zu erlangen, sondern weil sie es nicht unterlassen wollte, auch die letzten Mittel zu versuchen. Isabella war an diesem Morgen, auf Befehl der Königin, so prächtig gekleidet, daß die Feder keine Beschreibung davon zu machen wagt; die Königin selbst hatte ihr eine Schnur der schönsten Perlen von dem eroberten Schiffe umgehängt, die auf zwanzigtausend Ducaten geschätzt wurde, und ihr einen Diamantring angesteckt, der sechstausend Thaler werth war. Wie nun die Damen sich auf das erwartete, nahe Vermählungsfest freuten, trat die Oberhofmeisterin ein, und bat die Königin fußfällig, Isabellens Vermählung noch zwei Tage aufzuschieben, denn in dieser einzigen Gnade würde sie Belohnung finden für alle, bis jetzt geleisteten Dienste. Die Königin wollte wissen, warum sie mit so vielem Eifer diesen Aufschub verlangte, welcher dem, Richarden gegebenen Worte so unmittelbar entgegen liefe; allein die Oberhofmeisterin wollte keine Erklärung geben, bis die Königin ihre Bitte bewilligt hätte, was auch geschah, weil die Königin sehr neugierig war, die Ursache dieser Bitte zu erfahren. Da nun die Oberhofmeisterin das erhalten hatte, was sie für den Augenblick wünschte, entdeckte sie der Königin die Liebe ihres Sohnes, und daß sie fürchtete, er würde, wenn er Isabellen nicht zur Gattin bekäme, in Verzweiflung gerathen, oder irgend eine auffallende That ausüben; hätte sie nun um diese zwei Tage Auf-

ſchub gebeten, ſo wäre dies geſchehen, um Ihrer Majeſtät Zeit zum Nachdenken über die Mittel zu verſchaffen, welche am zweckmäßigſten ſeyn würden, um ihrem Sohne zu helfen. Die Königin antwortete, wenn ihr königliches Wort nicht ein Hinderniß wäre, ſo würde ſie wohl einen Ausweg aus dieſem verworrenen Labyrinthe finden; ſo aber würde ſie Richards Hoffnungen nicht um den Vortheil der ganzen Welt zertrümmern oder beeinträchtigen. Dieſe Antwort brachte die Oberhofmeiſterin ihrem Sohne, welcher nun, glühend von Liebe und Eiferſucht, ſich nicht mehr zu halten vermochte, ſondern eine vollkommene Rüſtung anlegte und ſich auf ſeinem ſtarken, ſchönen Roſſe vor Clotalds Haus begab, wo er mit lauter Stimme verlangte, Richard ſollte ſich am Fenſter zeigen. Dieſer hatte bereits den hochzeitlichen Schmuck angelegt und ſtand im Begriffe, ſich mit dem, bei einer ſolchen Feierlichkeit erforderlichen Gefolge nach dem Pallaſte zu begeben; als er aber die Aufforderung vernahm, und erfuhr, auf welche Art der erſchien, der ſie ausſprach, trat er, einigermaßen befremdet, an ein Fenſter. Wie ihn Ernſt erblickte, ſagte er:

„Lord Richard, höre aufmerkſam, was ich dir ſagen werde! Die Königin, meine Gebieterin, hat dir befohlen, in ihrem Dienſte Thaten zu verrichten, durch welche Du die unvergleichliche Iſabella verdienen könnteſt. Du zogſt aus, kamſt mit goldbeladenen Schiffen zurück, und denkſt nun damit Iſabellen erkauft und verdient zu haben. Wenn aber nun auch

die Königin Dir ihren Besitz versprochen hat, so ist dies in der Meinung geschehen, daß niemand an ihrem Hofe sey, der ihr besser dienen könnte, noch Isabellen mehr verdiente, als Du; darin könnte sich die Königin aber wohl geirrt haben. Da ich nun dieser Meinung bin und sie für ausgemachte Wahrheit ansehe, so behaupte ich, daß weder Du Thaten gethan hast, durch welche Du Isabellen verdienen könntest, noch daß Du irgend etwas thun kannst, was Dich eines so hohen Glückes würdig machte. Willst Du mir das widersprechen, so fordere ich Dich zum Kampf auf Tod und Leben."

Der Graf schwieg, und Richard antwortete:

„Ich brauchte Eurer Ausforderung eigentlich durchaus nicht Folge zu leisten, denn ich gebe nicht allein zu, daß ich Isabellen nicht verdiene, sondern ich behaupte auch, daß gar niemand sie verdient. Da ich nun das einräume, was Eure Meinung ist, so sage ich noch einmal, daß Eure Ausforderung mich gar nicht betrifft; ich nehme sie aber an, wegen der Kühnheit, die darin liegt."

Damit verließ er das Fenster und verlangte seine Waffen. Seine Verwandten, so wie Alle, welche gekommen waren, ihn zum Pallaste zu begleiten, geriethen in Unruhe, und unter den vielen Menschen, welche die Ausforderung gehört hatten, fehlte es nicht an solchen, welche die Sache der Königin hinterbrachten, die sogleich den Hauptmann ihrer Leibwache abschickte, um den Grafen Ernst fest zu nehmen. Der Hauptmann eilte so sehr, daß er noch hinzu kam, als

eben Richard, bedeckt mit den kostbaren Waffen, die er bei seiner Ausschiffung getragen hatte, und auf einem schönen Rosse, sein Haus verließ. Als der Graf den Hauptmann erblickte, errieth er sogleich, weswegen derselbe käme; er beschloß, sich nicht gefangen nehmen zu lassen, und rief Lord Richarden zu:

„Du siehst wohl, Richard, welches Hinderniß uns in den Weg tritt, wenn Du aber Lust hast, Rache an mir zu nehmen, wirst Du mich schon aufsuchen; auch ich werde Dich suchen, da ich dasselbe Verlangen habe, und da zwei Menschen, die einander suchen, sich auch leicht finden, so wollen wir jetzt die Ausführung unseres Vorhabens unterlassen.“

„Das bin ich zufrieden,“ antwortete Richard.

Indem kam der Hauptmann mit der Leibwache hinzu und kündigte dem Grafen an, er sey im Namen der Königin sein Gefangener. Der Graf antwortete: Er ergäbe sich, jedoch unter der Bedingung, daß man ihn nirgends anders hinführte, als unmittelbar vor die Königin. Der Hauptmann war damit zufrieden, umgab ihn mit Wache und führte ihn in den Pallast zur Königin, welcher die Oberhofmeisterin schon die große Liebe ihres Sohnes zu Isabellen erklärt und sie mit Thränen gebeten hatte, dem Grafen zu verzeihen, der, als ein junger, verliebter Mensch, wohl noch größern Fehlern unterworfen sey. Ernst kam vor die Königin, welche, ohne sich in Erörterungen mit ihm einzulassen, ihm den Degen abzunehmen und ihn gefangen in einen Thurm zu setzen befahl. Alle diese Dinge quälten Isabellens

und ihrer Eltern Herzen, die das Meer ihres Glückes so schnell getrübt erblickten. Die Oberhofmeisterin rieth der Königin, sie möchte, um dem Unheile zuvorzukommen, welches zwischen ihren und Richards Verwandten entstehen könnte, Isabellen, die Ursache des Streites, entfernen und nach Spanien schicken, denn auf diese Art würden auch die traurigen Wirkungen, die man zu fürchten hätte, aufhören. Und nun fügte sie noch hinzu, Isabella sey eine so eifrige Katholikin, daß keine ihrer vielen Ueberredungen den festen Glauben derselben habe können zum Wanken bringen. Hierauf antwortete die Königin: sie achtete Isabellen deshalb um so mehr, weil sie so fest an dem Glauben hielt, den ihre Eltern sie gelehrt hätten; sie aber nach Spanien zu schicken, fiel ihr gar nicht ein, da ihr angenehmer Umgang und ihre vielen Reize und Tugenden ihr selbst so großes Vergnügen gewährten, und ohne Zweifel würde sie sie, wenn auch nicht heute, aber doch nächstens, Richarden zur Gemahlin geben, wie sie es versprochen hätte. Die Oberhofmeisterin war über diese Entscheidung der Königin so trostlos, daß sie kein Wort erwiederte. Sie war mehr, als je der Meinung, daß wenn sie nicht Isabellen aus dem Wege schaffte, wohl kein Mittel möchte zu finden seyn, das rauhe Gemüth ihres Sohnes zu besänftigen und ihn zum Frieden mit Richarden zu bewegen; deshalb fiel sie auf eine der größten Grausamkeiten, die jemals in dem Herzen einer gebildeten Frau entstehen konnten — sie beschloß nämlich, Isabellen durch Gift zu tödten. Da nun das

weibliche Gemüth immer schnell und entschlossen ist, so vergiftete sie noch an demselben Abend einige eingemachte Früchte, die sie Isabellen gab und sie überredete, dieselben zu genießen, weil sie gegen Herzensbeängstigungen dienlich wären. Kurze Zeit, nachdem Isabelle gegessen hatte, fing ihr an, die Zunge und der Hals zu schwellen; ihre Lippen wurden schwarz, ihre Stimme ward heiser, ihre Augen trübten sich und ihre Brust wurde krampfhaft zusammengezogen — alles anerkannte Zeichen, daß sie Gift bekommen hatte. Die übrigen Damen eilten zur Königin, erzählten derselben, was vorging und behaupteten, die Oberhofmeisterin hätte diese Unthat ausgeübt. Die Königin glaubte es leicht und besuchte deshalb Isabellen, die schon fast im Sterben lag. Sie ließ eilig ihre Aerzte rufen, und bis diese kamen, gab sie ihr mehrere Gegengifte, welche fürstliche Personen für dergleichen Fälle immer vorräthig zu haben pflegen. Die Aerzte kamen, verstärkten die Mittel und baten die Königin, sie möchte die Oberhofmeisterin zum Geständnisse zwingen, was für eine Art von Gift sie Isabellen gegeben hätte, denn man zweifelte gar nicht, daß nur sie die Giftmischerin sey. Sie entdeckte es, und nach dieser Nachricht wendeten die Aerzte so viele und zweckmäßige Mittel an, daß dadurch, und durch die Hülfe Gottes, Isabella das Leben oder wenigstens die Hoffnung des Lebens behielt. Die Königin ließ die Oberhofmeisterin fest nehmen und in ein enges Zimmer des Pallastes einschließen, mit dem Vorsatze, sie zu strafen, wie ihr Verbrechen es verdiente,

ob sie sich gleich damit entschuldigte, daß sie sagte, sie hätte durch Isabellens Ermordung dem Himmel einen Dienst zu leisten geglaubt, indem sie eine Katholikin, und in derselben zugleich die Ursache von den Streitigkeiten ihres Sohnes hätte von der Welt schaffen wollen.

Wie Richard diese traurigen Nachrichten vernahm, hätte er bald die Vernunft darüber verloren, denn er gebehrdete sich ganz unsinnig und stieß die heftigsten Klagen aus. Isabella blieb nun zwar am Leben, aber sie war ganz verändert, denn sie verlor Augenbraunen, Augenwimpern und Haare; ihr Gesicht war geschwollen und schrecklich entstellt, der Glanz ihrer Haut verschwunden, und ihre Augen thränten beständig; kurz, wie sie vorher ein Wunder der Schönheit gewesen war, so war sie jetzt ein Schreckbild der Häßlichkeit, und alle, die sie kannten, hielten diesen Zustand für ein größeres Unglück, als wenn sie am Gifte gestorben wäre. Demungeachtet verlangte sie Richard von der Königin, und bat, sie mit sich nehmen zu dürfen, denn seine Liebe zu ihr war vom Körper auf den Geist übergegangen, und wenn auch Isabella ihre Schönheit verloren hatte, so konnten doch ihre unendlichen Tugenden nicht verschwunden seyn.

„Ihr habt Recht," sagte die Königin; „führt sie heim, Richard, und bedenkt, daß Ihr ein sehr köstliches Kleinod in einer unscheinbaren Hülle besitzt. Gott weiß, wie sehr ich wünschte, sie Euch so zurückzustellen, wie Ihr mir sie übergeben habt; da es

aber nicht möglich ist, so verzeiht mir; vielleicht kann die Bestrafung der Uebelthäterin Euern Wunsch nach Rache einigermaßen befriedigen. Richard sagte Vieles zur Entschuldigung der Oberhofmeisterin und bat die Königin, derselben zu verzeihen, indem die Entschuldigungen, die sie anführte, wohl hinlänglich wären, die Verzeihung noch größerer Beleidigungen zu bewirken. Kurz, Isabella wurde ihren Eltern übergeben; Richard führte sie Alle nach seinem, oder vielmehr nach seines Vaters Hause, und die Königin fügte zu den köstlichen Perlen und Diamanten noch andere Kleinodien und herrliche Kleider, daß sie dadurch ihre große Liebe zu Isabellen an den Tag legte. Diese Letztere blieb zwei Monate lang in ihrer Häßlichkeit, ohne das geringste Zeichen zu geben, daß sie ihre erste Schönheit wieder bekommen könnte; nach Verlauf dieser Zeit aber begann ihre Haut sich zu schälen, und der Glanz derselben wieder hervorzutreten. Richards Eltern, welche es für eine Unmöglichkeit hielten, daß Isabelle wieder so reizend, als vorher, werden könnte, schickten während dieser Zeit nach der Schottin, mit welcher sie ihn schon früher hatten verbinden wollen, und das geschah, ohne daß er etwas davon wußte; denn sie zweifelten nicht, daß die gegenwärtige Schönheit der neuen Braut ihren Sohn Isabellens vergangene würde vergessen machen, welche letztere sie mit ihren Eltern nach Spanien zu schicken und ihnen so viel Vermögen und Reichthum zu geben gedachten, daß dadurch ihr früherer Verlust ersetzt würde. Es war seit Isabellens Vergiftung kaum ein und ein halber Monat verflossen, als, ohne daß Richard etwas davon wußte, die neue Braut einzog, mit einem ihrem Range entsprechenden Gefolge und so schön, daß es, außer Isabellen, wie sie erst gewesen war, keine größere Schönheit in London gab. Richard war über den unvermutheten Anblick des Fräuleins erschrocken und fürchtete, die Bestürzung über ihre Ankunft würde Isa-

bellen das Leben kosten; um nun diese Bestürzung zu mäßigen, begab er sich an Isabellens Krankenlager, wo er auch ihre Eltern fand, in deren Gegenwart er sagte:

„Geliebte Isabella, von großer Liebe zu mir verleitet, aber nicht hinlänglich mit derjenigen bekannt, die ich für Dich fühle, haben meine Eltern eine schottische Edle, mit welcher sie mich schon verheirathen wollten, ehe ich Deinen Werth noch kannte, in das Haus gebracht, und das, wie ich glaube, in der Meinung, daß die große Schönheit dieses Fräuleins die Deinige aus meiner Seele verdrängen soll, die aber fest darin eingegraben ist. Von dem Augenblicke an, wo meine Liebe zu Dir entstand, war dieselbe auch von ganz anderer Art, als diejenige, welche nur die Befriedigung sinnlicher Lust zum Zwecke hat, denn wenn Deine körperliche Schönheit meine Sinne reizte, so haben Deine unendlichen Tugenden meinen Geist so gefesselt, daß, wenn ich Dich liebte, als Du schön warst, ich Dich anbete, da Du häßlich bist, und um dies zu bestätigen, reiche ich Dir meine Hand, gieb mir die Deinige.“

Sie reichte ihm die Rechte; er ergriff sie, und fuhr fort:

„Bei dem katholischen Glauben, den meine christlichen Eltern, wenn auch vielleicht nicht so vollkommen, wie es sich gebührt, mich gelehrt haben, den der Statthalter Gottes auf Erden bewahrt, und den ich in meinem Herzen bekenne, glaube und halte, und bei dem wahrhaften Gott, der mich hört, schwöre und verspreche ich Dir, Du, meine geliebte Isabella, Du Hälfte meiner Seele, Dein Gatte zu seyn, und bin es von diesem Augenblicke an, wenn Du mich zu diesem Glück erheben willst.“

Isabella war ergriffen von Richards Worten, und ihre Eltern waren verwirrt und erstaunt; sie wußte nichts Anderes zu thun, als daß sie Richards Hand vielmal küßte, und ihm weinend sagte, daß sie ihn

als den Ihrigen annähme und sich ihm gänzlich übergäbe. Richard küßte ihren häßlichen Mund, ob er gleich hierzu nie den Muth gehabt hatte, als derselbe noch scheu war, und Isabellens Eltern machten durch die Thränen der Rührung, die sie vergossen, das Fest dieser Verlobung noch feierlicher. Richard sagte ihnen, er würde der Verbindung mit dem schottischen Fräulein schon auf irgend eine Art auszuweichen wissen, und wenn sein Vater sie alle drei nach Spanien schicken wollte, so möchten sie sich nicht weigern, sondern abreisen und ihn in Cadiz oder in Sevilla zwei Jahre lang erwarten, in welcher Zeit er ihnen sein Wort gäbe, bei ihnen zu seyn, wenn der Himmel ihm das Leben schenkte; wäre aber dieser Zeitraum verflossen, so möchten sie es als gewiß annehmen, daß irgend ein bedeutendes Hinderniß, oder das allergrößte, der Tod selbst, sich seiner Reise entgegengesetzt hätte. Isabella antwortete, sie würde nicht nur zwei Jahre, sondern ihr ganzes Leben hindurch warten, oder so lange, bis sie gewisse Nachricht von seinem Tode hätte, denn so wie sie diese bekäme, würde sie auch selbst sterben. Bei diesen Worten der Liebe flossen Aller Thränen auf's Neue, und Richard ging, um seinen Eltern zu erklären, daß er sich auf keinen Fall verheirathen, oder seiner schottischen Braut die Hand reichen würde, ehe er in Rom gewesen wäre und sein Gewissen beruhigt hätte. Dies wußte er seinen Eltern und den Verwandten Celinens (so hieß die Schottin) so anschaulich zu machen, daß sie es leicht glaubten, da sie Alle Katholiken waren, und Celina war damit zufrieden, im Hause ihres Schwiegervaters bis zur Zurückkunft ihres Bräutigams zu bleiben, welcher ein Jahr Frist verlangte. Nachdem diese Uebereinkunft getroffen war, sagte Clotald Richarden, daß er beschlossen habe, wenn es die Königin erlaubte, Isabellen mit ihren Eltern nach Spanien zu schicken, da vielleicht die vaterländische Luft ihre Genesung, die sich schon zu zeigen anfinge,

beschleunigen und erleichtern würde. Richard, welcher sein Vorhaben nicht verrathen wollte antwortete seinem Vater, er möchte thun, was ihm gut dünkte, nur bäte er ihn, Isabellen nichts von den Reichthümern zu nehmen, die sie von der Königin bekommen hätte. Dies versprach Clotald, und bat noch an demselben Tage die Königin um Erlaubniß, sowohl seinen Sohn mit dem schottischen Fräulein vermählen, als auch Isabellen und ihre Eltern nach Spanien schicken zu dürfen. Die Königin billigte Alles, fand Clotald's Entschluß zweckmäßig, und verurtheilte die Oberhofmeisterin ohne Zuziehung von Rechtsgelehrten und ohne sie vor ein Gericht zu stellen, daß sie ihren Dienst verlassen und zehntausend Goldthaler zu Isabellens Vortheil erlegen sollte; den Grafen Ernst verbannte sie wegen der unternommenen Ausforderung auf sechs Jahre aus England. In weniger, als vier Tagen, war Ernst schon fertig, um abzureisen, und das Geld war bezahlt. Die Königin berief einen Kaufmann zu sich, der in London wohnte, eingeborner Franzose war und Verbindungen in Frankreich, Italien und Spanien hatte; diesem händigte sie die zehntausend Thaler ein und bat ihn um Wechsel welche in Sevilla oder in einem andern Handelsplatze Spaniens für die Ordre von Isabellens Vater zahlbar wären. Nachdem der Kaufmann seine gewöhnlichen Zinsen abgezogen hatte, versprach er der Königin, daß er sichere Papiere auf einen andern französischen Kaufmann zu Sevilla ausstellen wollte, der sein Correspondent wäre, welches mittelst eines Andern von seinen Correspondenten zu Paris recht gut anginge. Kurz, die Königin nahm die Unterhandlung des Kaufmanns an und zweifelte nicht an der Zahlung. Damit war sie aber noch nicht zufrieden. Sie ließ einen flamändischen Schiffer kommen, der im Begriffe stand, nach Frankreich abzusegeln, bloß, weil er in irgend einem Haferplatze jenes Landes Pässe nehmen wollte, um nach Spanien zu gehen,

und zwar, als wenn er unmittelbar aus Frankreich käme. Diesen bat die Königin dringend, Isabellen und ihre Eltern am Bord seines Schiffes aufzunehmen, und sie sicher, und unter der besten Behandlung nach irgend einem spanischen Hafen zu bringen. Der Schiffer, welcher der Königin gefällig seyn wollte, versprach es und machte sich anheischig, sie in Lissabon, Cadiz oder Sevilla an das Land zu setzen. Nachdem die Verabredung mit dem Kaufmann getroffen war, ließ die Königin Clotalden sagen, daß er Isabellen nichts von dem vorenthalten möchte, was sie derselben an Kostbarkeiten und Kleidern gegeben hätte, und den Tag darauf kamen Isabella und ihre Eltern, um von der Königin Abschied zu nehmen, die sie sehr wohlwollend empfing. Die Königin gab ihnen die Verschreibung des Kaufmanns und machte ihnen noch andere Geschenke, sowohl an Geld, als auch an Reisebedürfnissen, und Isabella dankte ihr auf eine Art, daß sie veranlaßt wurde, sie immer mehr zu schätzen. Sie nahm auch Abschied von den übrigen Damen, welche nun, da sie häßlich war, ihre Abreise gar nicht wünschten, indem ihre Schönheit nun die Oberhand behielt und sie mit ihren Reizen und ihrer Klugheit ungestört glänzen konnten. Die Königin umarmte alle Drei, empfahl sie dem Glück und dem Schiffspatron und bat Isabellen, sie durch den französischen Hauptmann sowohl von ihrer Ankunft in Spanien, als auch von ihrem Befinden zu unterrichten. Hierauf entließ sie Isabellen und ihre Eltern, welche sich noch denselben Nachmittag einschifften, und von den Thränen Clotald's, seiner Gattin und Aller aus dem Hause begleitet wurden, denn Alle liebten Isabellen außerordentlich. Richard war bei diesem Abschiede nicht gegenwärtig, denn um seine zärtlichen Gefühle nicht blicken zu lassen, war er mit einigen seiner Freunde an diesem Tage auf die Jagd gegangen. Die Geschenke, welche Lady Katharina Isabellen mit auf die Reise mitgab, waren sehr bedeutend; sie umarmte sie

tausend Mal, vergoß unzählige Thränen und empfahl ihr dringend, ihr zu schreiben; Isabellen's und ihrer Eltern Danksagungen erwiederten dies alles, und sie schieden, obgleich unter Thränen, aber doch in Liebe und Freundschaft, von einander. Abends ging das Fahrzeug unter Segel und kam mit günstigem Winde in Frankreich an. Hier beobachtete der Schiffspatron die nöthigen Maaßregeln, um nach Spanien gehen zu können, und nach dreißig Tagen liefen sie in Cadiz ein, wo Isabella und ihre Eltern an das Land stiegen und, da sie allen Einwohnern der Stadt bekannt waren, mit Vergnügen aufgenommen wurden. Sie empfingen tausend Glückwünsche, sowohl, weil sie Isabellen wiedergefunden hatten, als auch wegen ihrer Befreiung aus der türkischen Sklaverei und aus der englischen Gefangenschaft, denn jene hatten die, von Richard's Großmuth frei gelassenen Sklaven bekannt gemacht. Isabella fing damals schon an, große Hoffnungen zu geben, daß sie ihre vorige Schönheit wieder erlangen würde. Sie blieben nicht viel über einen Monat in Cadiz, um von den Anstrengungen der Schifffahrt auszuruhen, und begaben sich dann sogleich nach Sevilla, um zu sehen, ob die Auszahlung der zehntausend Thaler gewiß erfolgen würde, wozu sie Anweisung auf den französischen Kaufmann hatten. Zwei Tage nach ihrer Ankunft in Sevilla gingen sie zu ihm und präsentirten ihm die Anweisung des Kaufmanns aus London; er erkannte sie an, sagte aber, daß er nicht eher Zahlung leisten könnte, als bis der Avisbrief aus Paris käme. Isabellen's Eltern mietheten ein großes, schönes Haus, dem Kloster der Paulinerinnen gegenüber, weil eine von ihren Nichten dort Nonne war, welche eine außerordentliche Geschicklichkeit in der Musik hatte. Sie wählten nun diesen Aufenthalt sowohl, um in der Nähe ihrer Verwandten zu seyn, als auch, weil Isabella Richarden gesagt hatte, wenn er sie suchte, so würde er sie in Sevilla finden, und eine Pauliner-

nonne, ihre Verwandte, würde ihm ihre Wohnung sagen; um nun auch diese Nonne zu treffen, möchte er nur noch derjenigen fragen, welche im ganzen Kloster die beste Stimme hätte, denn solche Zeichen könnte er nicht vergessen. Es dauerte noch vierzehn Tage, bis der Avisbrief von Paris kam; zwei Tage darauf aber zahlte der Kaufmann die zehntausend Thaler aus, und mit ihnen, und mit dem, was sie aus dem Verkaufe einiger von Isabellen's vielen Kostbarkeiten nahmen, begann der Vater seine Handlung wieder, worüber alle diejenigen sich verwunderten, denen sein früherer, beträchtlicher Verlust bekannt war. Kurz, nach wenigen Monden war sein verlorner Credit wieder hergestellt, und auch Isabellen's Schönheit kehrte zurück, so daß man, wenn von Schönheit die Rede war, den Lorbeer allgemein der englischen Spanierin zugestand, welche, sowohl wegen dieses Namens, als auch wegen ihrer Schönheit, in der ganzen Stadt bekannt war. Mit Hülfe des französischen Kaufmannes zu Sevilla, schrieben Isabella und ihre Eltern an die Königin von England und benachrichtigten dieselbe von ihrer Ankunft in Spanien mit derjenigen Dankbarkeit und Unterwürfigkeit, welche sie dieser Fürstin für die vielen, von ihr empfangenen Gnadenbezeigungen schuldig waren. Auch an Clotald und an Lady Katharine schrieben sie, welche Isabella ihre Eltern, und ihre Eltern Gebieter nannten. Von der Königin erzielten sie keine Antwort, wohl aber von Clotalden und seiner Gemahlin, welche ihnen zu ihrer glücklichen Ankunft Glück wünschten und sie benachrichtigten, daß Richard den Tag nach ihrer Einschiffung nach Frankreich abgereist sey, um von dort aus dahin zu gehen, wohin er, zur Sicherstellung seines Gewissens, zu reisen gesonnen sey; und nun folgten noch viele Versicherungen von Liebe und viele gütige Anerbietungen, worauf sie nicht weniger ergeben, freundschaftlich und dankbar antworteten. Isabella dachte sogleich, daß Richard England deßhalb

verlassen hätte, um sie in Spanien aufzusuchen; gestärkt durch diese Hoffnung führte sie das zufriedenste Leben von der Welt, doch bestrebte sie sich, so zu leben, daß Richard, wenn er in Sevilla anlangte, eher den Ruf ihrer Tugenden vernehmen, als ihre Wohnung erfahren möchte. Selten, oder niemals kam sie aus dem Hause, als wenn sie in das Kloster ging, und holte nirgends Ablaß, als dort. Aus ihrem Hause und aus ihrem Betzimmer wallfahrtete sie an den Freitagen in der Fastenzeit nach dem heiligen Kreuze, und in den folgenden Tagen nach dem heiligen Geist. Nie besuchte sie das Ufer des Flusses, nie ging sie nach Triana, noch wohnte sie den öffentlichen Vergnügungen auf dem Felde von Tablado oder vor dem Thore von Xeres bei, welche am Sebastianstage von so vielen Menschen gefeiert werden, daß man dieselben kaum zählen kann; kurz, sie besuchte keine öffentliche Lustbarkeit noch irgend ein anderes Fest zu Sevilla, ergab sich ganz dem Gebet und harrte auf ihren Richard. Durch ihre Zurückgezogenheit nur entzündete und entflammte sie die Herzen, nicht allein der Zierbengel ihres Stadtviertels, sondern Aller, die sie nur einmal gesehen hatten, und deßhalb waren in ihrer Straße bei Nacht Serenaden, und am Tage Wettrennen gar nichts Seltenes. Dadurch daß Isabella sich nicht sehen, desto mehr aber nach sich verlangen ließ, wurden die Versprechungen der Kupplerinnen rege, welche betheuerten, daß sie sich in der Kunst, Isabellen zu überreden, als Meisterinnen zeigen wollten, und es fehlte auch nicht an Leuten, welche zu ihrer Bethörung Zauberkünste benutzen wollten, die am Ende doch weiter nichts sind, als Lügen und Betrügereien; aber bei dem Allen stand Isabella fest, wie ein Fels mitten im Meere, den Wellen und Winde wohl umstürmen, aber nicht bewegen können. Schon war ein und ein halbes Jahr vergangen, und bei der Hoffnung des nahen Verlaufs der, von Richarden versprochenen zwei Jahre, begann Isabellen's Herz

rascher und unruhiger zu klopfen. Allein schon glaubte sie ihren Bräutigam angekommen und vor sich zu sehen, und ihn nach den Hindernissen zu fragen, die ihn so lange zurückgehalten hätten; schon meinte sie, seine Entschuldigungen zu hören, ihm zu verzeihen, ihn zu umarmen, und mit ihrer ganzen Seele zu umschlingen — da bekam sie einen, von London aus geschriebenen Brief von Lady Katharinen, welcher folgendermaßen lautete:

„Herzlich geliebte Tochter! Wahrscheinlich hast Du Guillarte'n, Richards Edelknaben, gekannt. Dieser begleitete Richarden auf der Reise, welche derselbe, wie ich Dich schon früher benachrichtigt habe, den Tag nach Eurer Einschiffung, nach Frankreich und andern Gegenden antrat. Eben dieser Guillarte nun kam, nachdem wir sechzehn Monate lang keine Nachricht von meinem Sohne gehabt hatten, bei uns an und verkündete uns: der Graf Ernst hätte Richarden in Frankreich verrätherischer Weise ermordet. Bedenke, Tochter, in welche Lage wir Alle, sein Vater, ich und seine Braut, durch diese Nachricht mußten versetzt werden, da wir auch nicht einmal unser Unglück mehr bezweifeln konnten. Ich und Clotald bitten Dich nur, Richards Seele Gott eifrigst zu empfehlen, denn dies verdient er wohl, da er Dich, wie Du weißt, so aufrichtig geliebt hat; bitte auch Du unsern Vater im Himmel, daß er uns Geduld und ein seliges Ende schenke, so wie wir ihn bitten wollen, Dir und Deinen Eltern ein langes Leben zu gewähren."

Brief und Handschrift ließen Isabellen nicht mehr am Tode ihres Bräutigams zweifeln; sie kannte den Pagen Guillarte sehr gut, und wußte, daß er wahrhaft sey und keine Ursache gehabt haben konnte, diesen Tod zu erdichten, und noch weniger konnte sich Lady Katharina dazu bewogen gefunden haben, da sie durchaus keinen Vortheil davon hatte, Isabellen traurige, und für sie selbst so drückende Nachrichten

mitzutheilen. Kurz, keine Ueberlegung, die sie machte, nichts, was sie sich vorstellte, konnte ihr den Glauben an die Wahrheit ihres Unglücks nehmen. Nachdem sie den Brief gelesen hatte, erhob sie sich von dem Polster, auf welchem sie saß, ohne Thränen zu vergießen, ohne Zeichen eines schmerzlichen Gefühls, und ging ungetrübten Antlitzes und, wie es schien, ruhigen Herzens, in ein Betzimmer; hier kniete sie nieder vor dem Andacht erweckenden Bilde des Gekreuzigten, und gelobte, den Schleier zu nehmen, indem sie sich als Wittwe betrachtete und zu diesem Schritte berechtigt glaubte. Ihre Eltern verhehlten und unterdrückten mit Klugheit den Kummer, welchen diese traurige Nachricht ihnen verursachte, um Isabellen in ihrem bittern Leiden trösten zu können, welche sich aber durch den gefaßten heiligen und christlichen Entschluß in ihrem Schmerze fast ganz beruhigt fühlte, so daß sie ihre Eltern noch trösten konnte, denen sie ihr Vorhaben mittheilte, die ihr indeß riethen, es nicht eher auszuführen, als nach Verlauf der zwei Jahre, welche Richard bis zu seiner Ankunft festgesetzt hätte, denn alsdann erst würde sein Tod sich vollkommen bestätigen, und sie könnte mit größerer Sicherheit ihren Stand verändern. Dies that Isabella; sechs und einen halben Monat, welche an den zwei Jahren noch fehlten, brachte sie unter geistlichen Uebungen und damit zu, ihren Eintritt in ein Kloster vorzubereiten. Sie wählte das Kloster der Paulinerinnen, wo ihre Verwandte sich befand. Die Zeit verfloß, und der Tag, an welchem sie den Schleier nehmen wollte, kam heran. Diese Neuigkeit verbreitete sich durch die ganze Stadt, und das Kloster, so wie der kleine Raum zwischen diesem und Isabellens Wohnung füllte sich mit Zuschauern, welche Isabellen theils persönlich, theils auch ihrem Rufe nach kannten. Ihr Vater ladete seine Freunde ein und diese wieder Andere, und auf diese Art bekam sie eine Begleitung, die man bei dergleichen Fällen in Sevilla

noch nicht so ehrenvoll gesehen hatte. Es befand sich dabei gegenwärtig der Assistent und der Vorsteher der Kirche, der Vicarius des Erzbischofs, so wie alle vornehme Herren und Damen aus der Stadt, so groß war Aller Verlangen, Isabellens Schönheitssonne zu sehen, die so lange für sie war verfinstert gewesen. Da es nun gebräuchlich ist, daß die Jungfrauen, welche den Schleier nehmen wollen, bei dieser Gelegenheit ihre besten Kleider und Kostbarkeiten anlegen, um mit denselben zugleich alle Pracht und Eitelkeit von sich zu entfernen, so wollte sich auch Isabella so prächtig, als möglich kleiden, und zog deßhalb dasselbe Kleid an, welches sie getragen hatte, als sie der Königin von England war vorgestellt worden und dessen Reichthum und Pracht schon ist beschrieben worden, wobei sie sich auch noch mit den bekannten werthvollen Perlen, dem Brillantringe, dem Halsband und dem Gürtel schmückte. Mit diesem und dem Schmuck ihrer Schönheit, wodurch Alle veranlaßt wurden, Gott in diesem Meisterwerke zu loben, verließ sie das väterliche Haus zu Fuß, da die Nähe des Klosters die Wagen unnöthig machte; allein der Drang von Menschen war so groß, daß sie durch denselben verhindert wurden, das Kloster zu erreichen, und es schon bereuten, keine Wagen genommen zu haben. Einige von den Zuschauern priesen ihre Eltern glücklich, Andere lobten den Himmel, der sie mit so vieler Schönheit begabt hatte; Einige streckten sich empor, um sie zu sehen, Andere, die sie schon gesehen hatten, eilten voraus, um sie noch einmal zu sehen; am eifrigsten aber, und zwar so daß Viele es bemerkten, bewies sich dabei ein Mensch in der Kleidung eines losgekauften Sklaven, der ein Kreuz auf der Brust trug, zum Zeichen, daß die Brüder Trinitarier ihn losgekauft hatten. Wie nun Isabella schon an dem Haupteingange des Klosters angelangt war, aus welchem ihr, wie es gebräuchlich ist, die Priorin

und die Nonnen mit dem Kreuz entgegen kamen, da rief jener Sklav mit lauter Stimme:

„Halt' ein, Isabella! Halt' ein!“

Auf diesen Ruf wendeten Isabella und ihre Eltern sich um und sahen daß der Sklav sich durch die Volksmenge bis zu ihnen hindrängte. Die blaue Mütze, die er auf dem Kopfe trug, entfiel ihm, und man erblickte eine Menge blonder Locken, und ein Antlitz, roth und weiß, wie Carmin und Schnee, woraus Alle sogleich schlossen, daß er ein Fremder seyn müsse. Endlich kam er, indem er bald strauchelte, bald wieder aufstand, zu Isabellen, ergriff sie bei der Hand und sagte zu ihr:

„Kennst Du mich, Isabella? Sieh, ich bin Dein Bräutigam Richard!“

„Wohl kenne ich Dich“ antwortete Isabella, „wenn Du nicht etwa eine Erscheinung bist, die meine Ruhe stören will.“

Ihre Eltern faßten ihn an, betrachteten ihn aufmerksam, und erkannten endlich auch Richard in ihm, welcher mit Thränen in den Augen vor Isabellen niederkniete und sie beschwor, sie möchte sich durch die Sonderbarkeit seiner Kleidung nicht verleiten lassen, ihn zu mißkennen, noch sich durch seine Armuth abhalten lassen, das Versprechen zu erfüllen, welches sie sich gegenseitig gegeben hätten. Trotz des Eindruckes, den Lady Katharinens Brief mit der Nachricht von Richards Tode in Isabellens Gedächtniß zurückgelassen hatte, glaubte sie doch ihren Augen und der gegenwärtig vorliegenden Wahrheit noch mehr; sie umarmte also den Sklaven und sagte:

„Ja, Ihr seyd es, mein Gebieter, Ihr seyd es, der allein meinen christlichen Entschluß hindern kann. Ihr seyd die Hälfte meiner Seele, denn Ihr seyd mein wahrhafter Bräutigam; Euer Bild habe ich in mein Gedächtniß gegraben und in meiner Seele aufbewahrt. Wenn nun auch die Nachrichten, welche Eure Mutter mir von Eurem Tode gab, mir

nicht das Leben raubten, so bewogen sie mich doch, den Weg der Religion einzuschlagen, denn in diesem Augenblicke wollte ich mich gänzlich dem geistlichen Stande ergeben; da aber Gott durch ein so gerechtes Hinderniß zeigt, daß er es anders beschlossen hat, so kann und will ich dem nicht widerstreben. Kommt, Herr, in das Haus meiner Eltern, welches Ihr als das Eurige betrachten mögt, und dort will ich mich Euch nach den Vorschriften des heiligen, katholischen Glaubens als Gattin übergeben."

Die Umstehenden, so wie auch der Assistent, der Vorsteher, und der Vicarius des Bischofs vernahmen alle diese Reden; Alle waren verwundert und erstaunt, und verlangten zu wissen, was dies für eine Geschichte, was dies für ein Fremder, und von welcher Vermählung die Rede sey? Isabellens Vater antwortete hierauf, indem er sagte, die Erzählung dieser Geschichte erforderte mehr Zeit und schicklichere Gelegenheit, er bäte aber alle, welche die Sache zu wissen wünschten, daß sie mit in sein Haus gehen möchten, welches doch so nahe wäre; dort würde man ihnen Alles so erzählen, daß sie zufrieden, und über die Seltsamkeit des Vorfalles verwundert seyn würden. Indem erhob einer er Gegenwärtigen die Stimme und rief:

„Meine Herren, dieser junge Mann ist ein großer englischer Corsar, den ich kenne, und es wird nicht viel länger, als zwei Jahre seyn, daß er den algierischen Corsaren das aus Indien kommende Schiff wegnahm. Er ist es ohne Zweifel, denn ich erkenne in ihm denselben, der nicht allein mir, sondern auch noch dreihundert andern Gefangenen die Freiheit gegeben hat, und noch Geld dazu, daß wir nach Spanien kommen konnten."

Durch diese Worte gerieth die ganze versammelte Menge in Bewegung, und in Allen wurde der Wunsch immer lebhafter, in dieser verwickelten Sache Aufklärung zu erhalten. Endlich begleiteten der Assistent

und jene zwei geistlichen Herren Isabellen nach ihrer Wohnung, und ließen die Nonnen traurig, verwirrt und weinend zurück, weil dieselben so viel dabei verloren, die schöne Isabella nicht in ihrer Gesellschaft zu behalten. Als diese zu Haus angekommen war, ließ sie die Herren in einem großen Saale niedersitzen, und obgleich Richard bereits das Wort nehmen und seine Geschichte erzählen wollte, so schien es ihm doch besser, dies Isabellens gewandter Sprache und Klugheit zu überlassen, da er ohnedies eben nicht geläufig Spanisch sprach; alle Gegenwärtigen schwiegen und hörten mit größter Aufmerksamkeit Isabellens Reden zu, welche alles erzählte, was ihr begegnet war von dem Tage an, wo Clotald sie aus Cadiz entführt hatte, bis sie dahin zurückgekehrt war; sie erwähnte das Gefecht Richards mit den Türken, seine Großmuth gegen die Christen, das Eheversprechen, das sie sich einander gegeben hatten, und die festgesetzten zwei Jahre; sie sprach von der Nachricht, die sie von Richards Tode bekommen und für so gewiß gehalten hätte, daß sie, wie bekannt, dadurch sey bewogen worden, den Schleier nehmen zu wollen; sie rühmte die Großmuth der Königin, die Christlichkeit Richards und seiner Eltern, und bat hierauf Richarden, zu erzählen, was ihm seit seinem Abgange von London bis zum gegenwärtigen Augenblicke begegnet wäre, wo sie ihn im Sklavenkleide sähen und mit dem Zeichen, daß er durch Almosen wäre losgekauft worden.

„So ist es auch," sagte Richard, „und ich werde meine unermeßlichen Leiden in kurze Worte zu fassen suchen. Nachdem ich von London abgereist war, um der Vermählung mit Celinen, eben jenem schottischen Fräulein, dessen Isabella erwähnt hat, auszuweichen, reiste ich in Begleitung Guillarte's, jenes Edelknaben, von welchem meine Mutter schreibt, daß er die Nachricht meines Todes nach London gebracht habe, durch Frankreich und kam nach Rom, wo meine Seele erfreut und mein Glaube gestärkt wurde; ich küßte dem

heiligen Vater die Füße und beichtete meine Sünden dem Großpönitenziar, der mich von denselben lossprach und mir die nöthigen Zeugnisse ausstellte, daß ich gebeichtet, geküßt und mit unserer Mutterkirche mich ausgesöhnt hätte. Nachdem dies geschehen war, besuchte ich die unzähligen Andachtsörter dieser heiligen Stadt. Von zweitausend Thalern in Gold, die ich noch hatte, gab ich tausend und sechshundert auf Wechsel, die auf einen florentinischen Kaufmann in dieser Stadt, einen gewissen Rocchi, gestellt waren; mit den übrigen vierhundert Thalern, die mir noch blieben, reiste ich, in der Absicht, nach Spanien zu gehen, nach Genua ab, denn ich hatte Nachricht bekommen, daß zwei, dem Rathe jener Stadt gehörige Galeeren zur Abfahrt nach Spanien bereit lägen. Ich kam mit Guillarte'n an einen Ort, welcher Aquapendente heißt und auf dem Wege von Rom nach Florenz zu, die letzte Besitzung des Papstes ist. Dort fand ich in dem Gasthofe, wo ich abstieg, den Grafen Ernst, meinen Todfeind, welcher verkleidet mit vieren von seinen Bedienten, wie ich hörte, nach Rom reisen wollte, wahrscheinlich mehr, weil er neugierig, als weil er ein guter Katholik war. Ich glaubte, er hätte mich nicht erkannt, verschloß mich mit meinem Diener Guillarte sorgsam in ein Zimmer und war entschlossen, beim Einbruche der Nacht in einen andern Gasthof zu gehen; ich that es indeß nicht, denn weil ich die große Sorglosigkeit des Grafen und seiner Diener bemerkte, so wurde ich in meinem Glauben bestärkt, daß sie mich nicht bemerkt hätten. Ich saß Abends auf meinem Zimmer, verschloß die Thür, legte meinen Degen in Bereitschaft und empfahl mich Gott, beschloß aber, mich nicht zu Bette zu legen. Mein Diener schlief ein und ich selbst saß halb schlafend auf einem Stuhle; allein kurz nach Mitternacht weckten mich vier Pistolenschüsse, die mich dem ewigen Schlafe in die Arme liefern sollten, und die, wie ich hernach erfuhr, der Graf und seine Die-

ner auf mich thaten. Sie hielten mich für todt, sagten dem Wirthe, daß er mich begraben sollte, weil ich ein Mann von Stande wäre, und entflohen auf ihren schon in Bereitschaft stehenden Pferden. Mein Diener (wie mir hernach der Wirth sagte) erwachte bei dem Knallen, stürzte sich vor Schrecken zum Fenster hinaus in einen Hof und rief: „Ach, ich Unglücklicher! Man hat meinen Herrn ermordet!“ Er war hierauf entflohen, und in seiner Furcht wahrscheinlich, ohne sich aufzuhalten, bis London gegangen, weil gerade er die Nachricht meines Todes dorthin gebracht hat. Die Leute im Wirthshause liefen zusammen und fanden mich von vier Kugeln und vielen Schrooten durchbohrt, aber nur an solchen Orten, wo die Wunden nicht tödtlich waren. Ich verlangte, als ein guter katholischer Christ, daß man mir einen Beichtiger schaffen und die Sacramente reichen sollte; dies geschah, und man verband mich hierauf; allein ich konnte unter zwei Monaten nicht weiter reisen, nach deren Verlauf ich nach Genua ging, wo ich aber keine andern Transportmittel fand, als zwei Felucken, die ich mit zwei vornehmen Spaniern gemeinschaftlich miethete, und zwar die eine, um sie auf Kundschaft vorauszuschicken, und die andere, um sie selbst einzunehmen. Mit dieser Vorsichtsmaßregel schifften wir uns ein und fuhren mit dem Vorsatze, nicht weit in den Golf hineinzugehen, immer am Lande hin. Als wir aber auf einen Punkt an der französischen Küste kamen, den man die drei Marien nennt, und unsere Kundschaftfelucke uns vorausfuhr, kamen unvermuthet aus einer Bucht zwei türkische Galioten. Die eine schnitt uns das Meer ab, die andere aber die Küste, auf die wir zusteuern wollten, und auf diese Art nahmen sie uns gefangen. Wie wir auf der einen Galeote angekommen waren, zogen sie uns gänzlich aus und plünderten die Felucken, versenkten sie aber nicht, sondern ließen sie auf den Strand laufen, um, wie sie sagten, dadurch anderes Wild herzulocken, denn so neu-

nen sie den Raub, welchen sie den Christen abnehmen. Man wird es mir wohl glauben, wenn ich versichere, daß die Sklaverei mich in der Seele schmerzte, vorzüglich aber der Verlust meiner Ablaßscheine, welche ich, nebst der Verschreibung der tausend sechshundert Dukaten, in einer blechernen Büchse bei mir gehabt hatte. Das gute Glück fügte es indeß, daß diese Büchse in die Hände eines spanischen Christensklaven fiel, der sie aufbewahrte; denn wenn die Türken sie bekommen hätten, so würden sie zum wenigsten so viel Lösegeld von mir verlangt haben, als der Wechsel werth war, den sie auf jeden Fall erkannt hätten. Man führte uns nach Algier, wo sich eben die Väter Trinitarier befanden, um Gefangene einzulösen. Ich sprach mit ihnen und sagte, wer ich wäre; ob ich nun gleich ein Fremder war, so wurden sie doch zum Mitleiden bewegt und kauften mich los, indem sie dreihundert Dukaten für mich gaben, wovon hundert baar erlegt wurden, und die übrigen zweihundert gezahlt werden sollten, wenn das Almosenschiff zurückkäme, um einen von den ehrwürdigen Vätern auszulösen, der für viertausend Dukaten als Geißel zurückblieb, die er über die mitgebrachte Summe ausgegeben hatte; denn bis zu solchem Erbarmen, zu solcher Großmuth erstreckt sich das Mitleid dieser Väter, welche ihre eigene Freiheit für Fremde hingeben und als Sklaven zurückbleiben, um Sklaven auszulösen. Zur Erhöhung des Glückes meiner Freiheit bekam ich auch noch die verlorne Büchse mit den Ablaßscheinen und dem Wechsel wieder; ich zeigte sie dem heiligen Vater, der mich ausgelöst hatte, und bot ihm zur Belohnung für seine Hülfe fünfhundert Dukaten mehr an, als für meine Auslösung war bezahlt worden. Es verging beinahe ein Jahr, bis das Almosenschiff zurückkam; wenn ich aber das erzählen sollte, was mir während dieser Zeit begegnet ist, so müßte ich eine ganz neue Geschichte beginnen; nur das will ich erwähnen, daß ich von einem der zwanzig Türken er-

kannt wurde, denen ich, wie schon erzählt worden ist, nebst den übrigen Christen die Freiheit gegeben hatte. Er war so dankbar und rechtschaffen, daß er nicht entdeckte, wer ich war; denn wenn die Türken denjenigen in mir erkannt hätten, der ihre beiden Fahrzeuge in den Grund gebohrt und ihnen das große, aus Indien kommende Schiff aus den Händen gerissen hatte, würden sie mich entweder zum Großherrn gebracht, oder mir gar das Leben genommen haben, und wenn das Erstere geschehen wäre, so hätte ich in meinem Leben die Freiheit nicht wieder bekommen. Kurz, der Pater Trinitarier langte mit mir und noch andern funfzig losgekauften Christen in Spanien an; in Valencia hielten wir unsern allgemeinen Umzug und von dort aus ging nun ein Jeder mit diesen Kleidern, den Zeichen seiner Freiheit, dahin, wohin es ihm beliebte. Ich kam heut in dieser Stadt an, und zwar mit einem solchen Verlangen, meine Braut zu sehen, daß ich, ohne mich mit etwas Anderem aufzuhalten, nach diesem Kloster fragte, wo ich Nachrichten von derselben bekommen sollte. Was mir nun hier begegnet ist, hat man bereits gesehen, und ich habe nichts weiter mehr zu zeigen, als diese Ablaßbriefe, um die Wahrheit meiner Geschichte zu bekunden, welche eben so wunderbar, als glaubwürdig ist."

Hierauf zog er aus einer Blechbüchse die erwähnten Ablaßscheine und übergab sie dem Vorsteher, welcher sie gemeinschaftlich mit dem Assistenten durchsah und nichts darin fand, was ihm die Wahrheit von Richards Erzählung zweifelhaft gemacht hätte. Zu noch größerer Bestätigung fügte es der Himmel, daß der florentinische Kaufmann sich gegenwärtig befand, auf welchen der Wechsel von den tausend sechshundert Dukaten gestellt war; er bat, daß man ihm das Papier zeigen möchte, erkannte ihn für gültig und nahm ihn sogleich an, da er schon seit vielen Monaten Avis von dieser Zahlung hatte. Dies Alles erregte

Verwunderung über Verwunderung, und Erstaunen über Erstaunen. Richard bot von neuem die versprochenen fünfhundert Dukaten; der Assistent umarmte Richarden, Isabellen und ihre Eltern, und machte ihnen Allen die höflichsten Anerbietungen; dasselbe thaten die beiden Geistlichen, welche auch Isabellen baten, diese ganze Geschichte niederzuschreiben, damit der Erzbischof sie lesen könnte, und Isabella versprach es. Das tiefe Stillschweigen, welches alle Umstehenden während des Anhörens dieser seltsamen Begebenheit beobachtet hatten, wurde zum Lobe Gottes für seine großen Wunder; Alle, vom Vornehmsten bis zum Geringsten, wünschten Richarden, Isabellen und ihren Eltern Glück, verließen sie, und sie baten den Assistenten, ihrer Hochzeit beizuwohnen, welche sie in Zeit von acht Tagen zu feiern gedachten. Der Assistent bewilligte es mit Freuden und stellte sich, begleitet von den Vornehmsten der Stadt, zu der bestimmten Zeit ein. Durch solche Umwege und unter diesen Umständen bekamen Isabellens Eltern ihre Tochter und verbesserten ihr Vermögen wieder; sie selbst, begünstigt vom Himmel, unterstützt von ihren hohen Tugenden und trotz so vieler Hindernisse, bekam einen so vornehmen Gemahl, wie Richard war, an dessen Seite sie wahrscheinlich noch heute in dem Hause lebt, welches sie, dem Kloster der Paulinerinnen gegenüber, gemiethet hatten, hernach aber von den Erben eines Edelmannes aus Burgos, Namens Hernando de Cifuentes, kauften. Diese Erzählung kann uns lehren, wie viel Tugend und Schönheit vermögen (denn beide vereinigt, oder auch jede für sich allein, sind hinreichend, selbst die Herzen der Feinde mit Liebe zu erfüllen), und wie der Himmel aus dem größten Unglück für uns das größte Glück herzuleiten weiß.

Ende des siebenten Bändchens.

Inhalt.

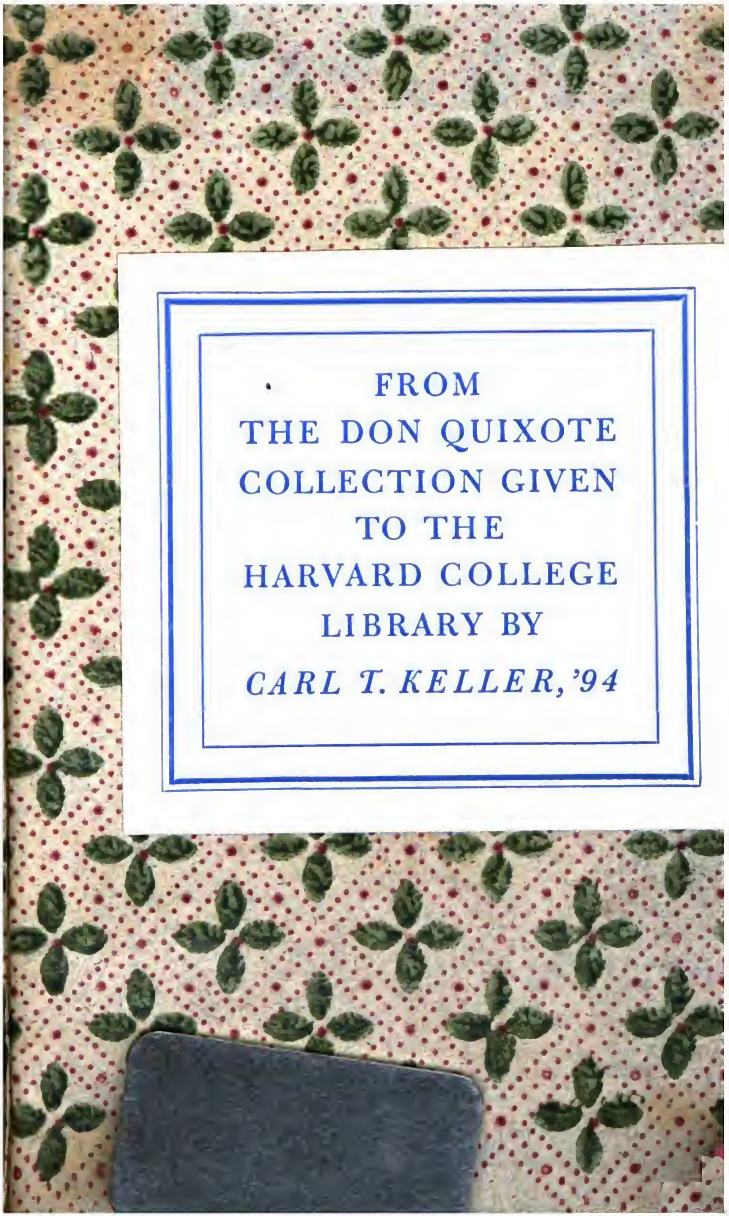
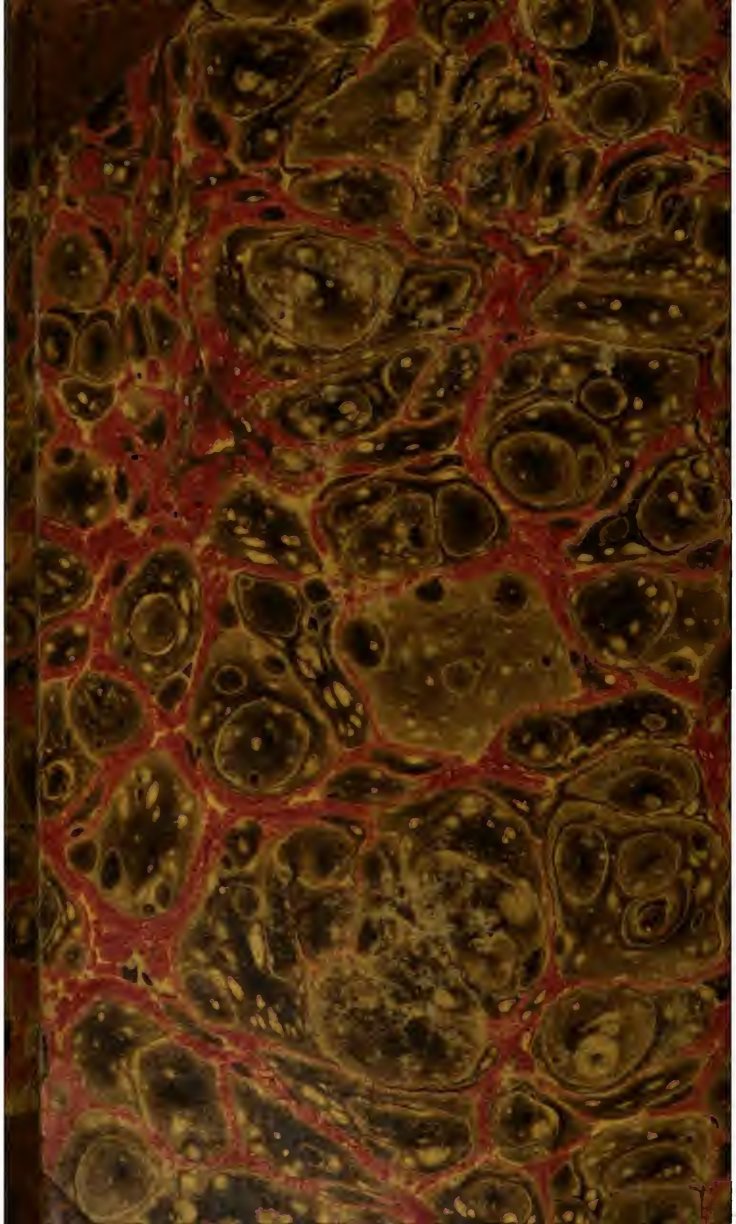
Seite.

I. Das Zigeunermädchen. 12

II. Der großmüthige Liebhaber. 130

III. Rinconet und Cortadillo. 213

IV. Die englische Spanierin. 276


FROM
THE DON QUIXOTE
COLLECTION GIVEN
TO THE
HARVARD COLLEGE
LIBRARY BY
CARL T. KELLER, '94